Staatl. Bibliothek
Regensburg

Gern. 149 i (2

III. 274. 2
Germ 1119 e/2

# Eduard und Margarethe,

oder

# Spiegel des menschlichen Lebens.

---

Von

August Lafontaine.

---

Erster Band.

---

Berlin,
bei J. D. Sander.
1803.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

# So geht es in der Welt.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Eduard und Margarethe,

oder

Spiegel des menschlichen Lebens.

Erster Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1803.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149 i/2

## Nachricht des Verlegers.

Nach dem anfänglichen Plane des Hrn. Verfassers, sollte jeder von den beiden ersten Bänden dieser Sammlung ein kleines, für sich bestehendes, Werk enthalten, und der zweite um einige Bogen stärker werden, als der erste. Dem gemäß wurde der Preis für beide Bände bestimmt, und der Verleger verrechnete sie zugleich. Jetzt, da der vorliegende zweite Band der Sammlung nur der erste Theil eines neuen Werkes ist, wird der Verleger für den, in Kurzem folgenden, dritten Band den Preis aufs billigste bestimmen.

# Eduard und Margarethe,

oder

Spiegel des menschlichen Lebens.

---

## 1.
## Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Freue dich mit mir, meine Liebe! Ich habe den Hafen — nicht des Glückes, aber doch der Ruhe, erreicht. Noch liegt indeß über meinem Schicksal ein dunkler Schleier, den wegzuziehen meine Hände zittern. Ach, ich fürchte, einen Menschen in eine Reihe von Verbrechen verwickelt zu sehen, und die Gewißheit davon würde mein Herz zerdrücken. Frage nicht, frage ja nicht! Mein Vater floh, und mußte fliehen: das ist alles, was ich dir sagen kann. Wollte man mehr? wollte man Schande über das graue Haupt meines Vaters bringen, um mich zu verderben? mich? — Nein, niemals will ich dieses schwarze Gewebe von Bosheit aufdecken.

Wir kamen nach Weimerssen. Mein Vater warf unruhige Blicke auf mich, als ich in der Gaststube des Wirthshauses mit ihm allein war. — Es wird alles gut gehen, lieber Vater, sagte ich freundlich. Er schüttelte den Kopf, runzelte die Stirn, und schwieg in sichtbarer Angst.

Das, womit ich in jenen schönen Zeiten unseres Glückes seinen stolzen Geist beruhigte, das that ich auch jetzt. Mit zitternden Händen nahm ich eine elende Harfe, die dem Wirthe gehörte, der zugleich Amtsmusikant ist. Ich griff in die Saiten, und fühlte, daß ich mit meinen Tönen selbst die Verzweiflung hätte beruhigen wollen. Mein Vater schlug die Hand an die kalte Stirn; dann rief er wild: „höre auf! Ich habe kein Geld mehr; wir sind verloren!"

Er wurde blaß; ein fürchterliches Fieber ergriff ihn, und man brachte ihn zu Bett. Der Wirth fragte mich, in einem rauhen Tone: haben Sie auch Geld genug, zu bezahlen, was die Krankheit Ihres Vaters wahrscheinlich kosten wird? Sonst . . . —

Ich machte meine Ohrringe aus, und zog — ach! das letzte Andenken an eine zu süße Täuschung! — meinen goldnen Ring vom Finger, und gab das dem Manne: Nehmen Sie, sagte ich demüthig; und verlassen Sie meinen Vater nicht! . . . Ich kann arbeiten, fuhr ich fort, und verstehe mancherlei: Musik, Sticken, Mahlen. — „Hm! ich hörte Sie vorhin auf der Harfe da spielen," sagte er freundlicher: „singen Sie auch, Jungfer?" Ich bejahete. „Nun," fuhr er fort, „so soll es für's erste wohl gehen. Machen Sie einmal die Probe."

Ich spielte und sang. Der Mann wurde immer freundlicher, und endlich sagte er ganz sanft: „Sie dauern mich. Wenn Sie mir folgen wollten ... Hier wohnt der Herr von Mörs, ein braver, wohlthätiger Mann mit dem besten Herzen von der Welt, dort in dem gelben Hause, das durch die Linden hervorsieht. Er liebt die Musik, besonders so das Sanfte, Traurige. Nehmen Sie die Harfe, Jungfer; ich stehe Ihnen dafür, er hilft Ihrem Vater." — Ach, Friederike, ich

wurde roth und blaß. Dahin sah ich mich nun gebracht! Wir waren in der That ganz hülflos; mein Vater hatte nicht das mindeste Geld. Ich nahm die Harfe, und ging mit bebenden Knieen. Der Wirth brachte mich in das Haus, sprach mir Muth zu, und führte mich nun auf einen Vorsaal, wo ich spielen sollte.

Kaum vermochten meine bebenden Hände einen Accord zu greifen; doch ich spielte und sang, so gut ich es in meinem Zustande konnte. Da öffnete sich die Thür eines Zimmers. Ein alter Mann steckte seinen Kopf hervor, sah mich eine halbe Minute an, und zog den Kopf wieder zurück. Nun trat ein Mann mit einem ernsten Gesicht in die offene Thür. O, ich mußte die Augen niederschlagen, und es rollten zwei heiße Ströme von Thränen über meine Wangen.

„Armes Kind!" hörte ich von Zeit zu Zeit sagen. „Ja wohl, du lieber Gott!" erwiederte eine andre Stimme. Ich mußte aufhören; denn ich war wie vernichtet. Da trat der Mann auf mich zu, und sagte mit

sanftem Tone: „armes Kind!" und nach einer kleinen Pause: „was ist Ihnen?"

Die Jungfer da — antwortete mein Wirth, der jetzt wieder in den Vorsaal trat — ist die Tochter eines Mannes, der heute bei mir krank geworden ist. Es mag wohl eben nicht sonderlich mit der Kasse bestellt seyn. — „Ja so! hm! so!" antwortete der Herr von Mörs. „Also krank?"

Und da, lieber Herr von Mörs, rieth ich der Jungfer, hieher, zu Ihnen . . . — Der Herr von Mörs lächelte dem Wirthe freundlich zu. „Armes Kind!" sagte er dann wieder, und machte eine Bewegung, als wollte er mir die Thränen abtrocknen. „Sie ziehen also mit Ihrem Vater und der Harfe da im Lande umher?"

Der Wirth erzählte, wie ich zu der Harfe gekommen war. „O, um Vergebung!" sagte der Herr von Mörs nun gutherzig: „ich wußte das nicht. Ihr Vater also, Mamsell . . .? Gieb doch ein Frühstück, Jakob, oder sieh erst einmal nach dem kranken Vater, und sag ihm: er solle unbekümmert

seyn; Gott habe ihn in gute Hände fallen lassen." — Das hat er, sagte Jakob; und wenn die Jungfer wüßte . . . — Mörs gab ihm einen Wink, daß er schweigen und gehen sollte. Er ging mit dem Wirthe, und mich führte der edle Mann in sein Zimmer.

„Hm! wie . . .? Oder . . . Ich wollte fragen, Mamsell, wie Sie heißen. Doch, ich komme Ihnen wohl neugierig vor."

Mich verfolgt ein sehr unglückliches Schicksal, hob ich ängstlich an; aber ich muß es verschweigen.

Er legte den Finger auf den Mund, und sagte in einem unbeschreiblich gutherzigen Tone: „behüte mich Gott, ein Wort zu fragen, mein gutes Kind! Aber verlassen Sie Sich darauf, daß Ihrem Vater nichts abgehen soll, so lange er hier krank ist."

Nun ging der Mann — wie es schien, ein wenig verlegen — im Zimmer umher, und sagte bei jedem zehnten Schritte sanft: „gutes Kind!"

Jetzt hatte ich Fassung, ihn zu betrachten. Eine lange, schlanke Gestalt, ein wenig

gebeugt, in dem Gesichte weiter nichts Interessantes, als helle, blaue Augen voll frommer Redlichkeit, die sich immer erheiterten, so oft sie mich ansahen. Ich wurde nach und nach so verlegen, wie er. Jetzt aber kam der Bediente zurück, und trat mit einem Gesichte voll Schrecken in das Zimmer. Ich sprang auf, und rief: mein Vater! denn sein Blick hatte zuerst mich getroffen. Mein Vater war todt: das sagte Jakob mir endlich nach langem Zögern; und nun suchten auch beide Männer, Herr und Bedienter, mich zu trösten. Sie wollten mich halten; doch ich stürzte aus dem Zimmer, und warf mich, ganz außer mir, über den Leichnam meines Vaters. Ach, Friederike! — Verlassen, betrogen von dem Manne, den ich liebte, und mein Vater wahrscheinlich durch seine Bosheit getödtet! Welche andere Zuflucht hatte ich, als das Grab! So etwas mochte ich im Uebermaße meines Schmerzes herausgestoßen haben; denn als ich mich endlich in den Armen des Herrn von Mörs wieder erholte, hörte ich ihn sagen: „Freilich, liebes Kind,

wenn man so gemißhandelt ist, wie Sie, und von Personen, wie der, den Sie liebten; freilich, da läßt sich Ihre Ungeduld entschuldigen. Aber, liebes Kind, gemißhandelt sollen Sie nicht wieder werden, obwohl das von einem Menschen viel versprochen ist."

Sie, lieber Herr von Mörs, sagte der Bediente eifrig, können so etwas dreist versprechen, ganz dreist!

„Ja, was ein Mann für das liebe gekränkte Kind thun kann, das soll geschehen, Jakob. Mag der Vater unser Versprechen mit in die Ewigkeit nehmen!"

Das soll er, gnädiger Herr, das soll er! Sein Kind ist in gute Hände gefallen.

„Der Vater in bessere, Jakob!" — —

Ich setze dir das ganze Gespräch her, das Herr und Bedienter mit unbeschreiblicher Treuherzigkeit hielten. Denke dir ja nicht etwa einen frömmelnden Ton dazu! Nichts weniger. Der Herr sprach in einem reinen Basse, sanft und mitleidig; Jakob mit einem fröhlichen Eifer für seinen Herrn.

Man ließ mich allein, nachdem der Herr

von Mörs dem Wirthe, aber ganz leise, den Befehl gegeben hatte, für alle meine Bedürfnisse auf das beste zu sorgen. Nach dem Begräbnisse meines Vaters, dem der Herr von Mörs mit beiwohnte, ließ er sich durch seinen Bedienten erkundigen, ob ich im Stande wäre, ihn zu sprechen. Dann kam er selbst, und fragte mich mit einer schonenden Feinheit, die ich dem treuherzigen Manne kaum zugetrauet hatte: wie ich von nun an zu leben wünschte. Ich antwortete mit einem von Dankbarkeit vollen Herzen, daß ich Kenntnisse genug hätte, in irgend einem guten Hause Gouvernante zu werden, und daß mir Stille und Verborgenheit das Liebste seyn würden.

„Sie wählen da einen schweren Posten, mein Kind,“ erwiederte er. „Ich dachte — Doch, wie Sie wollen. Es würde mich freuen, wenn Sie mich als Ihren Vater ansähen.“

Ich sagte ihm, worin ich Unterricht geben könnte. „Sehr wohl, sehr wohl, liebes Kind. Aber es muß schwer seyn, Kinder zu erziehen, die man nicht kennt; und da dachte ich — Sie werden wohl gehört haben, daß

ich hier mit meinem alten Jakob eine Junggesellen-Wirthschaft führe. Dafür aber wäre Rath geworden. Doch, wie Sie wollen, mein gutes Kind. Nun aber, bis sich eine Stelle für Sie findet — eine gute muß es seyn; auf Gehalt brauchen Sie dabei gar nicht zu sehen — bis dahin, dächte ich, wohnten Sie bei der Amtmännin Walter, einer braven Witwe, dort in dem Hause. Sie werden ja sehen, ob es Ihnen bei der Frau gefallen will."

Ich nahm den Vorschlag mit froher Dankbarkeit an, und ging noch in derselben Stunde hinüber. Die freundliche Frau, die mit der tiefsten Ehrerbietung von dem Herrn von Mörs sprach, räumte mir ein Zimmer ein, wie ich es mir nur wünschen konnte. Jakob brachte meines Vaters kleinen Koffer, und sagte: dies Beutelchen hat sich in des seligen Vaters Kleide gefunden. Ich nahm es an. Das Gold, das ich darin fand, war gewiß ein Geschenk des edlen Mannes. — Hier lebte ich vier Wochen in einer so bequemen Ruhe, daß ich jeden Morgen, wenn ich die

Augen aufthat, erröthete. Mörs kam fast einen Tag um den andern zu mir, um zu sehen, ob ich auch noch zufrieden wäre.

Meine Lage wurde mir lästig, obgleich ein Vater nicht zärtlicher gegen mich hätte seyn können, als Mörs. Ich drang in ihn, mir die Stelle einer Gouvernante zu verschaffen. Nun schlug er mir vor, bei seinem Bruder zu wohnen, und dessen Enkelin zu erziehen. „Aber, liebes Lottchen,“ setzte er hinzu: „Sie sind da freiwillig, ohne Gehalt. Ich würde Sie sogleich dorthin gebracht haben, wenn ich Ihnen nicht erst einige Wochen hätte Ruhe und Einsamkeit schaffen wollen. Diesen Nachmittag will ich Sie hinführen. Aber ich muß Ihnen doch wohl erst meines Bruders Familie ein wenig beschreiben.“ Er fing an; doch er fand an allen Menschen, mit denen ich leben sollte, nichts als Tugenden. „Sie werden ja“ — so schloß er — „selbst, und besser als ich, sehen. Ich komme mit den Menschen da sehr gut zurecht, weil sie, denk' ich, meine Fehler geduldig ertragen.“

Ertragen! brummte Jakob, der das Recht hat, bei allem mitzureden. Fehler? Nein, ich weiß es besser: weil Sie die Güte selbst sind.

Während der Herr seinen Hut holte, gab mir der alte Bediente einige Winke über die Familie des Bruders, die aber weiter nichts enthielten, als das eifrigste Lob seines Herrn; und so gingen wir denn hinüber.

In einem ziemlich großen Saale fanden wir Niemanden als ein Frauenzimmer, in einem etwas altmodigen Anzuge von wohlfeilem Zeuge. Sie kam uns entgegen, und warf Blicke auf mich, die in einer halben Minute mehr fragten, als Vater Mörs in vier Wochen gefragt hatte.

Ihre Mamsell Taube, ohne Zweifel? (Sie betonte das Ihre.)

„Unsre Base, das Fräulein von Mörs," sagte er.

Wir haben Sie recht bedauert, fing das Fräulein wehklagend an. Armes Kind! auf der Reise Ihren Vater zu verlieren! Ohne Geld! ohne Geldeswerth! ohne Verwandten! das ist hart!

„Sehr hart!" sagte Mörs, doch in einem ganz andren Tone.

Aber, liebe Mamsell, was war denn Schuld an der Reise, an der Angst Ihres Vaters? Der Wirth im Gasthofe . . . —

„Base, das soll ein Geheimniß seyn," sagte Mörs ganz ruhig. —

Soll es? hob sie wieder an. Armes Kind! Ein Geheimniß! Freilich, man hat oft Schicksale —

Hier ging die Thür auf, und die ganze übrige Familie trat in den Saal. Die Base Mörs schlüpfte mit einem so ruhigen, so gleichgültigen Gesichte, als käme sie eben aus dem sanftesten Schlummer, wieder in ihren Armstuhl. Der Bruder meines Mörs, der sich zuweilen Zollschreiber nennen läßt, und den auch ich so nennen will, ein starker runder Mann, mit einer kurzen runden Perücke auf dem runden Kopfe, und mit ganz, von oben bis unten, zugeknöpftem Rocke, warf seine funkelnden, blitzenden Augen auf mich, dann auf die Base Mörs, und sagte, indem er mir die Hand hinhielt: „Willkommen,

Mamsell Taube, hier unter meinem Dache. Mein Bruder hat uns so viel Gutes von Ihnen gesagt, daß wir . . ." — Er brach ab, und drückte mir die Hand.

So viel Gutes, so sehr viel! sagte nun die Tochter, ein Mädchen mit einem freundlichen Engelsgesichte.

Wie der Vetter von allen Menschen sagt, unterbrach die Base sie in einem scherzenden Tone, und lächelnd.

„Sie haben Recht, Base!" rief der Zollschreiber: „es ist ein verdammter Fehler an meinem guten Bruder, daß er die Kehrseite an keinem Dinge in der Welt zu finden weiß, daß in seinem Blute nicht Galle genug ist, einen Zaunkönig damit böse zu machen, und daß auch das Herbste auf seiner Zunge süß wird!"

Bruder, was ereiferst du dich? Thue ich Euch damit etwas zu leide, so will ich schweigen.

„Wäre mir und der Base damit geholfen, wenn du schwiegest? Drehen wir Beide die Schattenseite eines Menschen hervor —

fällt

fällt dann nicht sogleich aus deinem Auge und deinem Herzen eine Thräne des Mitleidens darauf? Wenn wir, ich und die Base, anfangen: „ich danke dir Gott," und so weiter — sitzest oder stehst du nicht den Augenblick, mit der Hand auf der Brust, so da, daß wir auf deinen Lippen, und in deinen zum Himmel gekehrten Augen die Worte lesen: Gott sey mir Sünder gnädig?"

Ja, Bruder, das sag' ich immer aus voller Seele.

„Nun freilich! Aber ist das nicht ärgerlich, Bruder? und sollte das mich und die Base nicht zum Verzweifeln bringen? nehmlich, daß du sogar für den Teufel ein gutes Wort hast, und keinen Menschen tadelst, als dich selbst."

Die Base wollte jetzt dazwischen reden; der Zollschreiber ließ sie aber nicht zu Worte kommen. „Ist es nicht wahr, Mamsell Taube?" fuhr er fort. „Fragten wir ihn: wer ist denn die Mamsell Taube? Ein engelgutes Kind. Fragten wir weiter, so hielt er uns Ihre Glanzseite entgegen. Er mahlt, wie

die Chinesen, ohne Schatten, und ohne Grund. Jetzt aber, liebe Mamsell, wollen wir hoffentlich auch Ihre Schattenseite kennen lernen; und ich wette, die Base da weiß schon mehr von Ihnen, als mein Bruder in zehn Jahren erfahren haben würde."

Sie mögen über diesen Punkt scherzen, so viel Sie wollen, hob die Base ohne Eifer an: ewiges Lob ist Ihnen ja so zuwider, wie irgend einem Menschen in der Welt.

„Sie haben Unrecht, Base; und ich setze mein Zollschreiber-Patent gegen Ihr Vermögen, daß ich es im Loben noch weiter gebracht habe, als mein Bruder. — Der Prediger, der mit zugegen war, lächelte. — „Mein Bruder wird mir das bezeugen," fuhr der Zollinspektor fort. „Ich las ihm das Leben einiger Cäsarn vor, lieber Prediger —"

Ich denke, du übertriebst wohl, lieber Bruder. Mir graus'te die Haut, nur vom Anhören; und die Base — was ihr Gott belohnen möge! — fing bitterlich an zu weinen, als du versichertest und sogar beschworst,

das alles wäre die reine Wahrheit. Nur, es waren Heiden, die von Gott nichts wußten; das tröstete mich. Ich konnte es aber lange nicht aus dem Kopfe bringen.

„Bruder, ich habe für jeden eine Apologie gemacht, worin ich erweise ...“ –

Was Sie immer erweisen, sagte die Base: daß schwarz weiß ist, und weiß schwarz. Damit erweisen Sie nichts, als Ihren Widersprechungsgeist. – –

So, liebe Friederike, ging es in Einem fort. Es konnte niemand etwas sagen, ohne daß der Zollschreiber etwas dagegen einwendete. Er kämpfte beständig gegen Alle, und, wenn wir Andren schwiegen, gegen sich selbst, mit immerwährender guter Laune, die aber der feierlichste Ernst schien.

Ich setzte mich nun zu der Tochter hin, einem liebenswürdigen Mädchen, das ihres Oheims edles Herz hat, und dabei eine so lebendige Phantasie, und so viel gesunde Vernunft, daß mir eine so schöne Verbindung noch nie in meinem Leben vorgekommen ist.

Ich nannte sie: Fräulein; sie bat mich

aber, ich möchte sie Mamsell, oder, noch lieber, Margarethe nennen. „Es ist eine Eigenheit meines guten Vaters," sagte sie lächelnd. „Sie werden bei ihm auf mehrere stoßen; doch er ist ein redlicher, ein edler Mann: daran halten Sie Sich." — Man wußte schon, daß ich in das Haus kommen sollte. Der Zollschreiber, mit seiner fröhlichen Laune, gefiel mir, und ich zog mit Freuden in die neue Wohnung.

Ich habe den Nahmen meiner Mutter: Taube, angenommen. Unter dieser Adresse schreib mir. Ich bin ruhig, und würde sogar glücklich seyn, wenn ich vergessen könnte; denn meine fröhliche Laune hat hier Nahrung vollauf. Bald mehr.

---

## 2.

Weimerssen.

Welche Menschen, liebe Friederike! Von meinem lieben Zollschreiber an, bis auf die Base hinunter. Sie haben ihre kleinen Fehler, oder, wie der Zollschreiber sagt: es sind

wahre Giganten, oben Götterköpfe, unten Schlangenfüße. „Ausgenommen mein Bruder Mörs," setzt er aber sogleich hinzu: „der ist ein Apoll von oben bis unten; nur ohne den Stolz des Gottes. Es ist sein einziger Fehler, daß er keinen Fehler hat. Gott weiß, wie er es anfängt! Er trägt seine Last Menschlichkeit, wie Andre ihre Tugenden, und zeigt seine Narrheiten auf eine so gute Weise, daß der feinste Witz daran zu Schanden wird."

Ich dächte, sagte ich, Margarethen könnten Sie dreist mit unter die Göttergestalten rechnen.

„Wenn ich ihr Liebhaber wäre," erwiederte er schnell, „oder ihre Freundin. Ist sie erst zehn Jahre lang Frau und Mutter gewesen, dann will ich Ihnen darauf antworten; früher läßt sich von euch Mädchen nicht viel mehr sagen, als daß euch das Theeeingießen kleidet, und daß euch die Thränen recht hübsch lassen, und das Lachen dazu, wenn Ihr nehmlich hübsche Zähne habt."

Ich bilde mir doch schon jetzt ein, sagte ich ein wenig empfindlich —

„Ja, ja!" unterbrach er mich, und pochte leise an meine Stirn: „da eben steckt es! Ihr Mädchen bildet euch ein, und so weiter."

Ich brachte kein Lob von ihm heraus, ob er mir gleich recht gut ist. Er hat eine Art von Nichtachtung gegen unser Geschlecht, und darüber ist mit ihm nicht zu streiten, man müßte denn Lust haben, in einer Minute zehnmal zu errötheu. Besonders steht die Liebe bei ihm in schlechtem Kredit: was mir um sein selbst willen weh thut; denn sag, Friederike, muß nicht der Mann, der eine höchst üble Meinung von der Liebe hat, . . . Aber bei dem allen scheue ich mich, ein hartes Urtheil über ihn zu fällen; denn er ist ein edler Mann, und hat sogar, wie Base Mörs mit weit geöffneten Augen mir versichert, in seiner Jugend empfindsam, platonisch geschwärmt, troz Einem.

„Hm, ja!" sagte er, als er das hörte: „sehr platonisch; und eben darum kann ich mein Wörtchen mit dazu geben, wenn es auf dies Kapitel kommt. Ich war wie zu Hause

in dem Feenlande, wo das Lächeln zweier rothen Lippen den schönsten Frühlingstag über die Welt gießt, wo in einer einzigen Thräne aus einem blauen Auge das ganze Paradies auf unser Herz fällt, wo — Ja, ja, liebes Lottchen! sehen Sie bei diesen Herrlichkeiten so stolz aus, wie Sie wollen! Ich war mit allen diesen überirdischen Sächelchen nichts mehr und nichts weniger, als der wilde Nordamerikaner, dem in der Wüste ein Weib begegnet, [redacted]"

Schämen Sie Sich, Herr Mörs! sagte ich empfindlich.

„Schämen, Püppchen? So mag auch das gute, alte, weise Mütterchen, die Natur, sich schämen, die des Wilden Herz aus eben dem Thone bildete, wie das Ihrige. Amor, mein gutes Kind, und wenn Ihr ihn in Regenbogenfarben kleidet, ihn mit Aether füttert, und ihn ausstaffirt, als wäre er die leibhafte Tugend selbst, ist ein Bursche mit Fleisch und Blut; und am Ende geht es Euch, troß allen Versen und keuschen Seufzern,

trotz den Sentenzen und der Seelenverbindung, gerade nicht besser und nicht schlimmer, nicht erhabner und nicht gemeiner, als dem Wilden, der zugreift: Ihr kommt in die Wochen!"

Ich hielt mir die Ohren zu, eilte aus dem Zimmer, und ließ die Base, die jetzt aufsprang, den Streit mit ihm abmachen.

Und dieses Kapitel erörtert der Zollschreiber jetzt recht oft; denn wir erwarten nächster Tage Herrn Winter, den Neffen des Herrn von Mörs, auf den wir Weiber alle erstaunlich neugierig sind, weil man ihn als den Phönix seines Geschlechtes angekündigt hat. Die ganze Familie wünscht eine Heirath zwischen Gretchen — (wie kommt doch die Grazie zu einem so gemeinen Nahmen!) — und diesem Vogel Phönix.

Vor einigen Tagen, als wir beim Thee saßen, trat unvermuthet Onkel Erich in das Zimmer: ein Mann mit dunkelrothem Gesichte, dessen Gang so fest ist, daß bei jedem seiner Schritte der Fußboden dröhnt. Onkel Erich! riefen alle aus Einem Munde, und

warfen sich in seine Arme, bis auf die Base, die finster sitzen blieb. Ich hätte nicht geglaubt, daß irgend ein Mensch dieses steinerne Gesicht lieben könnte. Als er aber Gretchen an seine Brust drückte, da war es, als spränge eine Decke von dem Gesichte ab: so brachen auf einmal Wohlwollen, Liebe, die sanfteste Freundlichkeit aus Blick, Mund und Stimme hervor!

Ich bringe euch Allen, sagte er, (hielt aber dabei seinen Blick auf Gretchen fest) etwas mit, und hoffe, etwas Gutes. Eduard ist zurückgekommen, und in vierzehn Tagen wird er hier seyn. Es ist, Gottes Barmherzigkeit sey dafür gelobt! ein ganzer Kerl aus ihm geworden, der Herz und Kopf am rechten Flecke trägt. Ein feiner Mensch (hier wendete er sich ganz an Gretchen) der . . . der . . . wie soll ich mich ausdrücken? — der von Alt und Jung geliebt wird.

„Die Mädchen in Bremen und Lübeck haben sich um ihn gerissen," fiel der Zollschreiber ein. „Ein wahrer Paradiesvogel, Bruder Kapitain!"

Ja, ja! du sollst ihn sehen! Er hat alle Vollkommenheiten, die für einen Mann gehören, als . . .

„. . . einen hübschen Fuß; er sitzt gut zu Pferde, tanzt und reitet gut, spricht Französisch und Englisch, ohne dabei hochmüthig auszusehen, trägt schöne Wäsche und einen simpeln Frack, am Finger einen Solitair von tausend Thalern, und an seiner Uhr, die mit Brillanten besetzt ist, ein Uhrband, das höchstens ein Paar Schillinge kostet. Will man ihm das dritte Glas Wein einschenken, so ruft er mit kräftiger Stimme seinem Wirthe zu: ich habe den Grundsatz, nie mehr als zwei Gläser zu trinken! Denn er hat Grundsätze! Und, zum Teufel! da ist es doch zu begreifen, wie die Mädchen in Bremen, in Lübeck und in ganz Deutschland sich um ihn reißen."

Ich sage dir, er ist ein Mann! —

„Das sag Gretchen, Kapitain. Ich soll ihn nicht heirathen. Mir sag: er ist ein Mensch."

Er ist ein Mensch, sag' ich dir, wie es wenige giebt.

„So sey dir Gott gnädig, armes Gretchen!"

Das sey er! rief der Kapitain. Aber Gretchen ist wie Er: ein Paar, das nicht viel Seinesgleichen hat, Bruder. Er ist für das Gute gerade so warm, wie Gretchen. Alles an ihm ist warm —

„Nur sein Nahme nicht, nebst seiner Nasenspitze und seinen Ohrläppchen, was auch gut ist; denn warme Ohrläppchen deuten auf Schlagflüsse."

Du weißt, Bruder, ehe ich einen Menschen lobe, so lobe, wie . . .

„. . . muß er wenigstens deiner Schwester Sohn, und für deinen Liebling, Gretchen, bestimmt seyn. Nun, nun! werde nicht böse, Kapitain! Es soll mich freuen, wenn er auch nur halb so gut ist, als du."

Glaub mir, ich scheue mich ordentlich vor dem jungen Menschen: so stolz steht er da, so groß!

„Das Alter, denk' ich, wird ihn schon ein wenig beugen. Auch wir standen stolz und groß da; dafür sorgte unser Tanzmeister."

Hier wendete sich der Kapitain unwillig ab, und warf sich an die Brust seines zweiten Bruders, meines Wohlthäters, der so eben herein trat.

Ich ging mit Gretchen hinaus. Sie fiel mir, sobald wir allein waren, mit Thränen in den Augen, um den Hals. Sie weinen, Gretchen? sagte ich. Sollte etwa ...? Denn, so viel ich sehe, ist Ihnen Ihr Cousin bestimmt. Liebt vielleicht Ihr Herz schon?

„Nein," antwortete sie; „aber ich liebe auch Eduarden nicht. Die Zukunft macht mich ängstlich. Ich kenne ihn nicht, und werde ihm vielleicht schon beim ersten Anblicke meine Hand geben müssen. Mein Vater hat keine Achtung für die feinen Empfindungen des Herzens; mein Oheim — Sie hören ja, wie er seinen Eduard liebt und lobt."

Und das ist alles, was Sie von ihm wissen?

„Nein, liebe Lotte. Ich habe ihn als Kind gekannt. O, diese halb erloschenen Bilder von ihm, die noch in meiner Phan-

tasie stehen, ein Knabe, lieblich wie ein Amor, so trotzig, so verwegen, und doch so gut, so sanft! Ich erinnere mich halb und halb — oder vielleicht hat nur die Base durch ihre Erzählungen von meiner Kindheit meiner Phantasie die Bilder gegeben, die ich jetzt Erinnerungen nenne; genug, ich erinnere mich, wie ich als Kind mit ihm spielte, wie er mich gegen meinen Bruder, gegen alle unsre Spielgefährten, beschützte. Ein Paar Briefe, die er an meinen Vater geschrieben hat — o, die müssen Sie Sich zeigen lassen! — und nun das einstimmige Lob, das alle meine Verwandten ihm geben; ein Brief meiner Cousine, die von ihm sagt, er sey der liebenswürdigste Mann, den sie jemals gesehen habe: ein Ideal von Bescheidenheit, Muth, Güte und Stolz."

Nun? – unterbrach ich sie. Und zu einer solchen Beschreibung diese brennenden Augen, diese glühenden Wangen, diese pochende Brust? Was fürchten Sie denn, liebes Kind?

Sie legte die glühende Wange an mein

Herz, um mir den Anblick ihrer Thränen zu verbergen. „Ach," sagte sie dann, „ich fürchte nicht, daß ich ihn nicht werde lieben können; denn mein Herz pocht schon, wenn nur sein Nahme genannt wird. Aber ich fürchte, liebe Lotte, man wird meine Hand sogleich in die seinige legen; dann wird er nicht glauben, daß ich ihn liebe, und mich weniger achten. O, Lotte! ich möchte dem Manne, — ja, ich liebe ihn in der That schon — o, ich möchte ihm mein ganzes Herz zeigen, dieses stille, treue Herz voll liebender Sehnsucht; er wird aber nichts sehen, als den Trauring an seiner Hand. Mein Gehorsam kann ihm gefallen; doch mein Herz wird er vielleicht von sich stoßen, weil die Pflicht, nicht die Liebe, es ihm gegeben hat. — Sie lächeln? Ich bin wohl eine Thörin?"

Das sind Sie nicht, mein gutes Kind. Und, nicht wahr? Sie scheuen den Spott Ihres Vaters, wenn Sie ihm das alles sagen wollten? (Sie drückte mich, ohne zu antworten, an ihre Brust.) Ich aber darf ihm das alles vorstellen?

Sie fiel mir zärtlich in die Arme. „Aber nur, wenn meine beiden Oheime, Erich und Ludwig, dabei sind. Mein Vater hat nicht den Muth, denen etwas abzuschlagen. Ach, Lotte, Sie werden mich verachten, daß ich so thöricht bin, einen Mann zu lieben, den ich nur als Kind gesehen habe!"

Nein, ich liebe Sie um dieses schönen Herzens willen, das die Tugend, nur die Tugend, mit Liebe erfüllt hat. —

Nach Tische brachte ich denn das Gespräch mit dem alten Herrn auf Eduard. Der junge Mann, sagte ich, soll neben andern Tugenden und Vorzügen auch den haben, schöne Briefe zu schreiben.

„Ja wahrhaftig," erwiederte er lachend: „die Tugend hat er. Ich dachte diesen Morgen nicht daran."

Nun lassen Sie doch sehen! Ich verstehe mich auf so etwas ein wenig.

Er drohete mit dem Finger. „Was sehen! Sie sollten ja wissen! Gedrechselte Worte, zugespitzt wie Nähnadeln; hier und da eine großmüthige Empfindung, nachlässig hin-

geworfen; ein heißer Eifer für Andre, für sich selbst nichts als Nachgeben; eine Sentenz, gewöhnlich wie ein Werkeltag, und aufgeputzt wie ein Festtag, paradox ausgedrückt; ein neumodiger Schluß, kurz ab: da haben Sie sogar das Recept zu den Briefen, die an mich adressirt, aber für Gretchen geschrieben sind; denn er muß ja noch wissen, daß in meinem Hause ein Brief, wie ein Besuch, Gemeingut ist. Da lesen Sie." — Er gab mir einen von den Briefen.

Wie können Sie, sagte ich, als ich gelesen hatte, gegen die edle Empfindung, die in diesem Briefe ganz sichtlich ist, so hart seyn?

„Eben weil sie so sichtlich ist. — Lottchen, wir Alten schreiben einen Brief, um des Geschäftes willen, das er abthun soll; so ein junger Mensch aber treibt ein Geschäft um eines Briefes willen, den er in schöne Hände oder vor ein Paar blaue Augen bringen will. Ein Brief ist eine Art von Rausch, worin man sich großmüthiger, freigebiger, muthiger fühlt, als man es nüchtern ist.

Aber

Aber Nüchternheit ist keine Tugend, die einem jungen Mädchen gefällt." —

Nun kamen die beiden Brüder, der Kapitain und Ludwig. Ich fuhr fort einige Stellen aus dem Briefe vorzulesen, und machte den Alten auf die zarte Empfindung, die überall hervorblickte, aufmerksam. – Wo er nur das alles hernehmen mag! sagte Ludwig. Der Kapitain erhob seinen Eduard in den Himmel, und so waren wir denn augenblicklich bei Gretchen. Alle Drei stimmten darin überein, daß die Sache sogleich nach Eduards Ankunft abgethan werden sollte.

Wie Sie den jungen Herrn beschreiben, sagte ich zu dem Kapitain, so scheint er eben nicht der Mann zu seyn, mit dem sich etwas dergleichen so geschwind abthun ließe. Oder sind Sie Ihrer Sache mit ihm schon gewiß?

„Weiß er darum?" fragte der Zollschreiber.

Nicht ein Wort, antwortete der Kapitain. Ich lief wohl hundert Mal mit meiner Fracht aus, ohne einen Fetzen davon

los zu werden. Fing ich an, ein wenig sondiren zu wollen (denn Gretchen durfte ich doch nicht aussetzen): so — Er hat eine seltsame Manier, einem Gespräche auszuweichen. Da drückt er sich so geheimnißvoll, und doch mit einem so vertrauten Wesen aus, daß man jeden Augenblick glaubt, nun kommt es; und am Ende ist es nichts.

„Gehört nicht auch das zu dem Ideale eines Mannes?" fragte mich der Zollschreiber lächelnd. „Er zielte also immer, und drückte nie ab. Armer Kapitain! du hieltest ihm Gretchen dicht vor die Augen, und er sah allenthalben hin, nur nicht, wohin er sehen sollte. Laß ihn kommen; ich will in fünf Worten mit ihm fertig seyn."

Ludwig nickte ihm Beifall zu, und der Kapitain ergriff des Zollschreibers Hand mit großer Freude. Nun aber trat ich dazwischen, und vertheidigte Gretchens Rechte. Den beiden Onkeln leuchtete das ein. Der Vater bewies erst in einer langen Rede, daß an der Liebe nicht so viel sey, als an Ludwigs mühsamer Arbeit, die Länge eines Orts

auf dem Meere zu finden. Doch endlich sagte er: „meinethalben! Ich will doch das Vergnügen haben, Bruder Ludwig, dir zu zeigen, daß es so ist, wie ich sage."

Es wurde beschlossen, daß man den jungen Leuten Zeit lassen wollte, so verliebt in einander zu werden, als sie Lust hätten.

Und Zwanzig ist Gretchen überdies noch nicht voll! meinte die Base.

„Es ist wahr, daran haben wir nicht gedacht," sagte der Vater. Und nun hielt er der Base eine Predigt über die Jahre der Mannbarkeit, warf so seltsame Ideen über die beste Zeit zum Heirathen unter einander, und citirte dabei Dichter, Kirchenväter und Geschichtschreiber so komisch, daß ich lachen mußte, ob ich gleich nur die Hälfte von Allem verstand. Die Base hielt sich nur an Einen Punkt. Er schien nehmlich in seiner Rede die Vielweiberei zu vertheidigen; da fuhr sie auf, und verwies ihn auf göttliche und menschliche Gesetze.

Ludwig machte den Einwurf, daß nicht einmal so viele Mädchen als Knaben geboren würden.

„Hast du die Kirchenlisten von Bagdad, Ispahan, Kahiro, kurz aus den drei größten Welttheilen gesehen?"

Es hindert die Bevölkerung, sagte der Kapitain.

„Wie? und du selbst hast einmal ein Sklavenschiff geführt? Ist Afrika weniger volkreich als Europa? Ist . . ."

Ludwig unterbrach ihn mit einer höchst traurigen Stimme: ein Sklavenschiff hast du geführt, Kapitain? Guter Gott!

Nur Einmal, Bruder, in meinem Leben; und ich möchte es nicht zum zweiten Mal thun, nicht für Millionen.

Bruder, sagte Ludwig, mit einem schweren Seufzer: ich hoffe, du bist sanft mit den armen Menschen umgegangen.

So sanft ich seyn durfte, sagte der Kapitain ein wenig kleinlaut, und blickte den Zollschreiber an, als wollte er den zu Hülfe rufen.

Wann war denn das? fragte Ludwig. Ich höre davon zum ersten Male. — (Der Kapitain nannte das Jahr.) — Ach, das

war das Jahr, das ich mit dem Längenmessen verlor; aber ich danke Gott, daß ich es mit nichts Schlimmerem verloren habe. So viel ich weiß, ist dadurch Niemanden etwas zu leide geschehen. Ich hoffe, Bruder, du hast den armen Menschen Gutes gethan.

Das habe ich, so viel ich durfte. Gewiß, Bruder! Als ich sie ausschiffte, da küßten sie mir weinend Hände und Füße.

Ludwig gab dem Kapitain die Hand. Der Zollschreiber wollte fortfahren; Ludwig unterbrach ihn aber mit der Frage: waren es viel?

Dreihundert, antwortete der Kapitain, und sah den Zollschreiber wieder an, als riefe er ihn gegen die traurigen Blicke seines Bruders zu Hülfe.

„Achtzig tausend, rechnet man jedes Jahr. Welche Bevölkerung! Nun rechnet, ich bitte Euch, einmal ganz ruhig. — Hier ist Kreide —"

O, du Vater der Barmherzigkeit! achtzig tausend jedes Jahr, hob Ludwig wieder an, und blickte mit gefaltenen Händen gen Himmel. Ach, Bruder, du hast doch wohl

nicht Einem ein hartes Wort gesagt? und hast es auch von Andern nicht gelitten?

So wahr ich Erich heiße, Bruder, die Augen sind mir auf der ganzen Reise nicht trocken geworden, wenn ich das Seufzen der Unglücklichen hörte; aber des Königs Dienst! Was ich konnte, das that ich, Bruder. Ich will mich nicht rühmen; doch in Afrika betet gewiß noch mancher Mensch für mich. Ich kaufte selbst zwei Mütter los, die man von ihren Kindern reißen wollte. Laß mich einmal stolz seyn; denn dein Blick macht mir Vorwürfe.

„Vorwürfe?" fragte der Zollschreiber; und jetzt erst sah er, in welcher gepreßten Lage der Kapitain sich befand. Sogleich kam er diesem zu Hülfe. „Vorwürfe, Ludwig? Wenn nur jedes Jahr an der Sklavenküste zwei solche Kapitaine erschienen, wie Erich, dann könnte Gott wohl sogar segnend auf das Land dort herabsehen. Der Kapitain behandelte die armen Neger als Menschen. Laß dir einmal erzählen . . ."

Ach, Bruder, sagte Ludwig weichherzig:

vergieb mir! ich hätte alle die dreihundert Menschen wieder an's Land gehen lassen, und sie in Freiheit gesetzt.

„Und mit welchem Gesichte hättest du bei deiner Zurückkunft vor den König treten wollen?"

Das mag Gott wissen! Ich konnte nicht anders, Ew. Majestät, würde ich gesagt haben. Es waren Menschen, wie Sie und ich.

„Hättest du das hervorgebracht, Bruder, so will ich mich selbst verhandeln lassen. Woher wolltest du den Muth genommen haben?"

Nun, so wäre ich vor Gottes Angesicht getreten; der würde mir doch gnädig gewesen seyn. Mein Leben hätte der König hinnehmen mögen! — —

Friederike, ich kann dir nicht beschreiben, mit welchen rührenden Tönen er diese Worte sagte, wie er das sanft benetzte Auge so gläubig, so geduldig gen Himmel wendete, als träte er eben vor das Angesicht Gottes. Der Schiffskapitain warf sich mit zärtlicher Rührung an seine Brust; der Zollschreiber faßte seine Hand, und sagte mit zitternder

Stimme: „O, wenn das Auge Gottes zür-nend auf die Erde herunter blickt, so wende er es hierher, um die Menschen noch fer-ner zu segnen!"

Die drei Brüder umarmten einander still, und mir gingen die Augen über.

---

3.

Weimerssen.

Unsre Neugierde ist gestillt, unsre Erwar-tung übertroffen. Ich saß mit Gretchen auf dem Balkon, wohin wir gegangen waren, um den Fragen der Base nach dem Zustande von Gretchens Herzen, und ihren Erzählun-gen auszuweichen, die ganz augenscheinlich Warnungen seyn sollten, daß sie sich mit Eduard nicht einlassen möchte. (Die Base ist, mußt du wissen, seinen verstorbenen El-tern nicht gut gewesen.) Da kam auf einem stolzen Pferde, langsam und sinnig, ein jun-ger Mann geritten. „O," sagte Marga-rethe ängstlich und erröthend: „ich glaube, das ist er; das ist Eduard!" — Er konnte

uns nicht sehen, weil wir hinter einem dichten Gewebe von Geißblatt saßen. — Du kannst leicht denken, mit welcher Neugierde ich ihn betrachtete, als er so langsam, und sogar nachlässig, daher ritt. Er warf einen Blick der großen, schwarzen Augen nach den Fenstern des Wohnzimmers hinauf; und Gretchens zitternde Hand ergriff die meinige. Sein Gesicht hat den Charakter der Männlichkeit: es ist nicht schön, aber edel. Er sieht seinem Oheim Ludwig ähnlich.

Ich stützte mich sinnend auf die Gallerie des Balkons, und Gretchen hatte Mühe, mich aus meinem Nachdenken zu wecken; denn ich glaubte, ganz gewiß den jungen Mann schon irgend einmal gesehen zu haben, doch ohne deutlich zu wissen, an welchem Orte. „Unmöglich," flisterte mir Gretchen zitternd zu, „kann ich ihn in diesem Augenblicke schon sehen. Kommen Sie mit in das Bosket." — Er stieg langsam vom Pferde, und ging die Stufen vor der Thür hinauf; wir aber eilten, sobald er im Hause war, vom Balkon hinunter, in den Garten.

Gretchen ging, wie ich an ihrem Lächeln sah, in süßen Träumereien neben mir her. Ich mochte sie nicht darin stören, weil ich ja selbst weiß, wie süß solche Träumereien sind. Endlich hob sie an: „es ist so angenehm, und doch auch so schmerzlich, das alles zu denken, liebe Lotte. Die Wünsche meiner Verwandten bestimmten mich ihm von Jugend auf; und so gewöhnte ich mich schon als Kind, alles auf ihn zu beziehen. Lernte ich etwas, spielte ich ein Adagio gut, so dachte ich: was wird Er dazu sagen? Alles that ich für ihn, nur für ihn. Und jetzt, da er kommt, ist er mir so fremd, sehr viel fremder, als sein Bild in meiner Phantasie, für das ich lebte, dem mein Herz gehörte. Ich war so glücklich; denn ich glaubte, er müßte mich lieben, er müßte. Und wie er nun da herritt, so ernst, so sinnig, so fremd; da dachte ich: wie könnte er dich lieben! wie könntest du ihm sagen, vertrauen, warum er dich lieben müßte! Und wenn nun gar mein Vater Recht hätte, der alle Liebe, diese reine geistige Em-

pfindung, auf die Sinne bezieht und jede Liebe für vergänglich hält! Ach, Lotte! kennen Sie ein Beispiel von einer Liebe, die nur zehn Jahre in der ersten reinen Kraft geblieben wäre? Wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich ihm am Ende für weiter nichts gölte, als für die Mutter seiner Kinder; wenn er in meiner Tochter, wie es so viele Männer thun, das Ideal ahnete, das er vergebens in mir gesucht hätte; wenn er einem andern Manne zu erziehen hoffte, was ihm selbst nicht zu Theil geworden wäre, ein liebenswerthes Weib! O, Lotte!" (Sie hatte meine beiden Hände ängstlich gefaßt, und es rollten heiße Thränen über ihre Wangen.) „Oder, wenn er mich nun gar nicht liebte, gar nicht! wenn sein Herz schon das Eigenthum einer Andern wäre, und er mir dennoch seine Hand gäbe! O, fühlen Sie das nicht, Lotte? Sie lächeln!"

Sie sehen Gespenster, liebes Gretchen. Und in der That, liebe Friederike, ich mußte lächeln, als ich dieses reitzende Geschöpf, diesen Engel — das ist Gretchen — be-

trachtete. Wie könnt' ich ein andres Mädchen lieben, als sie, wenn ich ein Mann wäre!

Auch sie lächelte, als ich ihr das sagte. „Ich habe oft sogar gewünscht: wärest du doch häßlich; dann könntest du des Gefühls, geliebt zu seyn, desto gewisser werden!" (Sie schlug beide Hände vor das Gesicht.) „Ach, da habe ich Ihnen gesagt, was ich vielleicht nicht einmal hätte denken sollen! Mein Herz ist so eifersüchtig, so eitel!"

Ich umarmte sie, und ging mit ihr in das Haus. „O, könnte ich ihm doch frei und ruhig entgegengehen!" flisterte sie mir vor der Thür zu. Als wir in das Zimmer traten, wendete Eduard sich um, und sagte zu Gretchen in einem begeisterten Tone, mit einer tiefen Verbeugung: „o, die Base behauptete, ich würde die Spielgefährtin meiner Kindheit nicht wieder kennen. So, so, sind Sie mir erschienen, liebe Cousine! Sie waren sechs Jahr, als ich Weimerssen verließ; und dieser Augenblick versetzt mich wieder in meine schöne Kindheit. — Er

faßte Margarethens Hand, und drückte sie sanft an seine Lippen.

Das arme Mädchen war ganz Liebe, heitre, Glück ahnende Liebe. Ihre Verwirrung, durch die sie noch lieblicher wurde, erlaubte ihr nicht, auch nur ein Wort hervorzubringen. „Wie befinden Sie Sich?" sagte sie zuletzt mit Anstrengung. Wohl! erwiederte er, in dem leichten Tone des Scherzes; und nun wendete er sich sogleich zu mir, damit Gretchen Zeit hätte, sich von ihrer Verwirrung zu erholen. Sein Auge blieb auf meinem Gesichte hangen, als ob auch er mich schon gesehen hätte, und sich besinnen wollte, an welchem Orte.

Er ist ein schöner Mann. Du weißt, wie wenig das sonst in dem Munde eines Mädchens sagen will; hier aber ist es von großer Bedeutung: denn wir sagen es, wenn er geht, wenn er steht, oder nur ein Glied bewegt, z. B. die Hand ausstreckt; wenn er lächelt, wenn er sich verbeugt, oder das Auge auf etwas heftet. Ich möchte ihn sehen, wenn er zürnte, oder wenn irgend

eine Leidenschaft, irgend eine Begeisterung, ihn ergriffen hätte. Mögen die Männer eine Statüe schön finden; wir nicht: wir wollen den inneren Menschen sehen, nicht die Bildsäule; uns ist nur die Wange schön, welche die Arbeit geröthet hat, nur das funkelnde Auge, aus welchem Muth hervorblitzt. Und so ist Eduard schön.

Seine Stimme ist leise, sanft und rein; doch wenn er ein Paar Worte nachdrücklich betont, so hört man, wie furchtbar diese Stimme einem Feinde werden könnte. Margarethe sah mich jedes Mal mit Wohlgefallen an, so oft er stärker sprach. Er sagte uns, wie ein feiner Mann, allerlei Artigkeiten, doch gar nicht mit der lispelnden, süßlichen Stimme eines Stutzers, nicht mit dem faden, kriechenden Wesen eines Pflastertreters. Es waren feine Scherze, nichts weiter; und man dankte ihm nicht dafür.

Endlich ging er, um Margarethens Vater zu sehen, der sich bei dem Oheim Ludwig befand; und jetzt erleichterte Margarethe ihre gepreßte Brust durch einen Seufzer.

Nun, Base? hob ich an; jetzt werden Sie doch zugeben, daß es auch vollkommene Männer giebt?

Ja, mein Kind, sagte die Base, und legte ihr Nähzeug auf den Tisch: ich muß gestehen, daß mir ein solcher Mann noch nicht vorgekommen ist. In meiner Jugend habe ich einen Franzosen gekannt, der ihm gleich kam. Ich will indeß hoffen, daß dem Vetter Eduard die Feinheit seiner Sitten, die Welt, nicht so theuer zu stehen gekommen ist, wie dem Franzosen. Wir Frauenzimmer haben das von Natur: es ist unser Element, und wir sind darin zu Hause, wie der Fisch im Wasser. Der Mann aber muß es lernen, es kaufen. Ei nun! der Vetter ist lange in Paris gewesen. In der Welt bekommt man Welt. Und wenn Sie bemerkt haben, sein Benehmen mit Gretchen und Ihnen — leicht, artig, submiß, ohne daß er sich das Geringste vergeben hätte. Ihr könnt doch Beide nicht sagen, ob er Achtung für Euch hat, oder ob er Euch für Gänschen hält. Was er Euch zeigte, war

Welt, und weiter nichts. Ei nun, man lernt am Ende denn auch Frauenzimmer behandeln. So ein junger Mensch, der eben aus der Schule kommt — entweder erzählt er Euch seine Jungenstreiche, und liest auch wohl die Rede vor, die er als Primaner zum Abschiede gehalten hat; oder er fällt auf die Kniee, und schmeichelt tölpelhaft. Mit dem Vetter verhält es sich anders. Der ist schon bei Frauenzimmern in der Schule gewesen, und spinnt nun sein Netz so fein, wie es kein Mädchen spinnen kann. Kunst, nichts als Kunst. Aber sie kleidet ihn, als hätte er sie mit auf die Welt gebracht. Ei nun, ein reines unschuldiges Herz, und wenn es auch ein wenig zu oft auf die Lippen kommt, ist auch etwas Gutes; und soll es eine Ehe geben, so ziehe ich den Tölpel mit seiner Unschuld dem feinen Manne mit seiner theuern Erfahrung vor.

Du siehst, Friederike, daß Vetter Eduard bei der Base Mörs eben nicht gut angeschrieben steht. Indeß ganz Unrecht mag sie wohl nicht haben, das seh' ich ein, ob ich gleich

den Vetter in Schutz nahm, und in einen besseren, als Gretchen, die ihn nur mit benetzten Augen vertheidigen konnte.

Schon Eduards Eltern waren so, fuhr die Base fort; denn die beiden Schwestern glichen den drei Brüdern nicht, die Sie kennen, Lotte.

Ich meinte, es wären drei Schwestern gewesen? unterbrach ich sie.

Ei nun ja! antwortete die Base empfindlich. Gretchens beide Tanten wollten oben hinaus. Da wurde so ein Weltleben geführt, lieber Gott, in das ich mit meinem einfachen Wesen — (sie besah sich von oben bis unten) — nicht paßte. Freilich, nach meiner Herkunft könnte ich tragen, was die Beste trägt; denn wir sind von alter Familie.

Ich glaubte, Sie wären nur von Holländischem Adel, weil Sie Sich Van schreiben, liebes Fräulein, und weil Gretchen Mamsell heißen muß.

Muß! richtig, muß! Merken Sie denn nicht, Kind, daß Gretchens Vater nichts in der Welt auf eben die Art angreift, wie je-

der Andre? Dahin gehört z. B. der Zollschreiber; dahin gehört noch mehr, was Sie noch werden kennen lernen. Das eben thut er seiner Schwester zum Possen, die, wie gesagt, zu hoch hinaus will. Eduards Mutter war auch so, gerade eben so, wie der Sohn: Jedes Wort auf die Goldwage.

„O, liebe Base," sagte Gretchen; „sie soll ja die vortrefflichste Frau von der Welt gewesen seyn!"

Sie soll, sie soll! Sie war die Erste, die anfing: sie nahm einen Mann, der nichts hatte, und nichts war, vor dem die Mörse sich schämen mußten; den nahm sie, oder vielmehr, sie mußte ihn nehmen. Dein Vater hielt ihre Partie, wie er es immer macht, gegen die Eltern und die ganze Familie.

„Onkel Erich und Ludwig," sagte Gretchen, „reden von Eduards Vater immer mit Achtung und Zärtlichkeit."

Sagen die nicht immer nach, was dein Vater ihnen vorsagt? Haben die denn einen eigenen Willen?

„Aber sollen Sie denn meinen Vater nicht lieben? — Sie haben wohl einen eigenen Willen, zum Beispiel gegen die Tante Braufeld. Onkel Erich hat ihn gewiß."

Nun, ich will nicht aufhören zu beten, daß alles gut gehen möge, was man hier vorhat, oder, daß Gott noch früh genug aufkläre, was aufzuklären ist.

Das letzte sagte sie so bedeutend, daß ich doch glaube, sie muß etwas wissen. Indeß, wenn es etwas Wichtiges wäre, so hielte sie gewiß nicht damit zurück; denn sie ist ganz ausgemacht Eduards Feindin.

Jetzt kamen Eduard, und seine Oheime. Es war in der That ein rührender Anblick, wie der Jüngling in den Armen dieser drei edlen Männer stand, und wie ganz verschieden er sie behandelte und von ihnen behandelt wurde. Ludwig hatte fast immer die Augen gen Himmel gerichtet, als betete er Segen für den Sohn seiner geliebten Schwester herab. Erich gab ihm hundert Gelegenheiten, ein Großpraler zu seyn: er erzählte der Base, und, wenn die nicht mehr

zuhörte, mir, oder Gretchen, oder sich selbst, welche Reisen Eduard gemacht, und wie männlich er sich überall benommen hätte.

Um den Beifall des Zollschreibers schien der junge Mann zu buhlen, was ich ihm, da er mir stolz zu seyn scheint, nicht zugetrauet hätte. Der Oheim behandelte ihn, wie er alle Menschen behandelt, auf seine seltsame Weise. Er parodirte Erichs Lob, übertrieb es, und mischte ein Paar lächerliche Züge dazu; hinterher aber sagte er mir mit funkelnden Augen: „bei meiner Seele, liebes Püppchen, es steckt ein vortrefflicher Mensch in dem Burschen! Wenn Wind und Wetter der Leidenschaften den Baum verschonen, so kann er reiche Früchte tragen."

Ich dächte, Vater, sagte Gretchen furchtsam, er wäre schon jetzt ein vortrefflicher Mensch.

„Hat er etwa dein Nähezeug gelobt, und deine weiße Hand dazu?" (Gretchen schlug beschämt die Augen nieder.) „Nun, so sag doch," fuhr er fort: „was weißt du denn von ihm?" Ich nahm Gretchens Partie.

„Nun denn Sie, Lottchen, was wissen Sie denn von ihm? Was ich von dem Burschen weiß, dient nicht einmal für Euch; denn daß er bei einer gewissen Gelegenheit lieber ein Mensch seyn wollte, als ein Mann, das wird kein Frauenzimmer ihm hoch anrechnen. Nun, was wissen Sie denn von ihm, das eines Lobes werth ist?"

Ich hielt eine lange eifrige Rede. Er faßte lächelnd meine Hand, und sagte: „es fällt Ihnen wohl nicht ein, daß Sie da lauter Dinge loben, die ich zum Unglück nicht habe, als z. B. eine schlanke, hohe Gestalt, eigenes Haar, eine lange Nase, einen festen, drallen Gang, aus welchem allen sich denn ergiebt, daß er ein Grandison seyn muß!" — In der That, ich hatte das gesagt, und schämte mich nun, daß ich nichts weiter an Eduard loben konnte.

Wie gern wüßte ich, bei welcher Gelegenheit er lieber hat ein Mensch, als ein Mann seyn wollen! Aber es ist nichts schwerer, als dem Zollschreiber etwas abzufragen.

Sie sind alle auf die Jagd gegangen,

bis auf den Zollschreiber, der die Jagd nicht liebt. Leb wohl.

---

4.

Eduard an Runden.

Weimerssen.

Hier bin ich, guter Runden, dem Ziele, das meine Phantasie mir vorsteckte, ganz nahe; und ich finde an ihren lieblichen Bildern nichts zu verbessern. Doch davon nachher.

In Dresden empfing mich der Kapitain, wie ein allzu gütiger Vater. Mit einer Art von furchtsamer Behutsamkeit suchte er erst mich ein wenig zu sondiren, ob ich auch in fremden Ländern seiner Liebe werth geblieben wäre. Ich warf mich an seine Brust, und sagte ihm gerührt, gerührter, als ich in langen Zeiten nicht gewesen war: ich bin ein ehrlicher Mann, lieber Oheim! Wie ich ausging, so komme ich zurück: mit reinen Sitten, und einem vorwurfsfreien Herzen.

Um seine Unruhe einige Tage früher zu

endigen, (denn er konnte sich, wie er sagte, in mein zurückhaltendes Wesen nicht finden), hielt ich mir eine kleine Lobrede. Nun brach der Strom seiner Liebe heiß hervor. Er bat mich, sogleich mit ihm nach Weimerssen zu reisen, wo — das sagte er in zitternder Freude — mich die Liebe zweier andren Herzen, meiner Oheime, und, wenn alles so sey, wie er hoffe, der süßeste Lohn eines frommen Lebens erwarte.

Ich hätte ihn gern gefragt; doch ich schwieg, weil ich seinen raschen Sinn wohl kenne. Ich wollte unwissend bleiben; deshalb wich ich allen Unterredungen, die dahin führen konnten, sorgfältig aus. Mir schlug das Herz, als er sagte: „deine Cousine ist ein Engel geworden!" Ich erwiederte aber kalt: Sie schien Anlage zu einem hübschen Gesichte zu haben.

„Hübschen Gesichte? zum Teufel!" Und nun schilderte er mir, was so schwer ist, Margarethens Schönheit, und ärgerte sich, daß ich lächelte. So hielt ich ihn glücklich in dem Geleise, worin ich ihn haben wollte:

denn es liegen elf oder zwölf Jahre zwischen mir und meiner Cousine; und was können die nicht ändern! —

„Welche Geschäfte hast du denn in Dresden?" hob er wieder an. „Nach Weimerssen geh! Dort steht dein Glücksstern über deines Oheims Hause. Laß das Laufen und Rennen bleiben! Die Französin ist gegen Gretchen ja nur ein schwüler Gewittertag gegen den heitersten Frühlingsmorgen."

Ich erschrak; denn er meinte offenbar die Armand. Doch ich erwiederte ruhig: eben mit dieser Französin habe ich verwickelte Geschäfte. Eine Abrechnung für die ganze Zeit, die ich auf Reisen gewesen bin. — Ich sah auf seinem Gesichte gespannte Neugierde. — Und mit dieser Frau, fuhr ich fort, indem ich Papiere, welche zu dieser Berechnung gehörten, zusammensuchte, ist es schwer auszukommen. Sie hält jede Quittung, auch über eine große Summe, für eine unnütze, lästige Form.

„Für wen hast du denn zu zahlen?" fragte er; „und wem zahlst du, der Frau

oder dem Kinde?" — Er wollte mich augenscheinlich aushorchen.

Beiden. Sie ist die Witwe, denk' ich, oder vielleicht die geschiedene Frau eines Franzosen, oder auch eines Engländers, der . . .

„Verheirathet ist sie nie gewesen," sagte er bestimmt und ein wenig ängstlich.

Kann seyn. Wie gesagt, ich weiß wenig davon —

„Doch wohl, für wen du zu zahlen hast?" Er horchte wieder.

Für ein Haus in Lyon, nach dem Auftrage eines Holländischen Kaufmanns —

„Nahmens? Das ist eine seltsame Commission!" — Er schüttelte den Kopf. „Ich wollte dir wohl rathen, sie abzugeben."

Nun zeigte ich ihm Briefe, Quittungen, Abrechnungen. Er las alles bedächtig durch; dann umarmte er mich, und sagte: „Fast hatte ich dich selbst in Verdacht, Eduard. Die Frau ist hübsch, reitzend, lockend; und deine täglichen Besuche bei ihr . . ." —

Du siehst, er wußte alles; und sein Verdacht mußte auf mich fallen: denn du

glaubst nicht, wie seltsam die Armand ist. Kein Teufel, vielmehr weich, mitleidig, hingebend, in einem gewissen Grade lenksam; doch dann wieder von der wunderlichsten Laune. Sie hat alle Fehler ihres Geschlechtes, und alle Grillen, welche Müßiggang und eine gewisse Erbitterung gegen dich in ihrem heißen Kopfe ausbrüten können.

Sobald ich in Dresden angekommen war, ging ich zu ihr. Sie erkannte mich auf den ersten Blick, und kam mir mit dem freundschaftlichsten Vertrauen entgegen. O Runden! sie ist schöner, als je; zum Entzücken schön. Als sie mir die Wange zum Kusse bot, und ihr schönes schwarzes Auge in Thränen der Freude über mein Wiedersehen schwamm; als sie dann mit glühender Begeisterung meine Hand auf einmal an ihre Lippen drückte, aufsprang, und mir ihr schönes Kind auf den Armen entgegen trug, es in meine Arme legte, und mit tiefer Rührung sagte: „seyn Sie der Vater des Kindes, Eduard! Ich habe den Wunsch aufgegeben, den Mann wiederzusehen, der Weib und Tochter verlas-

sen hat!" — als sie dann mitten im Zimmer niederknieete, und ihr Leben der Bildung ihrer Tochter und der Tugend weihete — sieh, Runden, ich hätte neben ihr knieen und ausrufen mögen: beste, tugendhafteste, erhabenste deines Geschlechtes!

Ich hob sie mit freundlichem Lächeln vom Boden auf, und sagte: wie freue ich mich, liebste Armand, Sie endlich auf diesem Punkte zu finden, dem einzigen, wo das Glück des Lebens für Sie zu finden ist! — „Ja," sagte sie, „ich habe mir unglückliche Tage, und Ihnen viele Last gemacht. Das Leben ist so kurz; ich war eine Thörin!" Und nun philosophirte sie mit einer Wahrheit, mit einer Innigkeit, die mich beinahe getäuscht hätte. Doch schon einige Augenblicke nachher, als ich dem Kinde liebkos'te, und ihr ein Paar Worte über dessen Anmuth sagte, fuhr sie auf: „ist es nicht grausam, daß der Vater sein Kind verläßt?" Sie erhitzte sich nun, und drang wieder mit der alten Heftigkeit in mich, ihr deinen Nahmen und deinen Aufenthalt zu entdecken.

Da waren wir denn wieder auf der vorigen Stelle.

Wozu, meine Liebe, wollen Sie etwas Näheres von dem Vater Ihres Kindes wissen? sagte ich. Wenn ich Ihnen seinen Nahmen nennte, würde nicht Ihre erste Handlung die seyn, daß Sie den Mann, der so großmüthig für Sie sorgt, unglücklich machten? Würden Sie nicht . . .

„Ja, mein Herr Sittenprediger! Ich würde in sein Haus brechen, und ihm sagen: hier ist deine Tochter, und dein Weib, welche die Liebe und die Natur dir gaben. Fort mit dir, Frau, die er um Geld kaufte! Fort mit Euch, Ihr Bastarte, auf welche die Natur nicht die mütterliche Segenshand legte! Hier steht sein Weib, das ihm alles gab; hier steht seine Tochter, seine Erbin, das Kind seiner Liebe!" — Das sprach sie mit flammenden Augen, mit der Röthe des Zorns auf ihren Wangen; und dennoch war sie schön! — Ich sah sie lächelnd an, sprang dann auf, faßte sie in meine Arme, und sagte: Sie sind eine reit-

zende Furie. Sie stieß mich von sich, faßte, mit einer Miene, die immer furchtbarer wurde, ihre Tochter, umschlang sie mit einem Arme, streckte den andern hoch empor, und sagte endlich, in dumpfen Tönen, langsam und abgezählt: „fort! fort! Ich will Sie nicht mehr sehen! Fort!"

Ich wollte sie wie gewöhnlich beruhigen; sie blieb aber in ihrer Stellung, über ihre Tochter hingebeugt. „Fort! Ich will nichts von Euch! nichts, kein Geld, Ihr Bösewichter! Was ich Euch gab, gebt mir: Liebe!" (Ihr Gesicht wurde immer dunkler.) „Und meint Ihr, Ihr Kurzsichtigen, daß ich immer ein Kind seyn werde, weil ich eins war? Kenn' ich Sie nicht? Kann ich nicht erfahren, wer Ihre Freunde sind? Und ist nicht der grausame Vater dieses armen Geschöpfes ganz gewiß darunter?"

Ich stellte mich ruhig, ohne es zu seyn; denn, Runden, kann sie nicht sehr leicht dich entdecken? — Was hülfe es Ihnen, Armand, wenn Sie seinen Nahmen erführen? Rechnen Sie in der That auf noch mehr,

als er für Ihre Tochter thut? Sie würden ihn nur zwingen, Sie zu verlassen.

„Das will ich!" (Noch immer in der vorigen Stellung, gleichsam wie erstarrt.) „Dann will ich so vor ihn hintreten, so!" (Sie legte die Hand über die Augen ihres Kindes) „mit dem Herzen einer Medea, und" — (sie zog rasch einen Dolch aus dem Busen, und hob ihn auf) — „mit der That der Medea." (Sie verbarg den spitzen Dolch wieder in den Busen.) „Oder glaubt Ihr, ich sey einer solchen That nicht fähig? Ihr irrt Euch!"

Sie kennen ihre leidenschaftliche Heftigkeit. Ich ließ den Sturm vorübergehen, zog dann mein Etuis mit der Halskette hervor, und fragte sie darüber um Rath. Der erste Blick, den sie darauf warf, war verächtlich; doch das verlor sich allmählich, und nicht lange, so nahm sie den Schmuck, obgleich noch maulend, in die Hand. Als ich ihn dann um ihren weißen Hals hängte, sie an den Spiegel führte, und scherzend ihre hangende Unterlippe mit einem Finger leise

berührte, da wurde sie allmählich wieder die alte. Du hießest wieder der großmüthigste Mann, den die Erde trägt, und ich, der ich die Kette aus Paris mitgebracht hatte, der liebenswürdigste Mensch unter der Sonne.

Eben als die Magd herein trat, legte sie einen Arm um meine Schultern, und erzählte mir mit schallendem Gelächter: ich stände bei ihren Bekannten in dem Verdacht, daß ich der Vater ihrer Tochter sey.

Ich? fragte ich empfindlich: wie ist das möglich, da ich Ihre Bekannten nicht kenne?

„Nun, natürlicher Weise habe ich hier und da Winke, einzelne Worte, fallen lassen."

Aber, liebe, unbesonnene Frau! bedenken Sie denn nicht, daß ich . . .?

„Nennen Sie mir den Vater; ich gebe Ihnen mein Wort, daß ganz Dresden in vier Wochen wissen soll, wer er ist."

Bedenken Sie denn nicht, daß Sie mich zwingen, meine Besuche . . .

„. . . aufzugeben?" fiel sie lachend ein. „Wohl! das thun Sie! Dann" — sie nahm

ihre Tochter, und band ihr die Kette um den Hals) — „dann erziehe ich die Kleine nach meinem Kopfe, woran ich überhaupt wohl besser thäte. Mit Einem Worte: soll die da erzogen werden, wie Sie es wünschen, so müssen Sie für den Vater gelten, oder Sich entschließen, mir den Nahmen meines Mannes zu sagen."

Sie fing schon wieder an, finster auszusehen; daher mußte ich schweigen. Es war übrigens am Ende so arg nicht, als sie es machte. Auch bin ich hier zu fremd, als daß man sich viel um mich bekümmern sollte. Aber — was ich immer gesagt habe — sie muß auf das Land, und sie würde gern dort seyn, wenn sie es nur kennte.

Deine Tochter, Runden, ist ein schönes Kind: gut, wie die Natur, und genialisch, ohne die Launen der Mutter zu haben. Ich liebe es von Herzen. Und wenn die Armand es auf dem Schooße hat und ganz Mutter ist; wenn ich, ihr gegenüber sitzend, sehe, höre, und der Ausdruck der Liebe, des weichen Mutterherzens mich entzückt; und

wenn

wenn ich dann an die Kraft ihres Charakters denke — so rufe ich klagend aus: welch ein Weib hätte aus ihr werden können! Welche Kleinigkeiten fehlen ihr nur! Ein Paar richtige Begriffe, Consequenz im Denken; und dies Weib, für das ich jetzt wechselsweise Mitleiden und Verachtung fühlen muß, wäre ein Stolz der Erde. Aber — ist es mit den meisten anders?

Ich fürchte, Runden, daß ich nicht im Stande seyn werde, sie auf die Länge zu beruhigen. Zugegeben, daß es nur Neugierde ist, was sie so unablässig wünschen läßt, deinen Nahmen zu wissen: so wird doch diese Neugierde zuletzt eben so fürchterlich werden, wie jede andre Leidenschaft, die nicht befriedigt, oder nicht durch eine neue verdrängt wird. Sie weis't verächtlich jeden Mann von sich, der ihre Bekanntschaft sucht; doch, ich glaube, daß sie mit ihrem eigenen Herzen ringen muß, um dir treu zu bleiben. Sie bleibt es nur aus Trotz, aus Eigensinn, um das Recht (wie sie es nennt) auf dein Herz nicht zu verlieren.

Keine Gründe bringen sie je dahin, nur halb zu gestehen, daß sie gar keine Rechte auf dich haben kann. Sie giebt alles zu, was ich sage; doch glaube ich endlich, sie müsse überzeugt seyn, dann sagt sie unmuthig: „aber ich liebte ihn, und er mich. Dies sind Rechte der Natur, die mir kein Pfaffe durch ein Paar kalte Worte, am Altare gesprochen, rauben kann." Dann sind wir, wo wir waren, und ich habe vergebens geredet.

Welche furchtbare Wirkung würde die Erscheinung dieses Weibes auf deine gute stille Frau thun, die, in dem seligen Genusse einer zweifellosen Ruhe, mit dir und ihren Kindern so glücklich ist! Ich bin überzeugt, mein theurer Freund, die Mittheilung dieses Geheimnisses würde dir die Liebe deiner Frau nicht rauben, aber ihre stille Seele, ihre ruhige, vertrauensvolle Brust zerdrükken. Laß mich! Noch habe ich Hoffnung, die Armand verheirathen zu können. Daß ich sie hier in Dresden halte, so weit von dir entfernt, ist schon viel. Wenn ich über-

lege, wie kurze Zeit sie dich gekannt, wie selten sie dich gesehen hat, und wie wenig man von unsrer Freundschaft weiß, so lächle ich. Doch wenn ich dann wieder bedenke, wie boshaft der Zufall ist, oder — armer Freund! — wie streng die Nemesis oft die kleinste Schwäche bestraft, so bin ich gar nicht ruhig.

Und wenn ich in deinen Briefen lese, wie du vor diesem möglichen Zufalle zitterst, so — möchte ich erröthen. Runden, scheuen wir denn das Unglück stärker, als ein Verbrechen? Wäre es nicht männlich...? Aber deine Frau, ihr stilles Herz, ihr frommer argloser Glaube an Männerstärke, ihr heiliges Vertrauen auf dich, ihr Stolz auf deine Treue, ihr Haß gegen alle Lust, gegen alle Begierde! — Nein, nein!

Ich sagte das der Armand. Sie hörte Anfangs lachend, dann ernst, dann mitleidig zu, und endlich vergoß sie Thränen. Ihr Herz war ergriffen; und nun sprach ich weiter. Sie störten, sagte ich, den Frieden dieser Menschen, weil Sie den Mann

liebten. Ihre Gestalt steht wie ein drohendes Gespenst vor seinen Augen; unter allen Tönen der Freude, der Liebe, des Vertrauens hört er Ihre unglückweissagende Stimme. Was that er? Der Sturm der Leidenschaft, einer zu heißen Stunde, riß ihn hin. Er betrog sie nicht, Armand; er täuschte nur sich selbst. Jetzt fodert er von dem Herzen, das ihm einst so viel gab, seine Ruhe zurück; und Sie?

„Er soll sie haben!" rief sie schluchzend. Ich erwartete in der That etwas recht Gutes von diesem Moment, und dachte schon darauf, wie es anzufangen sey, dich von der Armand und ihren Ansprüchen gänzlich los zu machen. Aber nach einer Stunde war sie wieder mürrisch, unentschlossen, und es blieb, wie es war. Wenn ich sie nur mit irgend etwas beschäftigen könnte, wofür sie Leidenschaft hätte! Meinst du nicht, daß aus dem Müßiggange alles das Uebel hervorgeht, dessen die Männer das weibliche Geschlecht beschuldigen?

Als ich wieder in einer leidlichen Stim-

mung mit ihr war, reiste ich nach Weimers-
sen ab. Du kennst ja, lieber Runden, meine
Jugendtage, die ich dort verlebte; und du
weißt ja, wie froh mich das Andenken an
diese glückliche Zeit immer machte. Als ich
nun dem Orte näher kam; als aus dem
dunkeln Grün der Ulmen und Linden die
weißen Schornsteine hervorschimmerten, und
ich nun zu mir selbst sagte: das ist meines
Oheims Ludwig, das dort ist unser Haus!
— da war es, als zöge auf einmal eine
neidische Hand einen dunkeln Flor über den
freundlichen Glanz meines Jugendlebens.
Wenn ich mich nun, dachte ich, geirrt hät-
te, wie ich mich tausendmal geirrt habe;
wenn alles, auch meine Hoffnungen, so zu-
sammenfiele, wie der kleine Teich hier un-
ter den Weiden, den ich als Knabe einen
See nannte!

Vorher war es mir unterweges so ge-
wiß, daß alle meine Hoffnungen völlig er-
füllt werden müßten, daß die Tochter mei-
nes Oheims, die ich als ein sechsjähriges
Kind verließ, das Ideal sey, welches ich

als Jüngling in meinen schönsten Stunden, wo ich von der Natur nichts foderte, als Liebe und den Genuß der Häuslichkeit, mir bildete. Ich sah sie, wie in der patriarchalischen Zeit, an dem Eingange des Dorfes unter dem Schatten der Ulmen am Rande eines Brunnens stehen; ich schlang die Arme um sie, und ging mit ihr in das Dunkel der Bäume, die zu einem heiligen Haine mit einem Göttertempel wurden.

Jetzt waren diese Träume verschwunden. Was elf Jahre verändern können, ging an meiner Phantasie vorüber; und ich beschloß, am Eingange des Dorfes, an eben dem Brunnen, wo ich sie vorher als eine Göttin gesehen hatte, vorsichtig zu seyn, mich wohl zu erkundigen. Denn — was wußte ich? Den Wunsch meiner Verwandten. Was aber wünschen die nicht!

Ich ritt ernst und nachdenkend in das Dorf hinein, und warf, als ich auf dem Hofe war, meine Blicke nach den Fenstern des Wohnzimmers hinauf. Es war alles still; Niemand empfing mich. Und glaubst

du wohl, daß ich schwach genug war, darin ein übles Vorbedeutungszeichen zu sehen?

Ich fand sonst Niemanden als eine alte Base, die nie meine Freundin gewesen ist, weil ich, als Kind, ihr zu trotzig war: ein Frauenzimmer, dem es gar nicht an Geist fehlt, sogar nicht am Herzen, das aber, wie mein Oheim sagt, den Zöllner im Hause, im Dorfe, in der ganzen Gegend macht, und den Zoll der Schadenfreude von jeder Schuld, oder jedem Unglück (wenn es nur nicht vor ihren Augen vorgeht), und von jeder Schwäche nimmt. Sie haßt nicht, sie liebt nicht: wen sollte sie auch hassen und lieben, da sie von der Welt nichts mehr hofft, erwartet und fürchtet? Denn mit ihrem Sarge wird alles, was von ihr auf der Welt ist, begraben. Sie — noch immer spricht mein Oheim — braucht für kein Kind, für keinen Enkel höflich gegen Andre zu seyn; und so kann sie der Welt mit lauter Stimme das Register der menschlichen Schulden vorlesen. Sie selbst macht keine; denn sie lebt nur, ohne Liebe und Haß.

Sie empfing mich höflich, wie einen Blutsverwandten, sah mich aber vom Kopf bis auf die Füße durch, ob sie nicht irgendwo den Anschein einer Schuld entdecken könnte. Als ich diese Zöllnerblicke sah, that ich in der Geschwindigkeit das Gelübde, mich gar nicht über sie zu ärgern, und mich mit ihr auf einen bestimmten Fuß zu setzen.

Sie verlangte, daß ich ihr erzählen sollte. Ich reiste ehrbar von Frankfurt nach Brüssel, und von da nach Paris, hatte in Paris weiter nichts bemerkt, als daß die Wege darin sehr weit sind, und ging von da durch die Schweiz den Rhein hinunter, nach Holland und England. Sie erkundigte sich nach der Sittenlosigkeit in Paris, und der Freigeisterei in London. Ich sagte ihr sehr ernst, daß ich im Grunde keinen großen Unterschied zwischen diesen beiden ungeheuren Städten und dem kleinsten Landstädtchen in Deutschland gefunden hätte. Das brachte sie auf meinen verstorbenen Vater, der, sagte sie, seine Freigeisterei aus London mitgebracht hätte.

Ich heftete meinen Blick auf das sanfte Gesicht meines Vaters, dessen Bildniß im Zimmer hing, und sagte ruhig: er steht jetzt vor einem Richter, der es weiß, wie viele Schuld die Londoner daran hatten.

Nun nannte sie in aller Geschwindigkeit die Ueberschriften der Abhandlungen, die sie mir nach und nach ausgeführt geben wird: Gretchens Vater, seine Brüder, meine Tante die Frau von Braufeld, und ihr Sohn Alexander, den du kennst. Dann folgte Gretchen selbst; und weil diese Rubrik mich mehr interessirte, so wurden ein Paar Worte mehr darüber gesagt. „Mich soll doch wundern, ob Sie Gretchen wieder kennen werden. Ich prophezeiete immer: sie wird schön. Aber, wie man sich irren kann!"

Also häßlich? fragte ich kalt.

„Mit nichten!" antwortete sie schnell, und rückte auf ihrem Sessel vor. „Sie ist schön, sehr schön, sagt alle Welt. Aber aus dem Gesichtchen hat sich alles das Kindliche verloren, das . . ."

Wie immer; man wird älter, und verliert das.

„Aber zuweilen behält es ein Mädchen doch; und dann ist es ein unwiderstehlicher Reitz. Diese fromme Unschuld, diese arglose, liebliche, vertrauliche Kindlichkeit . . .“

Nun, wenn sich diese Tugenden nur nicht aus Gretchens Herzen verloren haben, so hat das Gesicht unfehlbar noch jetzt einen Abglanz davon.

„Das sage ich immer, Vetter Eduard; doch die jungen Mädchen wollen nicht daran glauben. Von Gretchen kann ich das nun eben nicht sagen; sie ist noch gut genug. Aber man mag thun, was man will, man hinkt immer ein wenig nach dem Baal, der eben angebetet wird. Zu meiner Zeit — nun, da war man steif und starr, wie die Schnürbrüste und Reifröcke; allzu steif! Jetzt aber ist man allzu gelenkig, wie ein Mannequin —“

Und Gretchen?

„Ei nun! — Da stehen die Mädchen, und figuriren, werfen den Shawl bald rechts, bald links, ziehen den einzigen Rock, den sie tragen, hier fest an, um der Stel-

lung Grazie zu geben, gruppiren sich, dessi-niren sich . . ."

Und Gretchen?

„Ei nun! — Wie ich sage, etwas muß man mitmachen. Aber ist es nicht, als wollten sie die Männer mit den ewigen schönen Stellungen anlocken?"

Und Gretchen?

„Zum Spaß versteht sie es auch; sie macht es aber auf eine feine Weise. Das Mädchen hat wirklich Grazie. — Und dabei der Ton, Vetter Eduard, der unter den Mädchen einreißt, und den Sie doch nimmermehr billigen werden, wenigstens an Ihrer Frau nicht! Wie gesagt — Sie werden Gretchen nicht wiederkennen."

So ging es eine ganze Weile fort. Doch endlich trat Gretchen herein — so bescheiden gekleidet, so einfach, so ohne alle die ekelhafte Manier der meisten Frauenzimmer. Sie erröthete wie eine junge Rose, als sie den Freund ihrer Jugend wiedersah. Auf einmal öffnete sich bei ihrem Anblick meine ganze Jugend wieder, als Hintergrund für

des Mädchens zarte, schlanke, schöne Gestalt. Ich war Anfangs begeisterter, als ich hatte scheinen wollen; doch ich faßte mich, und sprach nun mit einem Mädchen, das mit ihr zugleich hereingekommen war, und das ich schon vorher irgendwo gesehen haben mußte.

Das Gespräch wurde, fast auch von Seiten Gretchens, freimüthig und scherzend. Gretchens neue Freundin (sie heißt Lotte) ist ein heiteres, frohes Geschöpf, und ich achte sie schon darum, weil sie die Art und Weise gefunden hat, mit der Base fertig zu werden, ohne spitz und hart zu seyn. Nun ging ich zu meinem Oheim Ludwig hinüber. Runden, ich kann dir nicht sagen, welche fromme Empfindungen ich hatte, als ich die Pforte öffnete, die nie ein Unglücklicher ohne Trost, ohne Hülfe hinter sich verschlossen hat; als ich nun die Linde sah, unter deren Schatten ein Mann lebt, dessen Herz die Natur aus der sanftesten, reinsten, süßesten Liebe bildete, und in dessen Brust nie eine widrige Empfindung gewesen ist,

ausgenommen wenn er einem Unglücklichen nicht helfen konnte!

Sein alter Bedienter rief, sobald er mich sah: „Eduardchen!" Er zitterte vor Freude (denn mich liebt er eben so herzlich, wie seinen Herrn), und trug mich fast in das Zimmer meines Oheims.

„Sieh da!" rief Gretchens Vater, der mich zuerst bemerkte: „da ist ja Euer Held!" Und nun hing ich an der Brust des edlen Ludwig, der nicht eine Sylbe sagte, sondern mit dem nassen Auge gen Himmel blickte. Oheim Heinrich, Gretchens Vater, schüttelte mir die Hand, weiter nichts. Er liebt mich; aber es ist, als ob er sich dieser Empfindung schämte, weil er ewig über sie spottet. Ein seltsamer Kopf, der nie ein feierliches Ansehen bekommt, auch wenn ihn die erhabenste Empfindung ergreift. In den Bewegungen seines Körpers, in dem Erheben seiner Hände, in seinem Gange bleibt etwas Komisches, das auch dem edelsten Gefühle etwas Lächerliches zumischt.

„Seyd ihr bald fertig?" fragte er, als

die Liebkosungen meiner Oheime nicht aufhörten. „Da steht in der Thür" (er zeigte auf Jakob, den Bedienten) „ein armer Mensch, dem der Mund voll Wasser läuft bei eurer vollen Schüssel. Oder hat Er etwa schon davon genascht, ehe Er sie auftrug?"

Jakob verbeugte sich: ich wünsche dem jungen Herrn des lieben Gottes reichen Segen; und Ihre Gnaden, der Herr Zollschreiber, werden Ihre Freude wohl so gut an ihm haben, wie mein Herr und der Herr Kapitain, denk' ich. In meiner Jugend kannte ich einen Menschen; wenn der sich freute, schlug er Knipschen in der Tasche —

„So, denkt Er wohl, weine ich meine Thränen in der Tasche, Jakob? nicht vor jedermanns Augen, wie sein Herr und der Kapitain."

Jakob wußte nicht, was er sagen sollte, und machte eine Verbeugung, sah aber dabei dem Oheim heiter und muthig in's Gesicht. (So beträgt er sich immer gegen den sonderbaren Mann, der eher alle Welt in Verwirrung bringen könnte, als den alten Jakob.)

„Wie nur die Freude zu Thränen kommen mag, Jakob! Erkläre Er mir das. Wir bringen so die Zeit besser hin, bis auch Er an die Reihe und an die Thränen kommt.”

Ihr Gnaden, ich weiß nicht anders, als daß Thränen mit zur Freude gehören. Mein gnädiger Herr und ich, wir freuen uns nie anders.

„Da würde die Natur wohlgethan haben, wenn sie Euch ein Paar Thränensäcke gegeben hätte, die Euch bis auf die Füße herunter hingen.”

Jakob sagte mit seinem heitren, muthigen Blicke: Gott hat alles wohl gemacht!

„Oder es ist eine Art von Fortunatus-Seckel, der sich immer von selbst wieder mit Freude füllt, wie jener mit Golde.”

Der Herr hat sich oft das Beutelchen gewünscht, Ihr Gnaden, um der Armuth willen. Wir sparen zwar, Ihr Gnaden, wo wir nur können; aber es reicht doch an keinem Ende zu. Das Kapital will der Herr nicht angreifen; denn wir meinen, es gehöre

von Gottes und Rechtswegen — (er zeigte verstohlen auf mich) und — (er verbeugte sich gegen den Oheim Heinrich.) Zarter konnte er nicht sagen, was er dachte.

Mein Oheim stand auf, und rief, in der That mit einer Art von Begeisterung: „Bruder Ludwig, laß dich umarmen!" Dann schüttelte er dem alten Jakob die Hand mit Herzlichkeit, und endlich rief er komisch: „sieht Er, Jakob? auch ich habe meine Leute zum Umarmen, und mein Säckchen voll Thränen, so gut wie Ihr. Aber, wenn das Säckchen zum Vorschein kommen soll, muß etwas mehr geschehen seyn, als daß ein Mensch von einer Spazierfahrt über einige Morgen Europäisches Land zurückgekehrt ist." — Er nahm meine Hand, führte mich zu Jakob, und sagte: „hier hat Er sein Eduardchen. Und nun laßt uns gehen; denn erst muß er ja doch auf die Accise zu der Base."

Jetzt sitze ich denn in meinem ehemaligen Zimmer. Alles ist wieder da; ich bin wieder dein fröhlicher Eduard.

5.

## Eduard an Runden.

Weimerssen.

Ich lebe hier Tage des Himmels, mein guter Runden, und sogar meine Philosophie befindet sich dabei nicht übel. Mein Oheim mag nicht ganz Unrecht haben mit der Behauptung, daß die jungen Leute, wie die unmündigen Kinder, immer nach dem Glänzendsten greifen, nur nach dem glänzendsten Systeme, das dem Ehrgeitze schmeichelt. „Eure Tugend," sagte er gestern, „was ist sie denn? Die härteste Intoleranz gegen fremde Schwächen, und der eitelste Hochmuth auf die großen Plane eurer Phantasie. Verachtend geht ihr neben dem ganzen ruhigen Leben eines guten Hausvaters weg, dessen Tugenden wie ein sanfter warmer Regen, fast unbemerkt, aus seinem Herzen befruchtend auf seine Hausgenossen fallen. Einen Wolkenbruch staunt Ihr an, und wenn er auch ein ganzes Land verwüstet. Ihr verzeiht dem Cäsar, daß er die halbe Erde

verheerte, weil sie vor ihm zitterte, und Ihr lacht, wenn man sagt, daß der Mensch ein Cäsar seyn muß, um eine tief eingewurzelte üble Gewohnheit auszurotten. Für eure Tugenden verlangt Ihr Ungeheuer; und das Lob der halben Welt, oder doch das beifällige Lächeln eines hübschen Mädchens soll dann eure Heldenthaten belohnen. Ueber eine Fliege, die uns ein Paar Minuten belästigt, nicht zu zürnen, kostet eben die Anstrengung, als einem Schurken zu verzeihen, der uns ein Jahr hindurch gequält hat. Ihr möchtet gern die Sonne seyn, die den halben Erdkreis erhellt, und seht mit Verachtung auf das Stümpfchen Licht, das zu einer häuslichen Freude leuchtet. Nach Sokrates Schierlingsbecher streckt ihr die Hände verlangend aus, und bei den bittern Tröpfchen, die das gewöhnliche Leben in den Kelch eurer Freuden mischt, flucht Ihr wie Besessene, und macht euch und Andre toll. — Die Manier einer tugendhaften Handlung," setzte er hinzu, „ist euch alles; Ihr seyd wie Mädchen, die nicht glauben, daß ein Mann,

der eine Perücke trägt und einen runden Bauch hat, einer schönen Handlung fähig sey."

Ist es nicht meistens so, Runden? sag selbst! Und das alles trägt der Oheim scherzend, und mit so komischen Geberden vor, daß man nothwendig darüber lachen muß.

Aus seiner belehrenden Gesellschaft gehe ich zu Margarethen, und versinke da in die schönsten Empfindungen. O Runden! sie ist das Ideal, das ich suchte, oder es läßt sich auf der Erde nicht finden. Mit einer stillen Geschäftigkeit macht sie in ein Paar Stunden die Anordnungen für den ganzen Haushalt; dann treibt sie Musik, oder lies't (oft mit mir), bis der Mittag kommt. Wie der Vater, der sonst gegen alles Verdienst, selbst das kleinste, so gerecht ist, die Vollkommenheiten seiner Tochter übersehen kann, begreife ich nicht. Er behandelt Margarethen, dieses sanfte geduldige Wesen, dessen Seele nichts als Liebe, als verzeihende, edelmüthige Güte ist, mit einem Ernst, der fast wie Tyrannei aussieht. Sonderbar! Ich

werde mit ihm darüber reden; denn durch eine so harte, herrische Behandlung verliert er am Ende ihre Liebe, und muß sie verlieren.

Ob ich das Mädchen liebe? fragst du vielleicht. Ja, mit allen Kräften meiner Seele, doch nicht mit dem widerstrebenden Tumulte, mit den einander entgegenkämpfenden Wogen der wilden Leidenschaft. Unter den scharfen Augen meines Oheims scheuet man sich, auch die süßeste Unruhe in seiner Brust zu verrathen. Sieh, ich lasse das Herz, die stille fromme Liebe des Mädchens sich ruhig, von dem sanften Hauche einer stillen Freundschaft umgeben, nach und nach entfalten, und nicht in dem glühenden, verzehrenden Hauche der Leidenschaft. Nicht ich will um unsre Herzen Bande knüpfen, die aus dem Spinnegewebe der Phantasie bestehen, sondern die Natur und Gewohnheit sollen unsre Seelen langsam, unbemerkt, mit ihren festesten Banden umschlingen.

Beim Himmel! es kostet mir Mühe, so ruhig, so kalt, möcht' ich sagen, neben ihr

hin zu gehen. Und doch will ich das; denn eben in dieser Ruhe ist sie am schönsten, am heiligsten. O, wohin denkt ihr Vater! was fodert er? was will er noch mehr von ihr, als sie ist, als sie thut?

Und wie sie mich nach und nach einführt, einweihet in das stille Reich ihrer Tugenden und ihrer Freuden! Vor einigen Tagen bat sie mich, mehr mit Blicken als mit Worten, sie zu einem Besuche in der Nachbarschaft zu begleiten. „Ich bringe Sie heute," sagte sie unterweges, „in ein Haus voll wahrer Menschen, und zu einer Freundin." Sie betonte das Wort Freundin, ohne Zweifel darum, weil ihr Vater schlechterdings keine Freundschaft unter Weibern zugiebt.

Ich fand, was sie mir versprochen hatte: ein Haus voll Menschen. Unter den Linden vor dem Hause saß ein Greis. „Ich bitte Sie," sagte Margarethe zu mir: „ertragen Sie die Weise des Mannes nur eine Stunde lang, und Sie werden ihn lieben." Sie ging auf ihn zu, und er legte, anstatt

zu grüßen, eine Hand auf ihre Stirn. Es war ein alter Kopf mit entzückten Augen voll jugendlichen Feuers. Sie stellte mich ihm als ihren Verwandten vor, der seine Liebe und sein Gebet verdiene. Der Alte lächelte mir zu, und blickte dann in die Wolken.

Nun hob ein Gespräch an, worin er einen hohen Glauben an Gott mit so reiner kindlicher Einfalt zeigte, daß auch der entschiedenste Zweifler vor diesen Augen, vor diesem einfachen Herzen voll Güte geschwiegen haben würde, um das Glück des Greises nicht zu zerstören. Er hatte schon in diesem dunkeln Leben das Licht einer andern besseren Welt ausgebreitet. Ein Gelehrter ist er nicht; auch sind seine Vorstellungen nicht in seinem Kopfe entstanden, sondern alle von seinem Herzen und von einem stillen, einfachen, glücklichen, immer gleichen Leben ausgegangen. Schon sein Großvater und sein Vater sind hier Prediger gewesen, und er selbst hat sich nur zwei Jahre außerhalb dieses Dorfes, worin er geboren

ist, aufgehalten. Die Welt kennet er gar nicht: ein sanftes Temperament, eine Seele voll genügsamen Friedens, die lange Gewohnheit glücklich zu seyn, und die einfachen Sitten seines Großvaters, welche noch gänzlich in seinem Hause herrschen, haben ihm das System gegeben, das ihn so glücklich macht. — Es war etwas sehr Ehrwürdiges in dem einfachen Wesen des Greises: er schien ein Apostel voll Glaubens, ein Johannes voll Liebe, der seine Blicke ganz von dem niedern irdischen Leben abgezogen hatte, und in dem Anblick einer höhern Seligkeit lebte.

Nicht lange, so kam die Frau, eine freundliche Alte, schwarz gekleidet. Wie der Greis nur die ewige Liebe sah, und alles für den Himmel that, so sah die Frau nur ihren Mann, und that alles nur für ihn: Er war die Welt, in der sie sich bewegte. Ein schöneres Bild der ehelichen Liebe habe ich nie gesehen, als diese Beiden neben einander. Er redete von seinem Tode, als der Stunde seiner besseren Geburt, und des

Erwachens aus dem unruhigen Traume des dunklen Erdenlebens. Seine blassen Wangen färbten sich dabei, sein Auge wurde trunkner von höherer Freude. Das heitere Gesicht der Frau trübte sich indessen durch den Gedanken an den Tod ihres Mannes, und sie flisterte still trauernd Margarethen zu: Gott lasse mich nur nicht früher sterben, als den Vater! Wer wollte ihn pflegen? wer würde ihm alle kleinen Sorgen des Haushalts verschweigen? — Edelmüthig wollte die Frau den stärksten Schmerz, den über seinen Tod, ertragen, damit er bis an sein Ende glücklich leben könnte.

Nach einer Stunde hatte der Alte meine ganze Liebe, wie die Frau mein ganzes Herz. Ich konnte ihm alles verzeihen, auch seine Intoleranz gegen Klagende, gegen Schwache und Zweifler; denn diese Intoleranz war nur das Mitleiden eines höheren Geistes mit den unruhigen Bewegungen der Menschen in dem Traume des Lebens.

Jetzt kam seine Tochter an der Hand eines jungen Mannes aus dem Garten; und

ein solches Mädchen hatte ich noch nie gesehen! Große blaue, schwärmerische, fast trunkne Augen, unter schön gewölbten schwarzen Augenbraunen; ein Lächeln um den Mund, wie bei einem Kinde, dem im Traume Engel erscheinen; zwei freundliche Grübchen in den schönen, blühenden Wangen; ein schneeweißer voller und runder Hals. Und als nun die Freude, Margarethen zu sehen, ihr Gesicht noch mehr belebte; als sie die Arme erhob, sich an das Herz ihrer Freundin warf, und sie mit Innigkeit küßte; als sie dann ihr entzücktes Auge auf den Alten heftete, und mit einer schönen Stimme in bebenden Tönen sagte: o, mein Vater, wie gut ist Gott! — und als nun die beiden Mädchen zusammen traten, die Hände in einander legten, die Blicke auf einander hefteten, die schönen Herzen an einander drückten, sich dann still entfernten und in froher kindlicher Unschuld leiser redeten: — es war mir, als stände ich in einem heiligen Tempel.

Das Mädchen war einfach gekleidet, und

dennoch schön; verhüllt wie die Keuschheit, und dennoch reitzend. Ich trat, auf einen Blick von Margarethen, zu ihnen. „Das ist mein Jugendfreund Eduard," sagte Margarethe; „und dies Christiane, meine Herzensfreundin." Christiane lächelte mich an, als kennte sie mich schon lange, reichte mir ihre Hand, und drückte die meinige herzlich. Wie ich Sie schon liebe! sagte sie, und ihre Augen hefteten sich mit unbeschreiblicher Freundlichkeit auf mich. Jetzt führte sie ihren Begleiter zu mir, und legte seine Hand in die meinige. Er lächelte, und machte mir ein sehr artiges Kompliment, worin er mich um meine Freundschaft bat. Erst in diesem Augenblick sah ich ihn an; denn noch immer hatte das Mädchen meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt. Seine schwarzen Augen funkelten tief unter der Stirn hervor; seine Nase war scharf gebogen; die Gestalt groß und edel; die Bewegungen fein, ungezwungen, frei, und doch wieder, als wären sie studiert, gekünstelt. Er sprach gut. Zuweilen fiel er in eine plötzliche Be-

geisterung, die ihn wegriß, und die auch mich begeisterte, ob ich gleich so wenig dazu, als zu dem Manne selbst, die mindeste Neigung fühlte. Unbegreiflich, lieber Runden! ich hatte gegen den Mann etwas, das ich durchaus nicht zu benennen wußte. War es Neid, daß ihn das schöne Mädchen liebt? (Er wurde mir nur als ihr Verwandter angekündigt; doch Christianens Blicke auf ihn verriethen mir die Liebende.) — Ich fand am Ende weiter nichts heraus, als daß sein Gesicht schon abgelebt zu seyn schien; und hierin bestärkte mich der Umstand, daß er zuweilen mitten aus der tugendhaftesten Begeisterung in eine Kälte, in eine Schwäche, in eine Dumpfheit überging, die in der That höchst unangenehm gegen das vorige Feuer abstach. Zuweilen entfuhr ihm auch eine Bemerkung über die Armuth des menschlichen Lebens, die so bitter war, daß ich auf den Gedanken kommen mußte, er habe das Leben mehr zu bereuen, als er es verachte. In einer andern Gesellschaft, als unter diesen von der Tugend begeisterten unschuldi-

gen Menschen, würde er mir, glaube ich, besser gefallen haben. Du weißt, daß ich diese Feuerseelen — und zu denen gehört er — liebe. Oft riß er mich mit seiner Begeisterung so hin, daß ich seine Hand faßte, und ihm im Herzen ewige Freundschaft gelobte. Aber sah ich ihn dann wieder vor dem Mädchen stehen, aus dessen unschuldigen träumerischen Augen reine, arglose Liebe und die lauterste Frömmigkeit hervorstrahlten; sah ich seine durchbohrenden Blicke, die nicht an der Seele in ihren Augen, sondern an den Augen selbst, nicht an ihren Worten, sondern an ihrem schönen Munde hafteten, oder glühend, Gott weiß von welchem Feuer, auf ihrer schönen Gestalt umherirrten — dann hätte ich rufen mögen: er ist deiner nicht werth, du Heilige! Doch, wie er dann wieder, als sie uns von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend erzählte, und ihr frommes Herz so offen auf den schönen Lippen lag — wie er da ihre Hand faßte, sich darauf niederbeugte, sein Auge in schönen Thränen erlosch, und seine zitternde

Stimme ein Paar Worte hervorbrachte, die den Schwur enthielten, heilig zu seyn, wie sie; wie er dann rasch vorausging, und, als ich ihm folgte, mir die Thränen, die aus seinen Augen drangen, nicht länger verbarg, und mit sanfter Stimme sagte: mögen Sie es doch sehen, daß ich weine bei dem Anblick dieses heiligen Herzens! — Runden, ich mußte ihn an mein volles Herz drücken, das nun sein war.

Wir kamen von einem Spaziergange zurück, den mir des Mädchens innige Liebe für die Natur zu dem schönsten Genusse gemacht hatte. Der Alte war unter seinen Linden eingeschlummert, und die milden Strahlen der Abendsonne beleuchteten sein Gesicht. Seine Gattin, die mit lächelnden Blicken an ihm hing, winkte uns, still zu seyn. Doch nicht lange, so erwachte er, und entließ uns mit einigen Worten aus der Bibel, die mich gewaltig rührten.

Seine Tochter und ihr Freund begleiteten uns. Sie nahmen von uns Abschied, als sollten wir einander nicht wieder sehen.

— Du weißt, ich liebe das Feierliche nicht bei jeder Kleinigkeit; doch wohl nur darum, weil der Mensch seine Feierlichkeit so oft erheuchelt. Hier war sie so wenig verstellt, daß ich die erste Viertelstunde schweigend neben Margarethen her gehen mußte. Alles was ich hätte sagen können, schien mir so gemein, daß ich lieber schwieg.

„Und diese Menschen," sagte Margarethe weich, „liebt mein Vater nicht!"

Fast in demselben Augenblicke traten ihr Vater und Lottchen aus den Weiden hervor, und riefen uns zu. —

„Eduard," fragte mein Oheim, der mit mir voraus gegangen war, nach einigen gleichgültigen Gesprächen: „wie gefällt dir das Haus, dessen Bekanntschaft du heute gemacht hast?"

Ich habe nie eine bessere Familie gesehen.

„Eine glücklichere, so lange es dauert; denn auch ein frommer Rausch ist doch ein Rausch. So oft ich da gewesen bin, ging es mir beinahe so, wie dir. Ich hätte dem

Manne nicht Eine von meinen Bemerkungen sagen mögen, so viele ich auch machte. Ja, bisweilen schien es mir sogar, als wäre der Mann noch frömmer, als mein Bruder Ludwig. Es schien so. Wenn ich dann aber wieder bedachte, daß nur ein ganz kleines Unglück dazu gehören würde, den alten frommen Apostel von seinem Triumphwagen — den das Glück zieht, und nicht, wie er glaubt, sein Vertrauen auf Gott — herunter zu werfen; und wenn ich mir dagegen meinen Bruder vorstellte, mit seinem Herzen, das so weich bei fremden Leiden, und so fest gegen eigenen Schmerz ist: dann . . . Eduard, dein Oheim Ludewig ist ein guter Mensch!"

Und die Tochter des Apostels?

„Gott bewahre sie vor Unglück, und halte den Teufel von ihr ab! Jeder Mensch, der sie anfaßt, sey einer von den Engeln, an die sie glaubt; dann wird es recht gut gehn. Es macht mich traurig, wenn ich bemerke, wie das arme Mädchen, unschuldig, wie Eva, von niemand gewarnt, unter den Versuchungsbäumen und zwischen den Schlangen

umhergeht. Sie wird jede Schlange, wie einen Engel, an die offne Brust nehmen. Ja, Eduard, das fromme Geschöpf mit den gläubigen Augen ist hübsch anzusehen; und wäre die Welt, wie wir sie wünschen, so sollte der alte Pastor eine Erziehungslehre für unsere Mädchen schreiben. Aber so, wie die Welt nun einmal ist, gehört doch wahrhaftig etwas dazu, eine Schlange von einem Aal unterscheiden zu können. So oft ich die Familie sehe, sage ich aus Herzensgrunde: Gott bewahre diese Menschen vor Unglück! denn bei dem ersten wäre es mit ihnen vorbei. Die Base sagte einmal in einem Augenblicke, als ihr das Herz — das wie ein Depositenkasten dreifach verschlossen ist, weil sie verachtete Liebe, unerwiederte Neigungen, und ein zu scharfes Richtschwert für Andrer Schwächen darin zu verbergen hat — nun, als ihr dies verschlossene Herz bei einer großen Rührung einmal aufging, da sagte sie unter heißen Thränen: Sie glauben nicht, Vetter, wie schwer es ist, fromm zu seyn, wenn man von allen Menschen verstoßen ist!

— Sie

— Sie meinen Sich doch nicht, Base? fragte mein Bruder Ludwig mitleidig, doch unbesonnen. Sie antwortete nicht; denn ihr Herz war schon wieder zugegangen, wie eine Auster. Dein Oheim wollte es öffnen, um ein Paar seiner liebevollen Thränen hinein zu weinen; es blieb aber verschlossen. Sich konnte sie nicht meinen, sagte er nachdenkend alle Viertelstunden einmal, sehr mitleidig; denn ich (und dabei legte er die Hand auf sein Herz voll Liebe) habe sie nicht verstoßen. Du auch nicht, wendete er sich zu mir, ob du ihr gleich zuweilen eine scharfe Anmerkung sagst, die mir immer weh thut. Da sagte ich endlich: du hast sie so gut verstoßen, wie jeder Andre; oder du müßtest sie denn heirathen wollen. Und thust du das, so hat sie Keiner von uns Allen verstoßen. — Guter Gott! seufzte mein Bruder tief; und seitdem geht er noch einmal so freundlich mit ihr um. Er lobt ihre Augen, ihre weiße Haut, ihre Hände; und in der That, die frohesten Augenblicke, welche die Base noch hat, stehen sämmtlich auf Ludwigs Rech-

nung, die ein Engel im Himmel mit Freuden führen muß. Doch ja! ich wollte nur sagen, wie schwer der Glaube an Gott wird, wenn man von den Menschen verstoßen ist; und den kleinsten Unfall, der deiner heiligen Familie von Begeisterten begegnete, würden sie, fürcht' ich, als eine Verstoßung von Gott und Menschen ansehen. Dein Oheim Ludwig aber — Doch da bin ich schon wieder bei dem. Gott behüte den alten Leiser — (so heißt der Prediger und auch sein Verwandter, Christianens Freund) — vor Unglück! Es würde ihn in's Grab beugen, da hingegen dein Oheim Ludwig sein Unglück mit aufgerichtetem Haupte trägt, wie eine Krone, und nicht wie eine Bürde auf dem gekrümmten Rücken. — Schon wieder Ludwig!"

Ja, Runden, wenn man diesen Oheim Ludwig leben sieht — wie kann man aufhören von ihm zu reden!

Die Armand ist auf dem Lande. Ich hoffe wieder; denn sie beträgt sich ganz verständig, und, wie es scheint, kann ich sie ein wenig lenken. Sie wohnt nur einige Mei-

len weit von hier, in einem angenehmen Landhause. Davon nächstens mehr.

---

6.

## Runden an Eduard.

** g.

Den herzlichsten Dank, mein theuerster Eduard, für deine freundschaftlichen Bemühungen. O, du hast Recht, nur allzu sehr Recht! Die Nemesis steht unbeweglich an meiner Seite, und richtet ohne Unterlaß den kalten, strafenden Blick auf mich. Ich Unglücklicher baue so emsig, so fleißig an dem Gebäude meines Glückes, und fühle immer in zagender Angst, daß es auf einer dünnen, schwachen Rinde über einem flammenden Meere steht. Mit jedem Augenblick fürchte ich den Einsturz des Bodens, und das Hervorbrechen der verzehrenden Flammen. Ich bin der Tantalus unter den hangenden Früchten, in der immer entweichenden Fluth. An den Felsen meiner Thorheit geschmiedet, seh' ich über mir den Adler schweben, der das

scharfe Auge auf mich heftet. Ich zittre, daß er jezt, jezt auf mich herabstürzen wird!

O, du kennst ja meine Julie, meine so heiß, so treu geliebte Julie! — Eduard! ist denn das Schicksal nicht zu versöhnen? giebt es keinen Tempel, worin eine Thorheit abgebüßt werden kann? Das Schicksal! was habe ich mit dem zu schaffen? frage ich mich oft. Ich habe es mit einer Thörin zu thun, mit einer Wahnsinnigen, die, mit dem Dolch in der Hand, mich aufsucht, weil ich einmal so unglücklich war, sie anzulächeln.

Giebt es denn kein Mittel, mich von dieser Wahnwitzigen zu befreien? Weiß die erfinderische Freundschaft keins? nicht dein Muth? nicht deine Liebe? — —

Vergieb mir, Eduard. Ich zweifle nicht an deiner Freundschaft, und weiß, du würdest alles nur Mögliche gethan haben, mich von dieser wahnsinnigen Furie zu befreien, wenn du nur ganz wüßtest, was ich Unglücklicher leide.

Und welches Verbrechen beging ich denn?

Du gehst so leise darüber hin, als wolltest du die Furie in meiner Brust nicht wecken. Wecke sie immerhin; ich fürchte sie nicht. Schwach war ich, aber kein Verbrecher; ein Mensch, aber kein Bösewicht. Ich will, ich muß mich von dieser Marter befreien, es koste, was es wolle! — Du weißt meine Begebenheit noch nicht. Aus dem, was ich dir sagte, konntest du wohl ein Verbrechen schließen; und ich war doch nichts als unglücklich. So höre denn, und richte streng, unerbittlich; dann aber rette!

Als ich vor sechs Jahren von meiner Reise zurück kam, eilte ich auf Flügeln der Liebe meiner Julie entgegen, die nun endlich meine Liebe mit ihrer Hand belohnen sollte. Du kennst meine Julie nicht, Eduard. In der Einsamkeit auf dem Lande, wo sie erzogen ist, hat ihr Herz eine so zarte Empfindlichkeit bekommen, und ist so gewohnt geworden, seine Glückseligkeit nur in sich selbst und in dem Herzen einiger geliebten Menschen zu finden, daß der geringste Verlust ihr ganzes Glück zerstören muß. Sie lebt in meiner

Liebe, in dem Glauben an meine Treue, in dem festen Vertrauen auf meine Tugend. Ihr diesen Glauben nehmen, hieße ihr Wesen bis in die feinsten Lebensfasern erschüttern, zerstören. Ihrem treuen Herzen scheint jede Untreue, auch die kleinste, ja schon eine Untreue in der Vorstellung, ein unreines Bild in der Phantasie, das ungeheuerste Verbrechen; sie begreift nicht, wie eine Frau nur noch einen Augenblick mit dem Manne leben kann, der den Verdacht einer Untreue auf sich geladen hat. Kein Verbrechen ist ihr so groß, so verächtlich, wie dieses. Lächle darüber nicht; meine Julie darf so denken. Du glaubst vielleicht, Eifersucht? O nein! es ist keine Spur von dieser wilden Leidenschaft in ihrem Herzen. Ich sehe und spreche die schönsten Mädchen und Weiber in voller, unbesorgter Vertraulichkeit, und kein Argwohn kommt in ihre reine Seele. Sie hat das argloseste, kindlichste Vertrauen zu meiner Liebe; und wer verdient es auch mehr, als ich! Einmal sprach sie mit ihrer Cousine, die du kennst, über diesen Gegenstand, und

sagte ernst: „brächte mich mein Mann dahin, eine Untreue von ihm zu fürchten, so hätte ich auch in dem Augenblick aufgehört zu fürchten."

Wie so? fragte die Cousine.

„Wie so? Siehst du denn nicht, daß ich ihn in demselben Augenblick als einen verächtlichen Bösewicht betrachten, und ihn folglich verlassen müßte?"

Verlassen? Ja, du hast Vermögen. Aber wie dann, wenn du arm wärest?

„Arm oder reich! Ich begreife dich nicht. Möchtest du mit einem Mörder in seiner Höhle leben wollen? Meine Ehe wäre aufgelös't. Ich flöhe; und müßte ich mich hier hinaus stürzen." (Sie zeigte aus dem Fenster in den vorbei fließenden Strom.)

Und deine Kinder?

Sie fuhr, edel zürnend, mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, fort: „meine Kinder? guter Gott! sie müßten mit mir. Wie könnte ich die Unschuldigen in den Händen eines Bösewichts, eines verächtlichen Heuchlers lassen!" — (Eduard, ich mußte

mein Gesicht abwenden; denn ich fühlte, daß ich erblaßte.)

Das Gesetz würde dem Vater die Kinder zusprechen, fuhr die Cousine fort.

„Ja, das würde das ungerechte Gesetz. Aber bis in's vierzehnte Jahr blieben sie doch wohl mein. Und wenn auch nicht — nun denn, List gegen die ungerechteste Gewalt. Ich entflöhe mit meinen Kindern dem Heuchler. Wohin? gleich viel! In Haß gegen ihn würde ich sie erziehen, und er sollte sie nicht wiedersehen."

Und wenn nun die Frau ihren Mann liebte, wie du den Cousin? (Sie blickte nach mir hin.)

Meine Julie stand auf. „Laß uns abbrechen! Ich verstehe dich, oder du mich nicht. Ihn liebte! einen Bösewicht? einen Heuchler? einen Menschen, der bis zu dieser Verächtlichkeit fallen konnte?"

Aber, sagte die Cousine lebhaft, glaubst du denn gar nicht, daß es ein Zusammentreffen von Umständen geben kann, die den Fehltritt eines Mannes verzeihlich machen?

„Könnte man nicht auch Mord eben so entschuldigen?"

Und nun, Eduard, denke dir dazu die Festigkeit meiner Frau, den Heroismus, die Selbstüberwindung, deren sie fähig ist! Das zarteste Weib, doch im Handeln der entschlossenste Mann. Ich habe schon die fürchterlichsten Proben, wie unbiegsam ihr Sinn in diesem Falle ist. Sie brach mit ihrer vertrautesten Freundin, der einzigen, die sie damals hatte, unter Umständen, welche ihr die Erhaltung dieser Freundschaft beinahe nothwendig machten; und das nur wegen eines Umgangs, durch den die Treue dieser Frau in Verdacht kam.

Eduard, dieses Bild von meiner geliebten Julie drücke tief in deine Seele; dann bedenke, was ich leide, wenn ich mit jedem Augenblick fürchten muß, die Thür geht auf, und die Armand tritt mit meiner Tochter in das Zimmer! Und muß ich das nicht erwarten, wenn sie meinen Nahmen, meinen Aufenthalt erforscht? Kennt diese Wahnsinnige Rücksichten oder Schonung? Sie schonte ja

ihres eigenen Rufes nicht! Wie würde sie sich freuen, wenn sie mich entdeckte, und mich zum Zittern bringen könnte, sie, die meiner Frau einen ewigen glühenden Haß geschworen hat; der mein Verderben ein Zeitvertreib, ein Spiel für ihren Müßiggang, ein Vergnügen zur Unterhaltung wäre; und die, wenn sie mich unglücklich gemacht hätte, lachend sagen würde: so böse hatt' ich es nicht gemeint!

Nun, so höre! Vor sechs Jahren, als ich von Frankfurt nach Kassel komme, fahre ich Morgens hinaus auf den weißen Stein. Die Aussicht und der liebliche Garten zogen mich an. Ich hatte etwa noch vierzehn Tage Zeit; denn Julie wollte mir bis Braunschweig entgegen kommen, und da mit mir zusammentreffen. So blieb ich denn, unter dem Nahmen Conradi, weil ich einen alten Onkel in Kassel nicht besuchen wollte. Als ich aus dem Garten zurückgehe, flattert neben mir hin eine schöne Gestalt, mit einem grünen Schleier vor dem Gesichte. Ich sehe sie von der Seite an, und sie mich. Wir nehmen Einen

Weg; doch, um nicht das Ansehen zu haben, als verfolge ich sie, schlage ich mich in die Allee links, und sie geht rechts. Nach hundert Schritten treffen wir wieder zusammen. Mir war in der That jede Gesellschaft zuwider, weil ich an Julien dachte; so beuge ich denn auf der andern Seite aus: sie geht links, ich rechts; aber nicht lange, so treffen wir wieder auf einander. Wir beugen noch einmal aus; und vor dem Wirthshause stoßen wir von den entgegen gesetzten Seiten aufs neue zusammen. Nun eilen wir, in das Haus zu kommen, um uns nicht noch einmal zu begegnen. Als wir darin sind, rufen wir Beide zugleich: den Schlüssel! Der Markör läuft vor uns die Treppe hinan, und will mein Zimmer aufschließen. Ich sage: erst das Zimmer der Dame! — Der Dame? fragt der Markör. Ich glaubte, Sie gehörten zusammen, da Sie mit einander kommen. Sogleich! Er schloß mein Zimmer auf, und lief nun fort, den Schlüssel der Dame zu holen. Ich bleibe auf dem Saale bei ihr, bis der Schlüssel kommen wird. Aber

der Schlüssel ist nicht da, der Hauptschlüssel verlegt, und man sucht nach beiden im ganzen Hause.

Jetzt schlägt das Frauenzimmer den Schleier zurück, und ich sehe ein schönes Gesicht mit der heitersten, so einnehmenden Fröhlichkeit. Ich führe sie in mein Zimmer, und biete ihr einen Stuhl an. Der Wirth kommt, und bittet tausendmal um Verzeihung. Der Schlüssel ist nicht da; aber eine Thür in meinem Zimmer führt in das andre, und die wird nun aufgeschlossen. Kurz, Mamsell Armand und ich, wir wohnen neben einander, und unsre Zimmer vereinigt eine Wandthür, die in beiden Zimmern durch einen Schrank maskirt ist. — Wir gingen hindurch in das Zimmer der Armand, und ich muß gestehen, daß wir Beide die Thür ein wenig betrachteten. Der Wirth, der unsre Blicke bemerkte, versicherte sehr ernsthaft, wir hätten von einander nichts zu fürchten. Diese Versicherung von uns selbst, gegen uns selbst, war so possierlich, daß ein Cato hätte darüber lächeln müssen. Wir lachten

laut, und immer lauter, als der Wirth mit der ängstlichsten Verlegenheit hinzusetzte: der Schlüssel wird sich ja, hoff' ich zu Gott, noch finden; sonst . . . — Er machte mit der höflichsten Freundlichkeit eine tiefe Verbeugung. — Sonst? fragte ich, wieder laut lachend; denn mir fiel das Seltsamste ein, was er bei seinem Sonst gedacht haben konnte. Die Armand lachte unbefangen mit, was mir wirklich wohlgefiel. Auf einmal zog sie nun beide Schlüssel aus der Tasche. Sie hatte vergessen, sie abzugeben, und glaubte doch, es gethan zu haben, weil man sie darum gebeten hatte.

Das ist ein großes Glück! sagte der Wirth nun sehr froh, und nahm den Hauptschlüssel: denn sonst . . . ich wüßte doch nicht, wie es anders zu machen gewesen wäre, da Sie beide Schlüssel in der Tasche hatten. Mamsell hätten immer da hindurch gemußt. — Es war unmöglich, bei dieser drolligen, sehr rasch gespielten Scene das Lachen zu unterdrücken.

Als der Wirth uns verlassen hatte,

fragte ich natürlicher Weise nach ihrem Nahmen, und sie nach dem meinigen. Wir waren nun bald mit einander bekannt genug, um für den Nachmittag eine gemeinschaftliche Partie nach dem Oktogon zu verabreden. Unser Gespräch wurde heiter, und jetzt trat die Jungfer der Armand in das Zimmer. Sie warf sogleich einen Blick auf die offen stehende Thür, und dann errötheud auf uns. Wir bemerkten es, sahen einander in's Gesicht, und fingen aufs neue an zu lachen. Ich kehrte nach einigen possierlichen Einfällen über die geheime Thür in mein Zimmer zurück, und wir verschlossen die Schränke, noch immer bei lautem Gelächter.

Nach Tische gingen wir wieder in den Garten. Die Armand wurde jetzt von Minute zu Minute lustiger, und endlich sogar muthwillig. Du weißt, wie leicht ich mich einer so angenehmen Fröhlichkeit hingebe, und wie ausgelassen sie mich bisweilen machen kann. Ein Einfall jagte den andern, eine tolle Idee die andre. Es freuete mich, einmal ein Mädchen gefunden zu haben,

das Geist genug hatte, nicht eitel zu seyn; und ich sagte ihr das. Sie erwiederte unbefangen: „es freuet mich, einen Mann gefunden zu haben, den der kleine Vorfall mit mir nicht anmaßend, oder zu einem Gecken gemacht hat." Nun sprachen wir oben auf dem Oktogon, bald lachend, bald ernsthaft, über die Fehler unserer beiden Geschlechter. Die Unterhaltung war höchst originell, und um so ungezwungener, da sie mir sagte, daß sie ganz unabhängig wäre. „Mein Vater," erzählte sie mir, „ging aus Frankreich mit meiner Mutter nach Deutschland, und erwarb sich ein beträchtliches Vermögen. Ich bin die einzige Erbin, und obendrein so glücklich, daß ich keine Tanten, Basen, oder Vettern habe, denen ich Rechenschaft von meinen Schritten zu geben brauche. Der Zufall hat mir den Block des weiblichen Geschlechtes abgenommen. Ich bin frei, und fest entschlossen, so gut wie ein Mann, in Freiheit zu leben. Jetzt gehe ich in mein Vaterland, das ich nicht kenne, und das meine Eltern mir oft als ein Paradies beschrieben haben."

Das erzählte sie mir, immer fröhlicher, und mit immer lebhafterem Witze. Sie hatte, wie ich in dem Fortgange der Unterredung bemerkte, durch ihre Mutter die seltsamsten Begriffe von den Rechten der Weiber bekommen, und war entschlossen, sich ihrer zu bedienen. Wir sprachen über Freundschaft, über Liebe; und beides galt ihr für weiter nichts, als für die Folie eines fröhlichen, genußreichen Lebens. „Liebe!" sagte sie: „nun ja! so lange der Mann liebenswürdig ist!" Von dem männlichen Geschlechte hatte sie eben nicht die ehrenvollste Meinung: sie hielt, wie sie ganz unverhohlen erklärte, alle Männer für Sklaven der weiblichen Schönheit, und für Betrieger. Auf einmal sprang sie wieder plötzlich um, und setzte sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Nation in eine Begeisterung, die, wie ich glaubte, nur von der heißesten Liebe, von der schönsten Tugend bewirkt werden könnte.

Sie durchlief alle ihre Rollen, auch die entgegengesetztesten, und spielte sie alle gleich

begeistert, gleich angenehm. O, sagte ich zuletzt, in der That recht ernstlich bewegt: was hätte aus diesem hellen Köpfchen, mit diesem weichen Herzen werden können! — Sie lachte. Aber ist es nicht so, Eduard? Welch ein Weib ist in diesem Mädchen zu Grunde gegangen!

Erst in der Abenddämmerung kehrten wir zurück, und aßen dann zusammen. Sie sang, freilich nicht sonderlich, aber mit einem unwiderstehlichen Ausdruck, und mit der ganzen Beweglichkeit ihres Geschlechtes und ihrer Nation. Wir gingen erst spät aus einander.

Die geheime Thür brachte meine Phantasie doch in einige Bewegung. Ich hörte die Armand gehen, leise singen, sich auskleiden; ich hörte ihre Schuhe fallen, und ihr Bett rauschen. Du selbst wirst gestehen müssen, daß sie für einen jungen Mann, der eine Flasche von dem flüchtigen Wein ihres Vaterlandes getrunken hatte, eine gefährliche Nachbarschaft war.

Da ich alle ihre Bewegungen ganz deut-

lich hörte, so kam ich auf den Gedanken, sie würde vergessen haben, die geheime Thür an ihrer Seite anzulehnen und zu verschließen. So fand ich es beim Nachsehen wirklich. Diese Unschuld, diese Sicherheit (denn, gewiß, es war nichts anders), gaben mir meine Stärke wieder, und ich legte mich ruhig zu Bett. Als es Tag war, rief sie mir lachend einen guten Morgen zu, und bat mich, bei ihr zu frühstücken. Ich ging zu ihr hinüber, doch nicht durch die geheime Thür, die, wie ich jetzt sah, an ihrer Seite noch immer offen stand.

Sie redete mich Französisch an, plauderte nun in dieser leichten gewandten Sprache noch tausendmal angenehmer, und sagte mir am Ende: „ich habe mir in den Kopf gesetzt, die vierzehn Tage, die Sie noch hier seyn wollen, auch hier zu bleiben. In den Kopf, mein Herr; nicht in das Herz. Merken Sie Sich das!" — Ihr Herz, erwiederte ich scherzend, pocht doch ein wenig dabei? — Sie lächelte und nickte mit dem Kopfe. Ihr Mädchen ging ab und zu, und

das Gespräch erhielt sich in dem fröhlichsten Tone. „Auch habe ich mir vorgesetzt," hob sie wieder an, „in den vierzehn Tagen Ihr Herz in Bewegung zu bringen. Ich sage Ihnen das voraus, weil ich eine großmüthige Feindin bin."

O, meine schöne Feindin, erwiederte ich lachend: ich ergebe mich schon jetzt.

„Nein, nein! das Lachen muß erst aus dem Gesichte weg. Ich verlange matte Blikke, nasse Augen, eine weiche Stimme; und dann sollen Sie sagen: ich ergebe mich."—

Beurtheile hiernach den Ton des Gespräches; denn ihre raschen unerwarteten Wendungen, den Witz und den Ernst, den sie unter einander mischte, und dabei die schnellen, grazienhaften Bewegungen, die liebliche Coquetterie ihres Gesichtes und ihrer Augen: wer kann die beschreiben! — Wir fuhren bald nach Kassel, bald in die umliegende Gegend; und unser Verhältniß wurde immer vertraulicher. Ich fürchtete nichts, weil sie immer fröhlich blieb. So lebten wir volle acht Tage. Doch nun wurde

es anders. Mitten in einem sehr heitern Gespräche brachen auf einmal Thränen aus ihren großen schwarzen Augen, und sie sagte mit gebrochener Stimme: „o, der Bösewicht! er will nicht einmal sehen, daß ich ihn liebe!" Nun warf sie sich auf einen Stuhl, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Ich hielt das für Scherz, knieete vor ihr nieder, und sagte lachend: schöne Armand! Jetzt sanken ihre Hände von dem bleichen Gesichte; sie sagte, aufspringend: „ungroßmüthig!" und blickte mir dann wieder mit inniger Zärtlichkeit in die Augen.

Ich fasse erstaunend ihre Hand, und will mich erklären. Sie drückt meine Hand mit Zärtlichkeit, und sagt: „gewiß haben Sie von dem ersten Augenblicke an gewußt, in welcher Bewegung mein Herz war. Sie sahen es nur allzu gut, wie ich diese quälende Empfindung unter Scherz, unter Lachen verbergen wollte. Warum verließen Sie mich nicht? warum . . .?"

Ich war wie erstarrt; doch faßte ich mich, und sagte: ich bin verlobt. —„Wußte ich das

nicht?" erwiederte sie schnell. — Jetzt wurden wir von einem Fremden gestört, mit dem wir bekannt geworden waren, und machten mit ihm einen schon vorher verabredeten Spaziergang. Der Fremde hinderte jede Erklärung. Die Armand sprach mit einer weichen Stimme, mit der gerührtesten Empfindung über die Natur, über Freundschaft und Vertrauen, wobei sie unwillkührlich oft Thränen in den Augen hatte. Meine Empfindung war ein wilder Sturm aller Leidenschaften; doch überlegte ich, was ich zu thun hätte. Wir gingen erst spät nach Hause, und ich wünschte ihr in Gegenwart ihres Mädchens eine gute Nacht.

Ich hörte sie seufzen, und, als das Mädchen weggegangen war, sanft weinen. So ungestüm mein Herz auch schlug, hielt ich doch sogar den Athem an, um sie nicht hören zu lassen, daß ich noch wachte. Aber — sie öffnete langsam die Wandthür an ihrer Seite, und trat an mein Bett. „Vergessen Sie," sagte sie sanft weinend, „den schmerzlichen Augenblick, da mein volles Herz sich

öffnete, und bedauern Sie eine Unglückliche!"
Ich küßte ihr die Hand, und sie beugte sich auf mich nieder. O Eduard, ihre Leidenschaft, ihre Schönheit, die Nacht, die Einsamkeit, und mein heißes Blut — ja, ich vergaß Julien und ihre reine Liebe, vergaß alle Schwüre meiner Treue. Ein wilder Sturm der Sinnlichkeit, und die Liebkosungen eines lockenden Weibes rissen mich hin. Wehe über diese Minute! — —

Ich war wie leblos, wie vernichtet. Sie saß mir gegenüber, blickte mich mit Augen voll überströmender Liebe an, und streckte mir die offnen Arme entgegen. Ich wollte sie verwünschen; doch ich konnte sonst nichts, als mich langsam von ihr abwenden. Sie sprang auf, mit dem Lächeln eines übel verhehlten Triumphs im Gesichte. Nun faßte ich die Hand, die sie um meinen Nacken schlingen wollte, und wehrte ihre Umarmung ab. Wie verächtlich kam ich mir vor! denn ich sah in ihr eine sinnliche Buhlerin.

Elende Buhlerin! wollte ich schon rufen; doch zum zweiten Male wendete ich mich

nur von ihr ab. Wie dem auch seyn mag, sagte ich jetzt kalt, und bitter lächelnd: wir müssen uns noch diese Minute trennen.

Sie sah mir starr in die Augen, und wurde dann von einem heftigen Zittern ergriffen. „Mensch,“ sagte sie endlich, mich noch immer anstarrend, mit bleichem Gesichte und in einem furchtbaren Tone: „wofür hältst du mich?“ Sie hob die bebenden Arme, immer stärker zitternd, auf, ließ sie wieder sinken, schwankte, und stürzte ohne Bewußtseyn zu Boden. Ich trug sie auf mein Bett. Nach langen und heftigen Convulsionen schlug sie die Augen wieder auf, starrte mich an, und legte die Hand an die Stirn, als ob sie ihre Gedanken mit Mühe sammelte. „Was sprachen Sie zuletzt?“ fragte sie, noch immer sinnend.

Ich suchte sie zu beruhigen. Nun warf sie auf einmal die Arme um meinen Nacken, und sagte mit einem Weinen, wofür die Sprache kein Wort hat: „jetzt will ich dir alles sagen, mein Geliebter; alles, was in dieser gequälten Seele ist!“ (Sie sank vor

mir nieder, ohne ihre Hände von meinem Halse loszulassen, und hob ihr bleiches Gesicht zu dem meinigen auf.) „Ich liebte dich von dem ersten Augenblick an, da ich dich sah; und ich wußte, daß auch du mich liebtest: deine verlangenden Blicke zeigten es mir.“ (Ja, Eduard! sie hatte richtig gesehen.) „Wir sind für einander geschaffen. Ich allein verdiene dich; denn ich bin von gemeinen Vorurtheilen eben so frei, wie du, eben so stolz, so über allen Wahn hinaus. Du strebtest, von der Kette loszukommen, an welche eigennützige Verwandten dich gefesselt hatten; und du warst es werth, daß ich die Kette zersprengte, daß ich dir ein Opfer brachte, welches kein edles Weib sonst bringt. Dein Herz gehörte mir schon. Ich wurde dein Weib; und nun bist du mein!“

An diesen seltsamen Faden hielt sich die überspannte Phantasie des Mädchens; und ach! sie war in diesem Augenblick unaussprechlich reitzend! — Ich stand lange wie vernichtet, gab mich ihren zärtlichen Liebkosungen hin, und erwiederte diese am

Ende. Jetzt sah ich nur ihre Liebe, nicht die unreine Quelle, aus der sie entsprang. Meine Eitelkeit, Mitleiden mit ihr und Sinnlichkeit spielten siegreich gegen meine Liebe zu Julien: nicht, mich wieder untreu gegen diese zu machen (denn ich fühlte tief im Herzen, daß ich nur sie liebte), aber doch mein Vergehen, das Mädchen und ihre phantastische Handlung zu entschuldigen.

Ich hielt sie umfaßt, und drückte sie an meine Brust. Ein Geräusch von Fußtritten über uns, wo ihr Mädchen schlief, das von unsrem lauten Gespräch erwacht seyn konnte, trennte uns, und ich fing nun an zu überlegen.

O Eduard, wirst du deinen Freund noch in mir erkennen wollen? Ich sann auf ein Mittel, mich von der Armand los zu machen; und bald hatte ich beschlossen, sie zu betriegen, ihre unendliche Liebe, ihre romanhafte Ueberspannung zu benutzen, und ihre Großmuth gegen sie selbst zu gebrauchen: denn ich hielt ihren tollen, leichtsinnigen Uebermuth für freien, hohen Sinn, und

die Phantastin für ein erhabnes Weib. Mein Plan war gemacht; ich freute mich der unwürdigen List. — Ach, Eduard! ehe du mir das Urtheil sprichst, denk an meine rettungslose Lage!

Ich schickte ihr am Morgen ein Billet, worin ich sie bat, an die Wasserleitung zu kommen, und mich ruhig einige Minuten anzuhören. Als Lockspeise hatte ich ein Paar Worte von ihrer unerreichbaren Seelengröße hinzugesetzt. Nach einer Stunde kam sie mit stolzem Gange; aber in ihrem sonst so fröhlichen, entschlossenen Gesichte lag etwas Weiches, eine stille Unruhe, eine gespannte, schmerzliche Erwartung, die mit ihrem Gange und der ganzen Haltung ihres Körpers sehr stark kontrastirte. Sie gab mir ruhig ihre Hand: doch diese Hand zitterte; sie wollte ihre Augen fest auf mich richten: doch die Anstrengung, die es ihr kostete, preßte ihr Thränen aus. Ich merkte, daß sie eine Rolle spielte, und wurde darüber verlegen.

Unsre Lage, liebste Armand, sagte ich mit

erzwungener Fassung, ist einzig: doch auch Ihr Herz, Ihr Muth und Ihr Kopf sind es; und so zittre ich gar nicht. Ich hoffe, wir werden uns in diesem schwierigen Verhältnisse leicht bewegen, ohne die Freiheit unseres Geistes zu verlieren, deren wir Beide ganz vorzüglich bedürfen, um einander nicht zu verkennen. – Ich sah sie jetzt an; sie schwieg aber, und es schien mir sogar, als hätte sie nicht auf meine Worte gehört. Sie fragte, als ich eine lange Pause machte, mit einer gewissen Heftigkeit: „nun? nun?" Ich mußte fortfahren. Beste Armand, Sie haben mein Herz interessirt. Das Wort Liebe vermied ich; doch wollte ich sie überreden, daß ich sie liebte. Nun umarmte sie mich mit Heftigkeit, und sagte: „das Uebrige gilt mir gleich!" Ich erzählte ihr, daß ich durch die festesten Bande an ein Mädchen geknüpft sey. Sie hörte das mit einem stolzen, triumphirenden Lächeln an; und nun erklärte ich mit fester Stimme: ich werde und muß diese Verbindung vollziehen. Eine sehr heftige Bewegung ihrer Arme und ihres Gesichtes zeigte

mir, was diese Aeußerung auf sie wirkte. Sie wollte reden; doch ich unterbrach sie, schilderte ihr meine sanfte Julie, und sagte, daß meine Untreue ihr das Herz brechen würde. Sie aber, edle Armand, fuhr ich fort, Sie sind stark und fest, wie ein Mann. Wer soll nun das Opfer bringen: Sie, oder die sanfte, stille Julie, die nur den Glauben an meine Liebe hat? von wem soll ich es fodern?

„Von mir!" rief sie fröhlich, und reichte mir die Hand. Edle, große Seele! sagte ich, erröthend; denn, Eduard, ich schämte mich, an ein Mädchen, das nach einer edlen Handlung so fröhlich wie ein Kind nach einer neuen Puppe griff, diese Worte verschwenden zu müssen. Ich fing jetzt an halb und halb zu sehen, daß ich mit einer eitlen Thörin zu thun hatte. Es war bei ihr nichts als das Auflodern — nicht einmal einer bessern Empfindung, sondern nur der durch eine Romanen-Idee von Großmuth aufgereitzten Phantasie. Sie bildete diese Idee jetzt eifrig und sehr ungroßmüthig aus. Es

war ihr Plan, mich zu begleiten; Julie sollte meine Hand, sie selbst aber mein Herz besitzen.

Und sieht denn, sagte ich lächelnd (halb sie verachtend, und halb beschämt), sieht denn die edle Armand das größere Opfer nicht, das ihrer werth ist? Sie allein muß den Schmerz tragen, und Julie völlig glücklich seyn. Wir müssen uns auf immer trennen.

Sie sah mich starr an, und lächelte triumphirend, als sey sie ihrer Sache gewiß. „Ja, das müssen wir!" sagte sie dann stolz. Ich ging mit ihr nach Hause, und sie half mir beim Einpacken mit einer scherzenden, sehr liebenswürdigen Anmuth. Während dessen drang sie in mich, ihr Juliens Familien-Nahmen, und auch meinen eignen, nebst meinem Wohnorte zu sagen. Ich war schon vorher fest entschlossen, ihr das alles zu verschweigen; denn ich mußte das Verhältniß mit ihr Ein- für allemal endigen. Auch diesen Schmerz, sagte ich, muß die edle Armand übernehmen; denn wir müssen uns auf immer trennen. Nun warf sie sich in

meine Arme, und suchte durch die zärtlichsten Liebkosungen mir mein Geheimniß abzulok- ken. Als ich fest blieb, verlor sich auf ein- mal ihr erkünstelter Stolz, und sie sagte in einer wilden Bewegung: „deine Hand opfre ich auf, doch nicht dein Herz!" Es gab eine schreckliche Scene, wobei sie mich ihre wahre Gestalt sehen ließ. Sie drohete mir und Julien in einem Anfalle von gemeiner Wuth, während ich mit den Zähnen knirschte. Auf einmal legte sich ihr Zorn, und sie sagte kalt: „wohl, mein Herr! ich sehe, was Ihre Ab- sicht ist. Sie kennen die Armand nicht, die Sie hintergehen wollen. Sie lieben Ihre Braut. Gestehen Sie es nur offen."

Ja, antwortete ich; ja, ich liebe meine Julie. Ich bitte Sie, theure Armand, hö- ren Sie mich!

„Sie lieben Ihre Julie? und ich bin be- trogen? — Bösewicht! ich sollte nur der Raub deiner Wollust werden? — Du hast dir alles erlaubt; wohl denn! so will auch ich mir alles erlauben! Du sollst vor der ver- spotteten, verhöhnten Armand zittern! Ver-

schweige mir deinen Nahmen; ich folge dir. Verbirg dich, wo du willst; ich habe Zeit, ich habe Geld, dich aufzusuchen, und werde dich auch finden. Am Altare will ich zwischen dich und deine Braut treten, und rufen: er gehört mir!"

Jetzt kannte ich sie schon genug, um zu wissen, daß sie zu allem fähig wäre. Ich faßte ihre Hand, die sie mir auch ließ, und fing nun an, so ruhig als möglich ihr den Gang unsrer Bekanntschaft vorzustellen, und ihr meine Unschuld zu beweisen. Sie schlug die Augen erröthend nieder, und sagte schluchzend: „ja, es ist so! O, wie verächtlich muß ich dem Manne scheinen, dem mein ganzes Herz gehört!" Sie erzählte mir nun mit stiller Demuth, wie sie zu dem Irthume gekommen sey, daß ich sie liebe; und jetzt war ich wieder der Schuldige. Aber dennoch entsagte sie allen Ansprüchen auf mich, und einige Minuten nachher brach ihre Liebe aufs neue hervor. Sie war jetzt so einnehmend, so liebenswürdig, daß ein andrer Mann sich vielleicht zum zweiten Male vergessen hätte.

In einer solchen Stunde entlockte sie mir das Versprechen, daß ich noch ein Paar Tage bei ihr bleiben wollte. Jetzt war sie auf dem besten Wege: sie fing an einzusehen, daß es am rathsamsten für uns Beide wäre, wenn wir uns auf immer trennten. In diesen zwei oder drei Tagen sah ich nun ganz klar, daß sie nicht den mindesten Begriff von Recht und Unrecht hatte. Alles war bei ihr nur das rasche Aufwallen eines weichen, gutartigen Herzens; Edelmuth, Aufopferung, kannte sie nur aus Romanen. Sie war deren fähig, doch nur vor den Augen einer Welt. Jede Leidenschaft, jede Empfindung riß sie weg. Sie beschuldigte sich selbst der Grausamkeit gegen meine Geliebte; aber eine Minute nachher war Julie wieder ein Teufel, der sich in ihre Rechte drängte.

Ich kann dir nicht beschreiben, was ich während der beiden Tage mit diesem veränderlichen Geschöpfe dulden mußte. Sie war in diesem Augenblick zu allem stark genug, und dann im andern wieder zu gar nichts. Sie hatte sich über alle Convenienz, über alle

Sitte weggesetzt, und war dennoch an die gemeinsten Vorurtheile gefesselt. Doch in Einem Stücke blieb sie beharrlich: in ihrer leidenschaftlichen Liebe zu mir. Mein Entschluß, ihr mein Geheimniß nicht zu entdecken, war unwiderruflich, und endlich erklärte ich ihr, daß ich abreisen müsse. Und nun der Schmerz, mit dem sie sich tausendmal aus meinen Armen riß, dann vor mir niederknieete, mir wieder drohete, und mich mehr als Einmal für ihr oder für mein Leben besorgt machte! Doch ich blieb unerschüttert.

Als meine Pferde vorgespannt waren, trat sie bleich, ermattet, bebend vor mich hin, und sagte furchtbar kalt: „nicht Liebe, nicht Mitleiden, hält dich; du gehest stolz, triumphirend, vielleicht hohnlachend . . . O, nein, nein! nicht hohnlachend!" (Meine Thränen fielen auf ihre Hand, auf die ich mich niederbeugte.) „So geh, geh! Ich bin die Schuldige! Geh! Aber" — (sie warf einen drohenden Blick auf mich) „wann sehe ich dich wieder? Ich will nicht wissen, wer du bist; doch — wann sehe ich dich wieder?

Undankbarer, ich will weit hinaus rechnen; dann aber will und muß ich dich wieder sehen. Nach einem Jahre! hier! Antwortest du Nein; so hast du alles geendigt!"

Liebste Armand, sagte ich, nach zwei Jahren seh' ich Sie wieder. Nach Einem ist es unmöglich; denn ich werde dann nicht in Deutschland seyn.

„Nach zwei Jahren also!" erwiederte sie bitter lächelnd. „Nun ja; ich muß es mir gefallen lassen. Also heute über zwei Jahre! Merke dir ja den Tag! Und kommst du nicht, hast du in dem Glücke deiner Liebe die arme Armand vergessen: so betritt ja dies Haus nicht wieder; denn man würde dir etwas von einer Mörderin erzählen!" — Nun wendete sie sich langsam und schwankend von mir ab, und verließ das Zimmer. Ich stieg bebend in den Wagen, und trat meine Reise an.

Nichts von den zwei glücklichen Jahren, die ich nun in den Armen meiner Julie verlebte; doch einer Unterredung muß ich erwähnen, die ich noch vor unsrer Verbindung

mit ihr hatte, und worin ich ihr versicherte, daß ich nie geliebt, nie ein Weib mit mehr als freundschaftlichen Empfindungen geküßt hätte. „Lügst du,“ sagte sie mir da, „so bin ich verloren!“ — — Die Nemesis legte in diesem Augenblick ihre kalte, strafende Hand an mein Herz.

Julie wurde mein, und ich war der glücklichste Mensch auf der Erde. Doch gegen das Ende der zwei Jahre trat die strenge Göttin mit dem kalten, schreckenden Blicke wieder vor mich hin. Ich mußte reisen. An dem Abend vor dem bestimmten Tage kam ich in demselben Wirthshause an. „Herr Conradi?“ fragte der Wirth. „Ihr Zimmer ist schon im Stande, dasselbe, worin Sie vor zwei Jahren logirten.“ Ich hatte nicht den Muth zu fragen, ob die Armand hier wäre, und ob sie mein Zimmer bestellt hätte. Vor der geheimen Thüre stand die Nemesis unbeweglich, und heftete den strengen Blick auf mich. Ich setzte mich ohne Geräusch an einen Tisch, und stützte den Kopf in die Hand.

Ganz spät hörte ich jemand in das Zimmer neben dem meinigen kommen, und bebte. Die Thür in meinem Zimmer ging auf, und die Armand trat, in tiefe Trauer gekleidet, herein. Zitternd und weinend blieb sie auf der Schwelle stehen. Ich war entschlossen gewesen, wenn ich sie sähe, kalt und ruhig zu seyn. Doch als ich sie so da stehen sah, zerfloß mein Herz in einer Wehmuth, die nicht Liebe, ja nicht einmal Mitleiden war, sondern vielleicht nur eine Ahnung meines unglücklichen Schicksals.

Sie stand lange so da. Endlich sagte sie leise: „ich danke Ihnen dennoch, daß Sie gekommen sind; denn schon fing ich an zu verzweifeln." (Sie trat näher und breitete die Arme aus, doch ohne mich zu umfassen.) „O, ich liebe Sie dennoch mit unaussprechlicher Liebe!" So blieb sie lächelnd stehen, und dabei flossen noch immer Thränen über ihre Wangen.

„Sie sind verheirathet?" fragte sie.

Ja, antwortete ich stockend.

Es schien ein Schauder über ihre Glie-

der zu laufen. „Glücklich?“ fragte sie langsamer.

O, wenn Sie nur glücklich wären, dann würde ich es unaussprechlich seyn.

„Sind Sie Vater?“

Ja, von zwei Kindern.

„Von zweien?“ rief sie heftig. „O, wie unglücklich bin ich nun! O, meine Hoffnungen! mein Herz! mein armes Herz!“

Sie wendete sich von mir ab, ging wieder durch die geheime Thür, und ließ sie offen. Nach einigen Minuten rief sie mich mit leiser Stimme. — O Eduard, ich blieb, wie bezaubert, auf der Schwelle ihrer Thüre stehen. Könnte ich dir das schöne Bild beschreiben! Da saß sie, sanft weinend, mit einem nackten Kinde an der vollen, schönen Brust, und ihr schwarzes Haar hing in lieblichen Locken über den kleinen Engel. Sie blickte nicht auf, und weinte leise fort. Das Kind spielte mit ihren Locken, wendete dann das Köpfchen zu mir hin, und lächelte mich an. Nun drückte sie das Gesicht des Kindes an ihre Brust, und sagte leise, aber in ei-

nem Tone, der mich tief erschütterte: „dein Vater will dich nicht kennen! Er haßt dich!"

Eduard! ich schwankte näher, und knieete vor ihr nieder. Jetzt wendete das Kind sein Gesichtchen wieder zu mir. O, es war das Ebenbild meiner Tochter von Julien. Ich küßte es, und sie gab es mir in meine Arme. „O, er erkennt uns!" rief sie nun; „er erkennt dich! Dein Vater wird uns nicht wieder verstoßen!"

Sie knieete zu mir hin, schlang einen Arm um meinen Nacken, und lehnte ihre Stirn an die meinige.

Armand! sagte ich mit einem Blicke voll Vaterzärtlichkeit. — Sie verstand mich falsch, und holte ein Geburtszeugniß, das mir jeden Zweifel benommen haben würde, wenn ich gezweifelt hätte, ob ich der Vater ihrer Tochter sey. Das Kind schlummerte auf meinen Armen ein. Sie trug es mit zärtlicher Freude in mein Zimmer, legte es auf mein Bett, und sagte wehmüthig: „o, nur Einmal soll es hier schlafen! Morgen trinkt es die mütterliche Brust zum letzten Male, und, wenn

du nicht gekommen wärest, so hätte es heute seine Mutter zum letzten Male gesehen! Gott sey Dank, daß du nicht ausgeblieben bist!"

Sie warf sich nun vertraulich, arglos, an meine Brust, und es war, als ob zwischen uns nichts vorgefallen wäre. Mit jedem Blicke, den ich auf das schlafende Kind warf, wurde, wie ich fühlte, meine Neigung zu der Mutter immer wärmer. Keine Begierde, Eduard; es war nur der reine Wunsch, sie und meine Tochter glücklich zu sehen. O, liebe Armand, sagte ich, und küßte ihre Hände: wie soll, wie kann ich Sie glücklich machen? Fodern Sie mein Blut, fodern Sie mein Leben!

Sie umarmte mich mit vollem Entzücken, und sagte: „o, wie habe ich dich geliebt! Nun bin ich aber auch schön dafür belohnt! Du liebst deine, ach! so lange vergeßne, verstoßene Armand wieder! Für meine Treue fodere ich nur, was du mir nicht abschlagen darfst: erkenne mein Kind öffentlich als deine Tochter an! Führe uns in deine Heimath. Ich will in tiefer Einsamkeit leben,

und nur deine Tochter erziehen. Kein Seufzer, kein Blick, kein Wort soll deine Ruhe stören. Deine Geliebte mag todt seyn; ich bin nur ihre Schwester, und mir hat sie das Kind im Sterben empfohlen. Verstoß, verachte, verspotte mich; sey nur Vater deines Kindes!"

Liebe Armand, sagte ich sanft, wir werden das Nähere noch verabreden. Sagen Sie mir: wie ist es Ihnen gegangen? — Ich wollte sie ableiten von ihrer Idee, und erschrak, als sie anfing zu erzählen. Sie hatte mich fast während der ganzen zwei Jahre gesucht, und war sogar einen Monat in **g gewesen. Es ist beinahe ein Wunder, daß sie mich nicht irgendwo gesehen hat. Und, fragte ich lächelnd, was würden Sie denn gethan haben, wenn Sie mich gefunden hätten? — „Dann brachte ich dir deine Tochter. Eine Fabel dazu hatte ich schon ersonnen: ich war die Tante des Kindes. Das sicherte dich vor aller Verlegenheit."

Und meine Frau hätte der Gram getödtet! sagte ich mit schmerzlicher Wehmuth.

(Sie schüttelte lächelnd den Kopf.) Das glauben Sie nicht, liebe Armand?

„Nein! denn so kann deine Frau dich nicht lieben, wie ich; und ich lebe noch! Sie würde ein wenig erschrecken: das wäre alles."

Ich mußte ihr nun von mir und meinem Leben erzählen. Sie hörte aufmerksam zu, und fragte, wie es schien mit der gewöhnlichen weiblichen Neugierde, nach Kleinigkeiten. Ich freuete mich, daß sie so leicht zu befriedigen war, und wir gingen endlich heiter aus einander.

Am folgenden Morgen kam sie sehr reitzend gekleidet zu mir, und hielt meine Tochter auf den Armen. Sie erzählte mir ganz kalt, welche Anstalten sie auf den Fall, daß ich nicht käme, getroffen hätte. Auf einmal funkelten ihre Augen. „Wärest du nicht gekommen — ich würde mich fürchterlich gerächt haben." Sie holte eine schwarz versiegelte Chatoulle hervor, auf welcher stand: „von der höchsten Obrigkeit in Kassel zu eröffnen." Diese Chatoulle enthielt ihr Testament, alle Papiere über ihr Vermögen,

eine Angabe von der Ursache ihres Todes, und eine Auffoderung an den unbekannten Vater ihrer Tochter, das Kind zu sich zu nehmen. Diese Auffoderung sollte in alle Zeitungen gesetzt werden, und ich war darin so genau bezeichnet, daß es meinen Bekannten, und besonders meiner Frau, unmöglich hätte entgehen können. Meine Reisen, von denen ich ihr unglücklicher Weise erzählt hatte, die Zeit meines Zusammenseyns mit ihr, das Erwarten meiner Braut auf dem halben Wege, meine Gestalt, das Lispeln meiner Sprache: alles war mit der äußersten Genauigkeit angegeben. Ich zitterte beim Lesen dieses Papieres; sie aber lächelte, und vertheidigte ihren Plan als rechtmäßig. „Sollte dir denn alles erlaubt seyn, und mir nichts?" fragte sie. „Wenn du so grausam seyn konntest auszubleiben: sollte ich mich denn nicht dafür rächen? solltest du mich getödtet haben, und dennoch glücklich seyn? O, dem Himmel sey Dank, daß du kein Bösewicht warst, so grausam du auch bist!"

Siehst du nun, Eduard, warum ich vor

dieser Frau zittere, die, selbst wenn sie an Mord denkt, so besonnen zu Werke geht?

Nun bat sie wieder, daß ich ihr Kind anerkennen möchte. Ich erinnerte sie, daß ja eben dadurch erklärt werden müßte, ihr Kind sey nicht ehelich geboren, und daß sie sich dadurch Unannehmlichkeiten zuziehen könne, da sie das Kind auf den Nahmen eines verstorbenen Französischen Officiers habe taufen lassen.

Jetzt ließ sie auf einmal ihre eigentliche Hoffnung merken, die sie doch zart genug gewesen war, mir bis jetzt zu verschweigen. „Sie erwähnten vorhin," sagte sie ein wenig verlegen, „daß Ihre Frau eine sehr zarte, leicht zu zerstörende Gesundheit habe." —

Mein Blut wallte heftig; doch ich mußte meinen Zorn verbergen, und sagte: dann ist es ja Zeit genug, liebe Armand. — Durch Aeußerungen meiner Liebe zu dem Kinde brachte ich sie glücklich von diesem Gedanken ab; doch — auf wie lange? Ich bat sie, irgend eine Stadt in Deutschland zu

ihrem Wohnorte zu wählen; damit ich sie finden könnte, wenn die Umstände anders würden. Das erheiterte sie, und sie selber entschied sich für Dresden. „Aber, daß ich nur Nachricht von dir erhalte!" sagte sie lachend; „denn jetzt weiß ich dich zu finden."

Daran zweifle ich nicht, meine kluge Armand, sobald Sie es nur ernstlich wollen. — Ich sagte das nachlässig, um sie nicht merken zu lassen, wie sehr ich ihr Nachforschen fürchtete.

„Sie wohnen," fuhr sie fort, „in einer großen Stadt, die dem Könige von Preußen gehört, sind vor zwei Jahren weniger sechs Wochen getrauet, haben zwei Kinder, von denen das älteste zwei Monath jünger als meins, und das andre erst sechs Wochen alt ist. Ihre Frau hat ihre Jugend auf dem Lande zugebracht; sie ist eine Blondine, liebt die Gesellschaft nicht, und spielt das Klavier sehr gut. Sie selbst will ich wohl beschreiben, daß jeder ihrer Bekannten Sie erkennen soll. Und noch ein Paar Umstände

aus Ihrer Geschichte! Vor einem Jahre um diese Zeit waren Sie nicht in Deutschland, vor zwei Jahren kamen Sie aus Frankreich zurück."

Ich faßte mich, so gut ich konnte, und sagte lächelnd: ich könnte Ihnen die Stadt nennen, worin ich wohne, wenn ich nicht zu eigensinnig wäre. Aber – setzte ich mit fester Stimme hinzu — nie in meinem Leben würde ich Sie und meine Tochter wiedersehen, wenn Sie mich aufsuchten, wenn Sie früher zu mir kämen, als ich selbst es verlangte. Ich habe Pflichten gegen Sie, gegen meine Tochter, und will sie erfüllen, wenn das Schicksal es mir erlaubt. Doch auch gegen meine Frau habe ich Pflichten, die mir nicht weniger heilig sind. Finden Sie mich, und Sie haben mich auf ewig verloren!

„Höre ich binnen einem Jahre nichts von Ihnen," sagte sie in eben dem Tone, „so finde ich Sie!"

Ich blieb noch einige Tage, und überzeugte mich immer mehr, wie wenig alles,

was sie mir versprach, mich sicherte; denn ihre Empfindungen und Entschlüsse hingen nur von Zufällen ab. Das Einzige, worin sie beständig zu seyn schien, war Ihre Liebe für mich. Das Mädchen, das sie damals bei sich hatte, und das von meinen Verhältnissen mit der Armand nichts wußte, erzählte mir: Madame hätte sehr gute Heirathsvorschläge von jungen Männern gehabt; sie könne aber ihren ersten Mann nicht vergessen.

Endlich trennten wir uns. Ich habe sie seitdem noch Einmal wiedergesehen. Meine Frau lebte ihr zu lange. Sie drohete mir, daß sie mich zwingen würde, sie von der Schande, in die ich sie gestürzt hätte, zu befreien.

Du selbst weißt, welche Scenen du mit ihr gehabt hast. Eduard, ich bitte dich, verliere sie nicht aus den Augen; denn jetzt fängt sie wieder an, umher zu reisen. Du hast dir so viel Ansehen über sie erworben, als vielleicht kein anderer Mann gewinnt. Das mußt du benutzen. — O, wenn ich

meine Tochter aus ihren Händen retten könnte! Ich hatte, als ich vor anderthalb Jahren wieder bei ihr war, das Kind auf meinen Knieen. Es nannte mich mit kindlicher Unschuld wohl zehnmal: Vater. Die Mutter stand neben mir, und sah mit sichtbarem Vergnügen, wie ich das Kind mit inniger Liebe an mein Herz drückte. Eduard, wie geht es zu, daß ich dieses Kind fast zärtlicher liebe, als meine andern? —

Ich gab der Armand einen Plan, nach welchem sie das Kind erziehen sollte, und sie las ihn mit Rührung. „Ja,“ sagte sie gleich nachher, „meine Tochter soll nicht wie ihre Mutter werden, nicht so leichtsinnig, so phantastisch. Sie haben Recht. Nichts kann den Verlust des häuslichen Glückes, nichts die bescheidene, sanfte Weiblichkeit ersetzen. Ich wollte mehr seyn, als ein Weib; und was bin ich geworden! Ein Weib ohne Mann, eine Mutter, deren Kind ohne Vater ist.“

Einige Tage nach diesem Gespräche drang sie wieder in mich, ich sollte ihr meinen

wahren Nahmen sagen. „O, mein Herr,“ rief sie heftig, und riß das Kind aus meinen Armen; „ich weiß, an welcher Stelle Sie zu verwunden sind!“ (Sie zerriß den Plan, den ich ihr gegeben hatte.) „Für eine Tugend, die Sie so grausam macht, sollte ich meine Tochter erziehen? Nein! treulos, wie Ihr Männer seyd, soll sie werden; sie soll des Lebens genießen lernen; sie soll ihre unglückliche Mutter an deinem tyrannischen Geschlechte rächen!“ Nun nahm sie das Kind auf ihren Schooß, und gab ihm einige Lebensregeln, die mich erschreckten. Die Kleine verstand sie nicht. Aber wer bürgt mir dafür, daß die Thörin dem Kinde nicht wirklich solche Grundsätze beibringt, wenn es erst verständiger seyn wird?

Ach, das Kind ist mir unaussprechlich lieb! Ich bin ein Paarmal in Dresden gewesen, und habe es da heimlich, ohne die Mutter, gesehen. Was wird es in den Händen einer solchen Erzieherin werden! Und doch muß ich es ihr lassen; denn sie würde sich blutig rächen, wenn ich es ihr nähme.

Nun weißt du alles; und jetzt hilf!

Ich habe deine Briefe mit neuer Angst gelesen. Sie ist von Natur nicht böse; doch ihre verkehrte Erziehung hat sie zu allem, auch zu dem Bösesten, fähig gemacht. Rette mich, wo möglich, aus einer Unruhe, die mein Leben vergiftet. Deinen Briefen sehe ich immer mit Sehnsucht entgegen. Herrn Leiser, den Geliebten der frommen Pfarrerstochter, glaube ich zu kennen. Hat er nicht eine Narbe über der Stirn? Ein großer, schöner Mann, mit einem sehr feinen Benehmen.

---

Ja er ist es. So eben sagt man mir, sein Oheim sey Pfarrer auf einem Dorfe in deiner Gegend. Ich bin nur ein Paarmal mit ihm in Gesellschaft gewesen, und kenne daher nur sein Aeußeres. Doch, was das Gerücht von ihm sagt, sollst du wissen. Er ist ein guter Kopf, wohl gar ein Genie. Seine Eltern waren reich. Die Mutter verzärtelte ihn, als das einzige Kind; der Vater wollte einen großen Mann aus ihm ma-

chen, und war doch viel zu beschäftigt, als daß er sich hätte um seine Erziehung bekümmern können. Er zeigte daher seinem Sohne nur ein glänzendes Ziel, lehrte ihn aber nicht, wie er es erreichen könnte. Der junge Mensch, der die Bewunderung und der Stolz seiner ganzen in **r, seiner Vaterstadt, sehr bedeutenden Familie war, bildete sich ein, er könne dies Ziel nicht verfehlen. Sein Hofmeister, ein wackerer, aber sanguinischer Mann, bestärkte den Knaben in seiner großen Meinung von sich. So weckte man bei ihm den Ehrgeiz, und theilte ihm unvorsichtiger Weise eine Menschenkenntniß mit, die sich erst der Mann erwerben soll. Alles an ihm wurde durch künstliche Mittel früher reif gemacht. Er ging auf die Universität, und taugte, als er zurückkam, zu keinem Geschäfte. Als sein Vater gestorben war, trieb er sich hier und dort umher, ohne daß man einen Zweck dabei bemerken konnte. Das ist alles, was ich bestimmt von ihm weiß. Er hat sich eine Zeitlang hier aufgehalten, wo der Bruder

seiner Mutter Präsident ist. Man urtheilt über ihn sehr verschieden. Es ist, sagt man, tiefes Gefühl in seiner glühenden Seele. Die gewöhnlichen Verhältnisse sind ihm zu gemein: Alles an ihm ist poetisch; er hat einen hohen Geist, und großen Enthusiasmus für das Gute und Schöne. Die wenigsten Menschen können ihn begreifen, weil er in ihrer Gesellschaft sich alles erlaubt, sich über alle Gewohnheiten hinaussetzt, oft sehr bittre Satiren sagt, kalt bei tausend Dingen bleibt, welche die Gesellschaft interessiren, und sich dann wieder lebhaft für etwas interessirt, wobei andre Menschen sehr gleichgültig bleiben. Du siehst, daß diese Urtheile ihn aus der gewöhnlichen Masse der Menschen hervorziehen. — Indeß sagt man auch, er habe das Leben zu früh genossen, und verachte es nun, weil er kein Gefühl mehr dafür habe. Sein Enthusiasmus sey nur Eitelkeit, und eine studierte Rolle. Er treibe darum nichts, weil er nicht an Arbeiten gewöhnt sey. — Du wirst ja dort sehen, Eduard, was an dem allen ist.

Der fromme Greis und das fromme Mädchen haben mein Herz in Bewegung gebracht. Ob sie gut mit Herrn Leiser fahren werden, auch wenn er der Mensch ist, für den seine Lobredner ihn halten?

Meine Julie läßt dich grüßen. Dein Oheim Ludwig ist ihr Held. Du sollst ihn ja so oft auf das Theater bringen, als du kannst, läßt sie dir sagen. Und von Margarethens Herzen verlangt sie eine Landkarte, auf der auch nicht das kleinste Pünktchen fehlt. Leb wohl, und vergiß uns nicht.

---

## 7.

## Eduard an Runden.

Weimerssen.

Unser Haus, lieber Runden, hatte sich in eine Akademie verwandelt, oder in einen Schöppenstuhl, in eine juristische Fakultät, die ihre Sitzungen hielt; um die Frage zu erörtern: darf ein Mädchen seinen Eltern entlaufen? darf ein Vater sein Kind enterben? Ordentliche Beisitzer waren: meine drei

Oheime, meine Tante die Frau von Braufeld, und ich; Ehrenmitglieder die Base und der Herr Etatsrath von Braufeld.

Nun höre, wie es mit der Sache ist. Ich komme von einem Spazierritte nach Hause, und trete in den Saal. Mein Oheim Heinrich steht mit einem höchst komischen Gesichte mitten unter den Andern, und sagt: „Base, und du, Bruder Erich, — Ihr Beiden seyd es ja am Ende nur; der da" (er zeigte auf den Held deiner Frau, den Oheim Ludwig) „der kümmert sich den Henker um die ganze Erörterung der Frage, die seit dreißig und mehr Jahren diesen Saal hier zu einem Hetzhause gemacht hat, weil er den Schwarzen-Adler-, und den Hosenbands-Orden trägt, die Gott, ein fleckenloses Gewissen und ein Engelssinn ertheilen, und weil er also ein Mensch par excellence ist, was mehr sagen will, als ein Mensch, der von Andern Excellenz genannt wird."

Bruder, fiel Ludwig ein, ich wünschte die Sache wäre abgethan, daß endlich einmal Ruhe würde. Es jammert mich, wenn ich

die Base so eifrig sehe. Und, Bruder, was du von den Orden sagtest — ich wollte, daß ich nur den kleinsten von allen verdient hätte! . . . Was schadet es denn aber, wenn die Base glaubt, wir wären von altem Adel?

„Was es schadet? Dir nichts, wie gesagt; und die da" (er zeigte auf Margarethen) — „die fragt viel nach Pergamenten und Diplomen, Stammbäumen und offnen Helmen: die Jugend hat sie mit Orden rings behängt, und mit Adelsbriefen dazu. Und dem da, dem Eduard, muß es ordentlich lieb seyn, wenn ich den Sieg davon trage, weil er sonst wie in unsre Familie hineingestohlen seyn würde. Ein wahrer Bankert wäre er, wenn du deine Meinung durchsetztest, Bruder Erich."

Hier nahm mich Oheim Erich zärtlich in die Arme. Bruder, sagte er dann, es ist nicht Hochmuth, wie du zu glauben scheinst; aber ich will nicht wegwerfen, was mir meine Vorfahren mit Blut und Arbeit erworben haben.

Es zeigt ein edles Gemüth, redete die Base mit einem erhitzten Gesichte dazwischen, und giebt ein edles Gemüth.

„Guter Gott," sagte Oheim Heinrich, „so hättest du wohl daran gethan, dem Vater Adam sogleich einen Stammbaum mitzugeben; denn ein edles Gemüth wollte ja deine Barmherzigkeit allen Menschen schenken. Du bist doch dieser Meinung nicht, Bruder Erich?"

Es ist mehr daran, als du glaubst, antwortete Erich. Denn als ich mit meinem Kutter zwischen die Franzosen gerieth, und mit der Pistole an dem Pulverfasse stand, und ausrief: wehrt Euch, oder ich sprenge Euch in die Luft! das hätte ich nicht gethan, wenn man mir nicht von Jugend auf gesagt hätte: noch nie hat sich ein Mörs ergeben!

Das that er? fragte Ludwig.

„Das that er; und ich stehe dir dafür, er würde sich in die Luft gesprengt haben, wenn nicht ein beherzter Matrose ihn weggerissen hätte. Bruder Erich, was sagte doch

der Matrose, als er durch ein kühnes Manöver den Kutter gerettet hatte? Erzähle doch!"

Der Kapitain antwortete verlegen: es war ein Teufelskerl! Wie ein Blitz hatte er mich von dem Pulverfasse weg, und stand am Steuer. Wir waren heraus, und dahin ging es mit vollen Segeln. Nachher sagte er zu mir: Kapitain, vor den Kopf mochtet Ihr Euch schießen; aber nicht dreißig brave Kerl in die Luft sprengen.

Bruder, sagte Ludwig sanft; du hast doch den Menschen belohnt, will ich hoffen? Denn er hat dein Gewissen vor Mord bewahrt. Dreißig Menschen! Ich hoffe, Gott wird es dir vergeben. Du thatest es wohl nur in der Hitze. Dreißig Menschen! — Er faltete unbemerkt die Hände.

„Das Kreuz da," fiel Heinrich ein, „bekam er dafür. Er hätte steigen können, wenn nicht Friede geworden, und er kein Ausländer gewesen wäre."

Ludwig seufzte tief, und konnte seine Blicke nicht von dem Kreuze abwenden, bis der Kapitain es einknöpfte.

„Was wolltest du beweisen?“ fuhr Heinrich fort, und lächelte darüber, daß er den Kapitain aus dem Felde geschlagen hatte; denn es war ganz und gar nicht sein Ernst, auf Ludwigs Seite zu treten: er zählt vielmehr, wenn er von den Tugenden seines Erich spricht, jedes Mal dessen Muth mit auf, und beweist ihn mit diesem Beispiele. „Ich sage nur, Bruder, es ist unerwiesen, daß wir von Adel, von altem Adel sind. Die Sylbe van oder von beweist nichts ohne Dokumente; und daran eben fehlt es uns. Denn mag die Base immerhin sagen: ein Mörs ist Hofmarschall gewesen; ich glaube das nicht. Aber was kann sie einwenden, wenn ich dagegen sage: ein Mörs ist Zollschreiber gewesen?“

Der Kapitain stampfte mit dem Fuße. Die Base wurde feuerroth, und sagte: wir wissen ja, warum Sie es wurden! uns Alle, die wir auf die Ehre unsrer Familie halten, damit zu ärgern.

„Nun, ein Fräulein Mörs ist mit einem Gärtnerburschen davon gegangen.“

Ich ersticke noch vor Zorn! sagte die Base. Erich stampfte heftiger mit dem Fuße, und rief: wie oft soll ich dich bitten, Heinrich, uns nicht daran zu erinnern!

„Das ist es! das eben!" fuhr Heinrich lachend fort. „Möchten wir doch von älterem Adel seyn, als die Mocenigos in Venedig, und die Frangipanis in Rom, oder die Bourbons in Frankreich; und ich kann die Frangipanis ordentlich um ihren Nahmen beneiden, und möchte wohl zu der Familie gehören, bloß um des Nahmens willen."

Was ist denn an dem Nahmen, Bruder? fragte Ludwig neugierig.

„Nun, du weißt ja, daß man in Italien von sehr altem Adel seyn kann, ohne ein von vor seinem Nahmen zu haben. Die Frangipanis heißen auf Deutsch die Herren Brotgeber, und das klingt freilich nicht wie Aarhorst, Löwenklau, Wolfsegg und Falkenstein. Sie speißten bei einer Hungersnoth ihre armen Mitbürger; daher ihr Nahme. — Wie gesagt, möchten wir doch vom

ältesten Adel seyn! Aber daß Bruder Erich da, in dessen Brust ein Herz voll Liebe für alle Menschen ist, auch" (diese Worte setzte er einem Seufzer Ludwigs entgegen, der fast wie dreißig klang) „für die dreißig auf seinem Kutter: denn er hätte am Ende nicht losgeschossen, . . . daß Bruder Erich, um der drei Buchstaben willen, — aus mehr besteht ja unser Adel nicht — mich bittet, ihn nicht an seine Schwester zu erinnern, die vielleicht in diesem Augenblick halb verhungert die dürren Hände zum Himmel aufhebt, und allen Adel in der Welt verwünscht . . ."

Ludwig sagte leise: wir gingen hart mit der Schwester um. Ach, ich selbst! Wir jagten sie in's Elend!

„Du nicht, Ludwig, du nicht! An dir hatte das blutende Herz des armen Mädchens einen Fürsprecher, einen Tröster, einen Freund. Aber wir, oder die drei Buchstaben!"

Ich wollte, sagte die Base, daß Margarethe Ihnen einmal solche Sprünge machte!

„Gott vergebe Ihnen den Wunsch, Base! Aber geschähe es denn auch – nun, so könnte ich mich bald hineinfinden. Ich ließe mich Herr Zollschreiber nennen; und ich möchte doch sehen, wer sagen würde: der Zollschreiber ist toll; er hat seine Tochter einem gesunden, geschickten, tugendhaften Gärtner gegeben. Uebrigens — habe ich denn je behauptet, die Schwester hat recht gethan? habe ich das? Doch daß Eduards Mutter, die einen Thron geziert haben würde, wenn sie darauf gesessen hätte, daß die fünf Jahre lang die ganze Härte ihrer Verwandten erfahren mußte, bis sie, Gott weiß woran, starb — an den drei Buchstaben, fürchte ich . . ."

Ludwig wendete sich ab, an das Fenster, und Heinrich fuhr fort: „möchte unser Adel doch so alt seyn, wie die menschliche Thorheit! Daß aber drei Buchstaben, wogegen ich mich durch mein Zollschreiberpatent bestens verwahrt habe, das gute Herz unsrer dritten Schwester verderben konnten, wie sie die Herzen der beiden andern brachen;

daß diese Schwester im Stande wäre, alle ihre Kinder dem Moloch zu opfern, ehe sie . . ." —

Bruder, unterbrach ihn Ludwig, du zerschneidest mein Herz. Ich bitte dich, höre auf! Sie ist gut, besser als du glaubst.

„Ich hasse diesen Teufel des Hochmuths, der in allen Ständen haus't und die Menschen quält, auf Thronen so gut, wie in Hütten. Und wenn mir die Frau Etatsräthin von Braufeld noch tausend Thaler mehr für mein Zollschreiber-Patent böte, als sie mir schon geboten hat: ich gäbe es ihr nicht für zehn tausend, weil ich mit diesem Stückchen Papier allen ihren Dünkel in die Flucht schlagen kann. Das ist es, daß unsre Herzen hart werden gegen unser eigenes Blut! Die Frau von Braufeld — Doch da hat sie der Teufel ja selbst! Die fünf und zwanzig Jahre sind zu Ende; in Kurzem wird dieser Saal wohl eine Gerichtsstube werden. Nun, für Folterwerkzeuge will ich sorgen! . . . Ihr müßt nehmlich wissen, wenn Ihr noch nicht daran gedacht

habt, daß die Zeit um ist, da Dorchen sich melden sollte. Und nun wäre ihr Geld zu vertheilen: das hat mir die Braubach gestern geschrieben. Sie hofft, hier die Partheien und die Erben des armen Dorchens zu finden, um die Sache mit ihnen abzuthun. . . . Grete, geh der Tante entgegen, und führe sie herauf."

Nun trat die Frau von Braufeld in das Zimmer, die ich bis jetzt eben so wenig kannte, als sie mich. Ich hatte eine stolze Juno, einen sich brüstenden Pfau, erwartet, und sah nun ein feines sprechendes Gesichtchen voll Anmuth, eine schöne, zarte Figur, besonders ein Auge voll Leben und Geist. „Wie hat mich verlangt, Euch alle einmal wiederzusehen!" sagte sie mit einer leichten vertraulichen Verbeugung, und mit einer sehr einnehmenden Freundlichkeit. Sie zeichnete keinen von uns Allen besonders aus; doch richtete sie ihre Worte meistens an den Oheim Heinrich, den sie zu fürchten scheint, und den sie daher mit der größten Artigkeit behandelte. An ihr sah ich die Wirkung einer

feinen Cultur. Oheim Heinrich würde um gute drei Zoll höher, sobald sie in das Zimmer trat. Seine Bewegungen, sein Gang, sein Gesicht bekamen etwas Ernsteres; das Drollige darin verlor sich großen Theils. Er stand jetzt wie ein Weltmann da, und schien zu lauern. — Der Etatsrath von Braufeld war eine Copie seiner Frau: artig, ohne allzu geschmeidig zu seyn, zutraulich, ohne Zutrauen zu haben, unbefangen und doch sehr aufmerksam, nicht kalt, nicht warm. Er behauptete sich, ohne sich zu brüsten, und ohne sich wegzuwerfen. Oheim Heinrich fühlte, daß er einen feinen Mann vor sich hatte; er richtete sich auf, und sein Rednerton wurde etwas leiser.

Ludwig war der einzige im ganzen Saale, der unverändert blieb. Er betrachtete seine Schwester mit seinen gewöhnlichen liebevollen Blicken, wie er jeden Andern, und auch seinen Todfeind, betrachtet haben würde. Die Base saß mit brennenden Wangen da, und brachte bei jedem Worte, das sie sprach, nur den halben Titel der Tante her-

vor: Frau Räthin. Man konnte der Braufeld nicht ansehen, daß sie dies übel empfand; doch war das gewiß der Fall: denn die Base, wenn sie treffen will, fehlt nicht.

Frau von Braufeld wendete sich endlich zu Heinrich: Du weißt, warum ich gekommen bin. Es muß doch etwas geschehen, und ich gebe im voraus die Versicherung, daß ich alles bewilligen werde, was beschlossen wird — wenn Ihr anders nicht schon zum Schlusse seyd, setzte sie lächelnd hinzu.

„Ein jeder mit seinem Gewissen, denk' ich!" erwiederte Heinrich. „Und wenn auch gar nichts dabei herauskommt, so freu't es mich doch; denn nun kann ich endlich einmal so oft „Schwester Dorchen" sagen, als ich will, ohne daß der Kapitain und du, Schwester, mir die Hand auf die Lippen legen."

Ich hoffe, Bruder, in der Sache unpartheiisch zu seyn.

„Mehr, als unpartheiisch, Schwester: großmüthig, zum Teufel, ohne Beispiel großmüthig, gegen das arme Dorchen. Jeder

Mensch,

Mensch, der einen Andern haßte oder noch haßt, hält bei allen Gelegenheiten wahre Philippiken gegen seinen Feind; und kann er die Feder führen, so übergiebt er seine Reden sogar der Nachwelt. Die vorzüglichsten Köpfe, z. B. Demosthenes, Cicero, Tacitus, waren in diesem Stücke nicht besser, als jeder Andre. Lies den Buchanan, wie er die arme Marie von Schottland mißhandelt. Er schilt sie eine Vagabunde, eine liederliche Metze: er, der selbst der größte Vagabund war, und ganze Bände voll liederlicher Gedichte schrieb. Was er von der armen Marie Böses weiß und nicht weiß, sagt er ihr als ausgemachte Wahrheit nach. Wie großmüthig seyd Ihr dagegen! Ihr verbergt, so sehr Ihr auch das arme Dorchen haßt, ihr Verbrechen, daß sie einem gemeinen Menschen zu Gefallen weglief und eine Vagabunde wurde. Aber morgen werden, denk' ich, die Philippiken wohl nachkommen."

Du hast nie etwas anders als solche — wie heißen sie? — Philippiken gehalten ge-

gen Freund und Feind, sagte die Tante lächelnd, und ging zu Bett.

Heinrich warf sich auf den Sofa, und sagte: „einen Buchanan findet Dorchen an uns allen. Hätte sie nur auch einen Camden unter uns gefunden, ein sanftes Wort zur Vertheidigung, zur Entschuldigung, zur Verminderung ihres Fehlers! Aber den soll sie noch finden."

Vertheidigen will ich sie nicht, Bruder, sagte Ludwig sanft: das überlasse ich Gott; denn wir Menschen sind meistens zu hart oder zu sanft. Doch Gott wolle, daß sie in den rauhen Stunden ihres Umherirrens ein mitleidiges Herz gefunden haben möge, woran sie ihre von Thränen heißen Wangen hat kühlen können, einen Helfer in . . .

„Hat sie denn den gebraucht? Ich rede nicht von ihrem Schicksal: sie ist vielleicht die Glücklichste von uns allen gewesen; auch nicht von dir, Ludwig: denn, wie du sagtest, hast du ihr Urtheil einem höheren Richter übergeben. Doch ich frage hier rings umher jeden Andern: ob er zuverlässig weiß,

daß er in Dorchens Umständen besser gehandelt hätte."

Sonach müßte jeder Mörder losgesprochen werden, sagte die Base; denn wer kann auf die Frage antworten!

„Recht, Base, recht! Mag doch der Mensch sein Schuldig! rufen, so schuldig er auch selbst ist. Aber mit harter Stimme und hartem Herzen soll der Richter, und jeder, der auf die vorige Frage nicht fröhlich antworten kann, sein Strafurtheil doch nicht vorlesen. Der Henker bittet den armen Sünder, der ihm doch wildfremd ist, um Vergebung, daß er seine Pflicht an ihm erfüllen muß. Wir waren schlimmer, Base: wir stäupten mit Lust und Freude, und zwar unsere Schwester. Ganz kalt hätten wir sagen mögen: Dorchen ist mit einem Gärtnerburschen davon gelaufen; das Fräulein von Mörs hat sich mit einem gemeinen Menschen eingelassen; Fräulein Dorchen . . ."

Wie oft soll ich dich bitten, Bruder...? fing der Kapitain an; doch er unterbrach sogleich sich selbst. Der Teufel! fuhr er nach

einer Pause zornig fort: ja, sie that das, was du sagst. Sie beschimpfte unsren Nahmen, unser Haus. Ist von einer Hure die Rede, so darf ich nicht mehr sagen: Gott verdamme sie!

„Bruder, das hättest du nie sagen sollen; denn unsre ganze Familie ist voll von Mördern, Dieben und andern groben Verbrechern."

Wie? wie? rief Erich mit funkelnden Augen: zum Teufel! wie soll ich das verstehen?

Die Base schüttelte den Kopf, und preßte die Lippen auf einander.

O, du gehst zu weit! viel zu weit, Bruder Heinrich! sagte Ludwig. Ich bin nicht hochmüthig; aber Gott hat mir den Nahmen Mörs gegeben, und so ehre ich ihn, ob ich gleich keinen neben mir verdammen mag. Mörder und Diebe! das ist zu viel!

„Ja!" erwiederte Heinrich lebhaft: „oder leugnest du, daß du ein Mensch bist?"

Ludwig schlug sich sanft auf die Brust, und schwieg mit einem gen Himmel gewen-

deten Blicke. Gott sey allen Menschen gnädig! sagte er dann; gute Nacht!

Der Kapitain hob nach einem finstern Schweigen wieder an: du haselirst immer, wenn man von ernsthaften Dingen redet!

„Du nimmst mir das Wort aus dem Munde, Kapitain; das wollte ich eben sagen. Wir würden weniger hart, weniger hochmüthig, weniger eitel, und dagegen viel sanfter und geduldiger seyn, wenn wir bisweilen bedächten, zu welcher Familie wir gehören."

Und würden uns dieser Familie schämen.

„Ja, Kapitain, bei Gott, das that ich auch, so oft ich in unserm Familien-Archive, der Weltgeschichte, blätterte; und doch waren es meistens Leute, denen die Braufeld ihre Tochter gewiß nicht abschlüge: Leute aus den höchsten Ständen."

Gute Nacht, sagte der Kapitain, und ging mit festen Schritten durch den Saal.

Ein liederliches Paar waren doch der Bursche und Dorchen, sagte die Base lächelnd. Ich weiß nicht, Sie sind doch sonst kein Freund der Wollust.

Ein Paar waren sie, Base. Also machten sie es noch nicht so arg, wie es der heilige Augustin, der nur Einer war, von sich selbst erzählt. Sogar im Schlafe störte den heiligen Mann die gröbste Sinnlichkeit. Ich will Ihnen die Stelle aus seinen Geständnissen vorlesen."

O, ich danke Ihnen. Dacht' ich es doch, daß Sie Sich am Ende noch an einem Heiligen vergreifen würden!

Ja; denn wir gehören auch zu seiner Familie, wie er zu der unsrigen. — Die Base eilte aus dem Zimmer, und warf die Thüre hinter sich zu.

Ich bin Ihrer Meinung, Oheim, sagte ich lachend, und bedaure Tante Dorchen, ob ich gleich von ihrer Geschichte nichts weiß.

„Die Geschichte jedes jungen Herzens, das mit dem vergoldeten Rechenpfennige, heißer Liebe, die Ausgaben eines ganzen kostbaren Lebens zu bestreiten gedenkt, das den vergänglichen Regenbogen der Phantasie, die Liebe, für ein Zeichen hält, es werde nie eine Ueberschwemmung, nie ein Unglück über

das Leben kommen. Mehr weiß ich selbst nicht; doch morgen werden wir wohl mehr hören. Sie wurde von ihrem Vater ohne Prozeß verdammt. Ich war damals gerade in der andern Hemisphäre, und erinnere mich ihrer kaum. Uebrigens weiß ich, mein Sohn, daß die Liebe, wie der Rausch, zu seltsamen Thorheiten treibt. Und wenn dieser süße Rausch wenigstens nur länger dauerte! Aber Tausende verschlafen ihn, wie den Rausch von Wein, in ein Paar Stunden, in der Brautnacht."

Aber Tausende sehen darin die Würze ihres ganzen Lebens, und die Hoffnungen der Ewigkeit.

„Für weniger, mein Sohn," sagte er lächelnd, „sollte sie kein Jüngling halten. Doch entschließen soll er sich vorher, fest, männlich, wenn sie nicht die Würze des Lebens seyn kann, sie nicht zu dem Gifte des Lebens zu machen. Ich war ein Jüngling, Eduard, wie du. Lächle nicht darüber. Der Rausch verflog. Doch meine Frau ergriff im Sterben meine Hand, heftete das brechende

Auge auf mich, und sagte: Heinrich, du warst ein guter Mensch. Habe Dank! Wenn wir nicht so glücklich waren, als wir an dem ersten Tage unsrer Verbindung zu werden glaubten, so waren wir doch nicht unglücklich. Und das will viel sagen! — Ja, rief ich, und küßte ihren blassen, kalten Mund: unglücklich waren wir nicht. Und, Eduard, ich bildete mir etwas darauf ein, daß ich das ruhig, vor dem brechenden Herzen der Sterbenden, sagen konnte. Ich weiß auch nicht, wie ich hätte mehr sagen können; denn unser Glück verdankten wir der wohlthätigen Natur, nicht jener ersten Liebe. O," — das sagte der Oheim mit leuchtenden Augen — „wie wenig ist, wie wenig hat, kann, thut, segnet, beglückt der Mensch! Es ist schon viel, wenn er nicht den reinen Quell der Freude, den die Natur ihm giebt, mit seinen Leidenschaften, seinem Egoismus trübt, und ihn so an die Lippen seiner Freunde bringt. Was ist der Mensch! — Gute Nacht, Eduard; gute Nacht."

Ich lächelte zwar über das alles ein we-

nig; denn ich weiß ja, was die Weiber ehemals waren, und was selbst Männer wie mein Oheim unter Liebe verstanden: sie galt ihnen höchstens für den Kasten, in den die Mitgabe gepackt war. Allein seine Behauptung, so sey es, und so müsse es seyn, machte mich doch eine Minute lang ängstlich. Ich kannte auf der Akademie einen boshaften Spaßvogel, der mit einem bleichen Gesichte, dessen Muskeln er gewaltsam uud furchtbar verziehen konnte, öfters vor einen Unbekannten hintrat, und mit dumpfer Stimme sagte: ich bin bleich; doch ich sage dir: nach vierzehn Tagen bist du noch bleicher. Mancher lächelte darüber; es war aber Niemand, den die Vorhersagung nicht erschreckt hätte. Und so geht es mir mit meinem Oheim.

Am folgenden Morgen ging ich in den Garten, und fühlte bald ein sanft wallendes Meer von ewiger Liebe in meiner Brust. Die Sonne kämpfte mit einem leichten Dunste, den die Morgenluft in tausend schönen Formen verhauchte. Das Schmettern der Ler-

chen in den purpurnen Nebelgestalten; die Flötentöne der Nachtigall in den dunkeln Zweigen; der reine Duft der Blumen, den der Morgenwind umher wehte; die summende, schimmernde Welt der Insekten: der ganze Anblick dieser lebendigen, glücklichen Natur füllte mein Herz mit der reinsten Sehnsucht, mit der vollen, ungetrübten Lust, die der Mensch so selten genießt. Ich sah Lotten, Margarethens Freundin, auf dem Hügel sitzen; doch ich ging, um allein zu seyn, in das dickste Gebüsch. Hier drangen zwischen den Gesängen der Nachtigallen schönere Accorde ganz leise in mein Ohr. Ich ging ihnen nach, und da saß Margarethe in einer Laube von blühendem Jasmin und Akacien, wo eine schöne Aussicht auf die Wiese ist. Die Harfe lag an ihrer Brust; ihre Arme schwebten über den Saiten, und leise griffen die Finger Accorde zu einem Liede, das ihr Herz voll Sehnsucht sang. Ihr trunkenes Auge hing an den flatternden Dünsten, die in den Sonnenstrahlen wie goldene Wellen zitterten. Runden, hätte mein Oheim

dieses Gesicht gesehen, dies große blaue, fromme, heilige Auge, diese von dem Gefühl der Natur mit heiligem Feuer übergossene Wangen, und die Brust, die, von der reinen Seele gehoben, in langen Schlägen aus dem leichten Morgengewande emporstieg! —

O, dacht' ich, gehört wohl einer von den Schlägen dieses Herzens mir? wallt wohl einmal mein Nahme in dem Meere ihrer Gedanken und Empfindungen mit empor? Wonach blickt dein Auge so voll Sehnsucht? wem klopft dein Herz? was wünschest du, frommes Mädchen? — Ich ging zurück, als ich nur einen Blick auf sie geworfen hatte; denn gewiß glaubte sie, ganz unbemerkt zu seyn. Nach einigen Minuten brachte das Mädchen ihr ein Oberkleid, und sie kam aus dem Gebüsche hervor. Ich näherte mich ihr auf einem Umwege, und bemerkte nun, daß die Begeisterung ihrer Seele, worin das Mädchen sie gestört hatte, eine kindliche, selige Freundlichkeit geworden war. Wir gingen nun neben einander — schweigend

möchte ich sagen; und doch waren die Paar einzelnen Worte, wodurch ihr Gefühl sich äußerte, so beredt. „O!“ sagte sie zuletzt, als sie nach dem Hause einbog; „wären doch Alle, die heute über meine unglückliche Tante entscheiden wollen, an diesem Morgen von der Natur umgeben gewesen! Wer könnte in diesem Meere voll Liebe hart seyn!“ Sie blickte schnell noch einmal rings umher, und ihr Auge fiel lächelnd, gütig, auf mich. „Sie lieben die Natur!“ sagte sie zärtlich, und schlüpfte in das Haus.

Ich hätte ihr jetzt gesagt, wie sehr ich sie liebe, wenn sie noch länger bei mir geblieben wäre. Nun ging ich in die Laube, wo sie gesessen hatte, und meine Brust füllte sich mit einer nahmenlosen Sehnsucht. Ja, sagte ich endlich: ich will dich glücklich machen. Dein sterbender Mund soll mir einst mehr sagen, als die Worte: wir waren nicht unglücklich!

So kam ich zu meinem Oheim, und sagte, seine Hand fest an mein volles, beseligtes Herz drückend: wie viel ist der Mensch!

wie viel kann er! wie sehr kann er segnen, beglücken! In seinem Herzen wohnt das Glück seiner Geliebten, seiner Freunde!

„Gut, gut!" sagte er zweideutig lächelnd. „Es ist mir lieb, Eduard, daß du so sagst und fühlst. Singe nur in deinem Frühling; dein Herbst wird auch kommen!"

Nein, Oheim, Sie irren Sich; oder — ich schäme mich meines Herzens, und verachte die Natur, die mich so grob täuscht.

„Seltsamer Mensch! Kann ich dafür, daß die Nachtigall im Herbste schweigt, wenn die Tage der Liebe vorüber sind?"

Wir sind Menschen. Es thut mir wehe, daß Sie mich mit einer Nachtigall zusammen stellen.

„Wer will mit diesem trunknen Auge streiten? Es ist gut so, recht gut! Der Morgen war schön, die Nachtigall schlug zum Entzücken. Auch sahst du Gretchens Harfe in den Garten tragen, und sie hat eine hübsche Stimme. Nicht wahr? wie ausgebrannt müßte dieses Herz seyn, wenn ein so schöner Morgen, eine Harfe und

eine weiche Stimme es nicht entzünden wollten!"

Und die Sehnsucht, Oheim, die eine schönere Zukunft ahnet, ein höheres Leben jenseits des schönen Morgens glaubt — die halten Sie für eine Fabel?

„Wer redet von der!" erwiederte er lächelnd. „Aber, Ihr Thoren, warum bildet Ihr jene leuchtende Aurora, die nur der Abglanz eines tugendhaften Lebens ist, aus den vergänglichen Dünsten eurer Phantasie? Was hat denn das Harfenspiel eines jungen Mädchens mit dieser stillen Ahnung unseres Zieles zu schaffen? Wenn eine Ewigkeit ist, wenn du sie fühlst: warum verschwendest du sie an eine Trunkenheit deiner Sinne? warum an eine Thräne in einem schönen Auge, welche die Luft verweht? Wohl! es sey, wie du sagst; dann zeige mir nur auf Einer silbernen Hochzeit ein solches Auge, wie das deinige. Und wenn du das nicht kannst, wenn Niemand es kann, so darf ich doch wohl sagen: es ist nicht viel an diesen von Liebe trunkenen

Augen und Herzen der Jugend. Daß aber die Natur sie nöthig hatte, weiß ich; und somit Gott befohlen. Wir haben heute mehr zu thun, als über den Gehalt einer Thräne zu disputiren."

Ich ärgerte mich; denn was konnte ich ihm antworten, ob ich gleich das Gegentheil von dem fühlte, was er sagte. — Nach und nach versammelten wir uns Alle in dem Saale, und jeder lächelte, als er herein trat, über die Anstalten, die der Oheim Heinrich getroffen hatte. In der Mitte stand ein großer Tisch, mit grünem Tuche belegt, und Schreibmaterialien darauf. Für jeden von uns ein Sessel, für die Base, Margarethen und Lotten, als Ehrenmitglieder, drei Stühle. Oben stand ein höherer Tisch mit einem Sessel.

„Dorchen," hob er feierlich an, „wurde in einer geheimen Session, die unser seliger Vater mit seinem Gewissen hielt, verurtheilt. Wir sollen den Prozeß revidiren; und das muß nun so öffentlich geschehen, als möglich. Ich wollte, Bruder Ludwig

wäre da! Wo bleibt er denn?" Nicht lange, so trat Bruder Ludwig gestiefelt und gespornt in die Thür. Er verbeugte sich mehr als gewöhnlich (wegen der feierlichen Anstalten, ohne Zweifel), und sagte: es thut mir leid, daß ich heute nicht hier seyn kann. Ein nothwendiges . . .

. . . „Geschäft," fiel der Oheim Heinrich ein. „Ich denke, da ist irgend eine unglückliche Waise oder Witwe, oder eine von ihren Geschwistern verstoßene Frau, der du Trost, Hülfe und Frieden bringen willst. Aber, Ludwig, heute entbehre ich dich ungern. Du bist ein wahres Thermometer: an deinen nassen Augen und an deinem schlagenden Herzen hätten wir unsere immer wachsende Kälte messen können. Immer zeigst du 33, Wärme des menschlichen Bluts."

Ich kann gewiß nicht. Fehlt es an einer Stimme, so kann sie ja Eduard für mich geben.

„Guter Gott!" rief Heinrich: „warum liebst du den mehr, als mich? Aber du irrst,

Bruder; denn Eduard steht immer, wie alle junge Leute, auf kochend Wasser oder gefroren Quecksilber. Und am Ende könnte er gerade gegen deine Meinung stimmen, da er von unsrer Sache nichts weiß."

Das ist wahr. Aber bleiben kann ich nicht. Freilich, ich habe immer geschwiegen, und das Meinige nur gedacht. Doch, ich willige in alles, was am vortheilhaftesten für Dorchen ist. Sie hat uns beleidigt, aber sie ist unsre Schwester. Gott segne sie in dieser Stunde! Und sollte es sich woran stoßen — mein Jakob weiß meines Herzens Meinung; den dürft Ihr nur fragen lassen.

„Reite in Gottes Nahmen," sagte Heinrich, „und schicke uns deinen Jakob auf der Stelle. Du bevollmächtigst ihn also unbedingt?"

Unbedingt; und das könnte ich, wenn es auch seine eigne Schwester wäre. Er ist ein guter Mensch, Bruder, und ginge es nach Verdienst und Würdigkeit in der Welt, so — ich fühle das oft — so müßte ich wohl

manchmal der Bediente, und er der Herr seyn. Ich will es ihm sagen. Lebt wohl! Seyd menschlich!

Frau von Braufeld sagte, gezwungen lächelnd: ich hoffe, das ist dein Scherz, Bruder Heinrich. Ein Bedienter . . .

„Ludwig hat ihn zu seinem Repräsentanten bestellt. Er bekommt hier Sitz und Stimme. Du hast das Recht, uns auch einen Bedienten, anstatt deiner, zu schicken." — Das feine Gesichtchen der Tante glühete jetzt, die Lippen warfen sich höhnisch auf, und ihre Anmuth war Häßlichkeit geworden.

Ein Bedienter? sagte der Etatsrath, die Achseln zuckend. Man kann ja die Session verschieben.

„Das kann man," erwiederte Heinrich; „aber in den ersten vier Wochen habe ich nicht wieder Zeit, und das Testament unsers Vaters sagt ganz klar: fehlt einer, so gelten die meisten Stimmen der andern. Wie du willst, Schwester; ich lasse es mir gefallen."

Ihre Gesichtsfarbe wurde dunkler; doch

sie setzte sich und sagte scharf: soit! In deinem Hause, Bruder, lernt man viel!

Jakob trat jetzt mit tiefen Verbeugungen in das Zimmer. Heinrich winkte ihm, und zeigte auf den Sessel zwischen sich und dem Kapitain. „Setze Er Sich, guter Jakob. Er stellt hier seinen Herrn vor.“ Jakob verbeugte sich noch einmal gegen Braufelds, und setzte sich. „Er hat hier das Recht,“ fuhr mein Oheim fort, „Seine Meinung bei Allem zu sagen, und es soll mir lieb seyn, wenn Er sich dieses Rechtes fleißig bedient.“

Als der Oheim Jedem seinen Platz angewiesen hatte, fing er an: „Da es allen Menschen, die ihre Augen bei der Menschengeschichte, oder an Sessionstischen, offen gehabt haben, bekannt seyn muß, daß die Beschlüsse aller Concilien, Corporationen, Cabinetter und Sessionen um ein gutes Theil einfältiger ausgefallen sind, als jedes einzelne Mitglied der besagten Versammlungen sie hätte fassen können, wenn es allein gewesen wäre, so wie ganze Nationen, als Individuen betrachtet, an Moralität und Weisheit

weit hinter einzelnen Individuen zurück sind: so . . . Er macht ein Gesicht, Jakob, als glaubte er das nicht. Ihm fallen die Concilien und Sessionen ein, die er mit seinem Herrn hält, und bei denen unangerufen der gute Geist Gottes präsidirt. Nun, Er wird es heute erleben, daß ich ein wahres Wort gesprochen habe."

Ich hoffe, Ihr Gnaden Herr Zollschreiber, es wird alles gut gehen; denn es soll ja von einer Schwester die Rede seyn.

„Nun, so ist der Eingang, den ich machen wollte, nicht nöthig, da Er das glaubt, in dessen Adern kein Tropfen von unserm Blute fließt, aber in dessen Brust freilich das Herz eines königlichen Menschen schlägt. Zur Sache also! Unsre Schwester Dorchen entlief vor vielen Jahren mit einem Gärtnerburschen. Ihr Vater enterbte sie auf den Fall, wenn sie sich in einer Anzahl von Jahren, die nun verflossen sind, nicht melden und darthun würde, daß sie die Verbindung mit dem Gärtner ganz aufgegeben habe. Er überließ es den meisten Stimmen ihrer Ge-

schwister, oder deren Erben, ob sie der Entlaufenen dann noch einen längern Termin setzen, oder Kapital und Interessen unter sich theilen wollten. Darum sind wir hier versammelt. Auch soll jetzt ein Paket Schriften, das Dorchen unserm Vater geschickt, und das er nicht erbrochen hat, entsiegelt, und zu weiterer Betrachtung vorgelesen werden. Hier ist das Paket, und hier sind die Obligationen über das Kapital und die aufgesammelten Zinsen." — Frau von Braufeld nahm nachlässig die Papiere in die Hand, und legte sie wieder auf den Tisch, doch nicht eher, als bis sie einen schnellen Blick auf die Summe geworfen hatte.

Jakob blickte wehmüthig auf das Paket, das Dorchens Papiere enthielt. „Hätte," sagte er leise zu Heinrich, „der selige Herr von Mörs diese Papiere gelesen — ach, sie enthalten vielleicht mehr Seufzer und Thränen, als das ganze Geld werth ist! — : so — er hatte ein Vaterherz, das weiß ich — so . . .

. . . „so hätten wir hier," unterbrach ihn Heinrich, „wohl nichts zu theilen."

Ja, das meine ich. Aber dazu, denk' ich, wird es ja doch wohl nicht kommen. Der selige gnädige Herr hatte einen Fehler: er . . .

Ich muß es verbitten, sagte die Braufeld, daß der Mensch dort sich nur das mindeste Urtheil über einen unsrer Anverwandten erlaubt. — (Jakob verbeugte sich sehr ehrerbietig.) — Man sage was man will, unser Vater war nicht zu hart. Du, Erich, hast keine Kinder; Ludwig auch nicht. Heinrich würde anders reden, wenn er fürchten müßte, jemals in den Fall unsers Vaters zu kommen. Und ich? — o, Ihr wißt nicht, welche Mühe einem das Glück seiner Kinder kostet.

Das Glück seiner Kinder? fuhr der Kapitain auf. Hier ist ein anderer Fall, mit Dorchen nehmlich. Daß du aber deinem Kinde das Herz aus der Brust reißest, um es deinem Moloch, dem Geitz und dem Stolze, zu opfern . . . Wär' ich an deines Alexanders Stelle — sieh, ich ließe dich mit deinem Gelde sitzen, und liefe . . .

. . . „mit einem Gärtnermädchen davon, wie Dorchen mit einem Gärtnerburschen. Jetzt frage ich aber, Kapitain: was that denn Dorchen mehr, als was du selbst unſrem Neffen Alexander räthst?"

Ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit; denn dieser Alexander, ein jovialischer, fröhlicher, ehrlicher Mensch, der mit mir erzogen und mein Freund ist, liebte, ehe ich abreiste, ein angenehmes, vortreffliches Mädchen. Er fürchtete seine Mutter; doch war er fest entschlossen, glücklich zu werden. Seine Geliebte hatte kein Vermögen, und war, denk' ich, auch von bürgerlicher Familie. — Ich wollte so eben nach Alexandern fragen; da antwortete die Base meinem Oheim: was sie mehr that? Sie beschimpfte durch eine schamlose Aufführung alle ihre Verwandten, sogar den Menschen, mit dem sie entlief, sogar den!

„Sie war schwanger von ihm: das ist ihr Vergehen. Sie liebte einen Menschen unter ihrem Stande . . ."

Heimlich!

„Anders konnte sie nicht. Sie liebte einen jungen Menschen, der, wie Ludwig sagt, schön wie ein Amor, und rechtschaffen wie die Tugend selbst war. Alle Mädchen in unserm Hause, erzählt Ludwig, und Jakob wird es bestätigen," (Jakob verbeugte sich) „Sie selbst, Base, und die Braufeld, alle haben ihn leiden mögen. Nicht wahr, Jakob?"

Es war eine Freude mit ihm umzugehen, Ew. Gnaden. Er sprach wie ein Buch. Das ganze Haus hatte ihn lieb, und das gnädige Fräulein hier —

Wir haben uns nicht weggeworfen, fiel die Base ein. — Die Braufeld warf mit dem ganzen Hohn des Stolzes den Kopf auf, und sagte bitter: ich weiß nicht, wie du dich der Landläuferin annehmen kannst. Ein Mann, der alle Liebe für ein Mährchen erklärt . . .

. . . „kann doch das Mährchen ganz natürlich finden. Ist das ein Wunder? Doch was streiten wir! Wofür stimmst du, Schwester?"

Daß es bei dem Testamente des Vaters sein Bewenden haben soll. Wir theilen die Summe; und meldet sie sich ja, nun, so sind wir noch immer zu finden.

Ich bin eben der Meinung, sagte der Kapitain. Sie hat uns beschimpft!

„Die will Geld," sagte Heinrich; der will Rache. Und du, Eduard?"

Lassen Sie uns doch erst Dorchens Papiere erbrechen.

„Der will eine Liebesgeschichte! Und ich? Oder erst Er, Jakob, für seinen Herrn!"

Wohl hundertmal, sagte Jakob, habe ich mit meinem Herrn über diesen Punkt gesprochen. Ich behauptete, der selige Herr wäre zu hart mit Fräulein Dorchen umgegangen; denn die Liebe, hätte ich immer gehört, wisse nichts von Rang. Mein Herr führte die Bibel an, und da schwieg ich. Ich wollte Dorchen das Kapital noch einmal bezahlen, sagte mein Herr, wenn sie den Fehler nicht begangen hätte, der wie ein Teufel unsre Familie entzweiet, der den Kapitain so hart macht, und die Frau Etats-

räthin noch härter. Die Frauenzimmer, sagte ich dann immer, sind in einem solchen Falle unversöhnlicher.

„Ja!" fiel Heinrich ein. „Lieben sie selbst, so ist es gar kein Fehler; und lieben sie nicht, so begreifen sie nicht einmal, wie es möglich ist, einen solchen Fehler zu begehen."

Da fuhr mein Herr fort: beim Testamente müßte es sein Bewenden haben, wenn Fräulein Dorchen nicht wiederkäme; aber das Geld sollte angewendet werden, jährlich einige arme Mädchen auszustatten, damit wieder gut gemacht würde, was das Fräulein übel gemacht hätte. Denn die Liebe, sagte mein Herr, (und das fand ich ganz richtig) muß ein verzweifeltes Ding seyn, wenn mein Bruder Heinrich nur halb Recht hat in dem, was er davon sagt. Und was man alle Tage hört und sieht, Ihr Gnaden, setzte ich hinzu. Da hat Er Recht, Jakob, sagte mein Herr. Darum eben! fuhr er fort: was für Schutz und Hülfe hat so ein armes Ding, wenn Herz und Liebhaber immer auf die Unschuld

eindringen? Was thut man nicht aus Liebe, Jakob! — Alles in der Welt, gnädiger Herr; denn die Liebe ist wie der Zorn. Was thut man nicht im Zorne! Man sieht, man hört nicht; man fragt nicht nach seinem und nach einem fremden Leben. Vor dem Zorne kann man sich in Acht nehmen; denn, Ihr Gnaden, sagt' ich, der ist vom Anfange an etwas Böses. Aber die Liebe ist zuerst etwas Gutes, und bleibt etwas Gutes, so lange, bis sie einem über dem Kopfe zusammenschlägt; und dann ist es mit dem in Acht nehmen zu spät. — Da hat Er Recht, Jakob, sagte mein Herr, wenn es wirklich so ist. Ganz gewiß, Ihr Gnaden, sagte ich: das habe ich aus eigner Erfahrung.

„So?" rief hier Oheim Heinrich: „aus Seiner eignen Erfahrung? Jakob, das soll Er mir einmal erzählen, wenn wir allein sind."

Daher meinte ich eben, man wäre mit dem Fräulein zu hart umgegangen. Aber mein Herr blieb dabei, das Kapital müßte zur Aussteuer armer Mädchen angewendet

werden, damit sie nicht nöthig hätten, so . . . so . . . — (Er erröthete) — sich so die Liebe über dem Kopfe zusammen schlagen zu lassen.

Der Kapitain reichte dem alten Jakob die Hand. Recht! das ist meine Stimme. Auch Heinrich stimmte, und nun ich von ganzem Herzen. Die Braufeld warf einen grimmigen Blick auf den alten Jakob, und sagte: das ist gegen des Vaters Testament. Das Kapital bleibt liegen, und Dorchen wird citirt; oder — wir theilen.

„Ist es Euer Wille," hob Heinrich wieder an, „so gebe ich der Braufeld ihren Theil." Wir stimmten ihm bei, und in ein Paar Minuten war die Zahlung geschehen. Die Braufeld nahm, ein wenig schamroth, die Obligationen, und stellte eine Quittung aus. „Nun aber, Jakob," sagte Heinrich, „soll Er uns den Plan machen zu unsrem Heirathsinstitute, und als Eingang muß Er uns Seine Liebesgeschichte erzählen. Ich möchte doch wissen, wie Er es angefangen hat, daß Ihm die Liebe nicht über dem Kopfe zusammengeschlagen ist."

Jakob erröthete. Ach, sie schlug wohl hinüber, Ihr Gnaden. Gottes Gnade half mir aber noch so ganz gut wieder durch.

Die Braufeld stand auf, und die Sitzung war geendigt. Jakob verbeugte sich tief, und ging. Die Braufeld sagte aufgebracht, wahrscheinlich, weil sie sich beschämt fühlte: daß ein solches Unglück, wie das mit Dorchen, in unseres Vaters Hause vorfallen konnte, begreife ich nicht. Fiele es in deinem vor, Bruder, ich würde es sehr natürlich finden. Denn wenn einem die Liebesgeschichte eines Domestiken so interessant seyn kann, daß man . . .

„So interessant, Schwester, daß mir Gretchens Liebesgeschichte nicht halb so interessant seyn würde; denn die weiß ich schon von selbst. Wie aber die Liebe das schöne, große, edle Herz dieses Menschen hat in Gefahr bringen können: das, Schwester, ist wohl der Mühe werth zu hören. Sag, hast du je eine schönere Apologie für Dorchen gehört? Und wenn sie jetzt hereinträte, wer von uns allen hätte den Muth,

ihr einen Vorwurf zu machen? Vom Anfange, würden wir mit Jakobs Worten sagen, war deine Liebe etwas Gutes: Wohlwollen, Menschlichkeit gegen den hübschen jungen Menschen, der wie ein Buch sprach, und von dessen Umgange mit der Base und der Braufeld Jakob sich allerlei erinnert. — Theilnahme, Tugend war des armen Dorchens Liebe zuerst, bis ihr auf einmal die Leidenschaft über dem Kopfe zusammenschlug. Da half kein Wehren, und sie mußte sinken."

Sie halten der Liederlichkeit in Gegenwart Ihrer Tochter eine Schutzrede? Das ist viel! sagte die Base, hämisch lächelnd. So kann man jede Gefallene vertheidigen!

„Ja! und der Himmel gebe, daß über die Unglückliche, welche die Liebe, die alles aufopfernde treue Liebe, zu Falle brachte, nie ein härteres Urtheil von der Lippe eines Menschen gesprochen werden möge! Das Schicksal spricht oft ein härteres; doch wir, Base, sollten das nicht. Augustin, dafür stehe ich Ihnen, war nicht so hart wie

Sie; er hatte aber auch andre Bekenntnisse zu machen als Sie. Ich wünschte, Sie hätten nur einmal in Ihrem Leben geliebt, um zu wissen, daß man dem Geliebten alles, das Glück seines ganzen Lebens, opfern kann."

Ich glaube, Sie sind der einzige Mensch auf dem Erdboden, der so etwas sagt, da er doch . . .

Nun bestieg mein Oheim sein Steckenpferd. „Base, Sie haben wohl nie von dem berühmten Doktor der Theologie Cayet gehört? Er erklärte das sechste Gebot richtig ganz weg, und schrieb eine Vertheidigung der Bordelle, unbeschadet seiner hohen geistlichen Würde. Eben so wenig wohl von einer ganzen christlichen Sekte, den Kainiten, deren Held Judas Ischariot war, und die alle Sünden Sodoms für die christlichsten Tugenden erklärten; noch von dem Pater . . ." — Die Base lief, mit beiden Fingern in den Ohren, davon.

Die Tante Braufeld reiste am folgenden Tage wieder ab; die Uebrigen versammelten sich noch einmal, um Dorchens Papiere vor-

lesen zu hören. Es war nur ein Tagebuch, das sie, auf Anrathen ihres Hofmeisters, eines vortrefflichen Mannes, geführt hatte, und das die Geschichte ihres Herzens enthielt. Ich bin jetzt damit beschäftigt, es abzuschreiben, weil ich vortreffliche Sachen darin finde. — Hier hast du Dorchens Geschichte, in so fern sie dich interessiren kann.

Der Sohn eines reichen Pächters, Nahmens Bauer, ist mit Dorchen zugleich bei einer Landpartie unweit Dresden, (wo sie sich damals bei einer Tante aufhielt, die sie zu ihrer Erbin einsetzen wollte.) Er sieht Dorchen, wie man einander in einer zahlreichen Gesellschaft sieht, und tanzt auch mit ihr, ohne daß es weitere Folgen hat. Sie merkt so wenig auf ihn, als er auf sie. Dorchens Lehrer, ein ältlicher Mann, ist mit in der Gesellschaft, und zu dem hält sie sich meistens. Der junge Bauer geht endlich hinunter in den Garten, und setzt sich in ein Gebüsch an der Elbe, um des schönen Abends zu genießen. Er hört ein Frauenzimmer mit einem Manne sprechen, dessen Stimme ihm

bekannt ist. Beide setzen sich hinter ihm in eine Laube, und sprechen nun über die Gesellschaft, über das Vergnügen des Tanzes, über die Natur, die Freundschaft, und endlich über die Liebe.

Er bemerkt sehr bald, daß der Mann entweder ein älterer Verwandter des Frauenzimmers, oder ihr Lehrer seyn muß. Sie haben eine Unterredung mit einander, die sein Herz auf ewig an das Mädchen fesselt. Was sie sagt, dringt tief in seine Seele; denn jedes Wort beweist ihren reinen edlen Sinn, ihren sehr gebildeten Verstand, und ihr zart fühlendes Herz.

Als Beide endlich aufstehen, folgt er ihnen leise nach, um zu erfahren, wer sie sind. Er holt sie ein, und redet sie an. Der Lehrer entfernt sich, weil ihn jemand ruft, und nun ist Bauer mit dem Mädchen allein, das er aber in der Dämmerung nicht deutlich erkennen kann. Er geht mit ihr an dem Ufer der Elbe in einer Allee auf und nieder. Das Gespräch belebt sich, und das Interesse steigt von Minute zu Minute; auch der Jüngling

macht einen sehr tiefen Eindruck auf das Mädchen. Der Lehrer kommt zurück, und nun findet sich bald, daß er auch des jungen Mannes Lehrer gewesen ist. Er sagt Dorchen: sein ehemaliger Schüler sey einer der edelsten Jünglinge, die er kenne; und diesem lobt er Dorchen nicht weniger lebhaft. Mit Zustimmung des Lehrers versprechen beide junge Leute einander Freundschaft, und trennen sich endlich nur ungern.

Der Lehrer begleitet Dorchen nach der Stadt. Sie spricht von nichts als von ihrem neuen Freunde, und wiederholt ihm dessen Unterredung mit ihr. Er will das Gespräch abbrechen, antwortet kälter, bedächtiger, und erinnert sich jetzt auch an einige Fehler seines ehemaligen Schülers, an die er vorher nicht gedacht hatte. Zu seinem Schrecken bemerkt er nehmlich, daß Dorchens Herz in große Bewegung gerathen ist, ob sie gleich des jungen Mannes Gesicht kaum gesehen hat.

Dorchen bittet ihren Lehrer nach einigen Tagen um Nachricht von seinem Schüler.

Er weiß von ihm nur wenig, und will ihn seit der Landpartie nicht wieder gesehen haben. Die Kälte des Mannes, der sonst so warm ist, und seine verlegene Miene fallen ihr auf. „Sie verschweigen mir etwas,“ sagt sie ihm nach einigen Tagen. „Aber — was es auch seyn mag, ich wünschte, daß Sie offen gegen mich wären. Sie wissen, daß ich kein Kind bin.“ Er sieht sie lächelnd an, reicht ihr die Hand, und sagt: Ihre Theilnahme an meinem ehemaligen Schüler macht mich besorgt. Sie reden von ihm mit einer Bewegung, die mich, als ungewöhnlich, an Ihnen befremdet.

„Nun,“ sagt Dorchen, „würden Sie es denn gut finden, wenn ich von dem Manne, den Sie den edelsten Jüngling nannten, kälter spräche?“

Ich fürchte, hier könnte der Anfang einer Liebe seyn.

„Einer Liebe?“ — Dorchen sinnt einige Minuten nach, und sagt dann erröthend: „Und wenn es nun so wäre — ob ich gleich in meinem Innern nicht eine Spur von dem

unruhigen Sturme bemerke, den Sie mir als das Kennzeichen der Liebe angegeben haben."

Einer unglücklichen Liebe, mein Fräulein, sagte ich; eine unruhige Sehnsucht.

„Ja, das sagten Sie; und in der That sehne ich mich, Ihren Freund wieder zu sehen. Aber sagten Sie nicht selbst, eine tugendhafte Liebe sey . . ."

. . . der Lohn der Tugend! ja! Doch eine unglückliche Liebe ist die Folter des Lebens: auch das habe ich gesagt. Und nun offen, mein Fräulein! Ich glaube, Sie sind auf dem Wege, den jungen Mann zu lieben, und Sie würden ihn wirklich lieben, wenn Sie ihn noch einige Male sähen. Aber — er faßte ihre Hand — das edle Dorchen ist werth, die Wahrheit zu hören. Mein ehemaliger Schüler hat unsre Unterredung im Garten an der Elbe gehört; er saß nur drei Schritte weit von uns im Gebüsche. Sein Herz ist ganz voll von Ihnen. Er hat mir gestanden, daß er Sie liebt; doch er ist abgereist, ohne Sie wiederzusehen. Auch wird er

Sie nie wiedersehen. Er ist meiner werth geblieben, und ist Ihrer werth, mein Fräulein.

„Sie reden Räthsel. Meiner werth? und dennoch soll ich ihn nie wiedersehen?"

Niemals. Ihr Vater, Fräulein, ist der ahnenstolzeste Mann, den ich kenne; Ihre Tante die liebenswürdigste Frau, doch eben so stolz, wie Ihr Vater. Und der junge Mann ist ein Bürgerlicher, der Sohn eines Pachters! Fragen Sie Sich Selbst: welche andre Hoffnungen könnten Sie Sich machen, als solche, die Ihre Verwandten beleidigen, bekümmern müßten! Und wollten Sie das, mein Fräulein?

„Wenn ich nun müßte?" erwiederte Dorchen, mit Schmerz in der Miene.

Daß Sie nicht müßten, was Sie nicht dürfen; daß Sie der Stolz, die Freude Ihrer Verwandten bleiben könnten, und nicht ihr Gram, ihr Leiden würden: darum eben floh der edle Jüngling; und das edle D - chen wird nun sagen: ich danke ihm, daß er so edel war, zu fliehen.

„Danken?" (Sie wendete sich mit nassen Augen ab.) „Je edelmüthiger er ist," setzte sie, wieder zu ihrem Lehrer gewendet, hinzu, „desto weniger kann ich ihm danken. Denn — wäre nicht vielleicht die Zeit gütiger gewesen, als Sie?"

Wie, Fräulein? Sie wollten der Zeit überlassen, was Sie jetzt zu thun Sich scheuen müssen? Und welcher Zeit! Doch ganz natürlich erst der, wo Sie von der Gewalt Ihres Vaters unabhängig sind. Ist denn der Wunsch eines Vaters Ihrem weichen Herzen nicht eben so viel, als sein Befehl?

Dorchen versprach seufzend, ganz ruhig zu bleiben, wozu sie auch gezwungen war, da sie nicht einmal den Nahmen des jungen Mannes wußte, (denn ihr Lehrer hatte ihn immer nur bei seinem Vornahmen Fritz genannt), und da nicht einmal die Züge seines Gesichtes ihr deutlich vorschwebten. Doch, überall, wo sie war, blickte sie nach dem Jünglinge umher, der ihr Herz in diese Bewegung gebracht hatte, und der so edel gewesen war, sich auf ewig von ihr zu tren-

nen. Da sie ihn nirgends fand, so wurde endlich ihr Herz wieder ruhig, und ihr Auge wieder heiter. Doch die Gestalt des Jünglings blieb, als das Ideal der männlichen Vollkommenheit, unverrückt vor ihrer Phantasie, und dieses Bild bewahrte ihr Herz vor allen Täuschungen der Jugend, und vor dem Gifte der Schmeicheleien. „Ich bin es ihm," sagte sie jetzt zu ihrem Lehrer, „aus Dankbarkeit schuldig, daß ich mein Herz nur einem Manne gebe, der sein Freund zu seyn verdient."

Jetzt starb ihre Tante, und sie reis'te nach Weimerssen zu ihrem Vater.

Der junge Bauer blieb in einem vertrauten Briefwechsel mit seinem Lehrer, und erfuhr durch diesen, daß Dorchen die Hoffnung, jemals die Seinige werden zu können, aufgegeben habe. Er ging nun wieder zu seinem Vater, und lebte da in traurender Stille. Was sein Lehrer von ihm foderte, Dorchen zu vergessen, war ihm unmöglich. Der Hoffnung auf ihre Hand hatte er entsagen können, doch nicht seiner Liebe zu ihr.

Sein Vater wollte ihn mit der Tochter eines benachbarten wohlhabenden Mannes verheirathen; doch er schlug dieses Mädchen nicht mit genug Schonung aus. Ihre Familie fand sich dadurch beleidigt, und fing nun an, die seinige zu verfolgen. Unglücksfälle und ein Paar Prozesse zerrütteten die Vermögensumstände und die Gesundheit des Vaters, der bald nachher starb, und nur eben genug hinterließ, daß seine Schulden bezahlt werden konnten. Der Sohn wurde jetzt noch schwermüthiger, weil er sich als die Veranlassung zu seines Vaters Unglück ansehen mußte, und hatte nicht einmal den Muth, seinen Feinden entgegen zu treten. Er lebte nur noch in der Traumwelt seines verlornen Glückes und seiner hoffnungslosen Liebe. Doch, die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, wollte er so glücklich machen, als möglich.

Er wußte von seinem Lehrer, daß Dorchen sich seiner Gesichtszüge nicht deutlich erinnerte. Dieser Umstand, und auch der, daß er während der letzten Jahre in seiner

Abgeschiedenheit von der Welt bei seinem Vater Gärtnerei getrieben, kam ihm bei seinem Plane zu Statten.

Der Herr von Mörs, ein großer Blumenfreund, suchte einen geschickten Gärtner. Das erfuhr Bauer, der in der Gegend von Weimerssen umher schweifte, weil er seine Geliebte noch einmal wieder zu sehn wünschte. Mit dem Muthe, den hoffnungslose Liebe ihm gab, ging er zu dem Herrn von Mörs, und bot sich ihm als Gärtner an. Er wurde, da ihn sein Gesicht und seine vorzügliche Blumenkenntniß empfahlen, in Dienst genommen. Als er zum ersten Mal in dem Garten arbeitete, brach er auf einmal, nach langem Sinnen, laut in die Worte aus: „ja! nie muß sie erfahren, wer ich bin! nie! und sollte auch mein Herz bei ihrem Anblick brechen!"

Der Unglückliche! eben dieser Schwur verrieth ihn; denn hinter der dichten Buchenhecke stand Dorchen, und hörte jedes seiner Worte. Die ihr bekannte Stimme, eine dunkle Erinnerung, daß sie mit einem

Manne von dieser Figur getanzt hatte, und seine Betheuerung selbst, brachten sie auf die Idee, daß dieser Gärtner eben der wäre, an den sie noch immer nicht ohne Herzklopfen denken konnte. Sie wagte es nicht, sich ihm zu nähern; denn sie fürchtete, er oder sie selbst möchte, wenn ihre Vermuthung richtig wäre, sich verrathen: deshalb suchte sie nur von Weitem ihn reden zu hören. Bald war es die schöne Stimme, die ihr Herz in eine so süße Bewegung gebracht hatte, bald war sie es nicht. Dorchen blieb ungewiß, und erkundigte sich nun bei Allen im Hause, wer der räthselhafte Gärtner wäre; doch außer ihr fand niemand ihn räthselhaft.

Endlich wagte sie es, dicht an ihn hinan zu treten, um auf eine oder die andre Art Gewißheit zu bekommen. Es verbreitete sich schnell eine kaum bemerkbare Röthe über sein Gesicht, als er von seiner Arbeit aufblickte, und Dorchen neben sich stehen sah; doch er beantwortete ihre Frage mit fester, lauter Stimme, bückte sich dann wieder zu

seinen Blumen, und brachte einen Scherz vor, der für einen gewöhnlichen Gärtner paßte. Dorchen verließ ihn mit dem Gedanken: nein, er ist es nicht! — Er blieb seinem angenommenen Charakter so treu, daß an jedem der nächsten Tage diese Ueberzeugung bei ihr immer fester wurde.

Die Rolle, welche Bauer spielte, kostete ihm freilich große Anstrengung. Sein Herz schlug laut, wenn Dorchen sich ihm näherte, und er hatte dann über seine bebende Stimme, über eine Sprache, welche ihm die Liebe diktirte, über seine Blicke, über seine Stellung zu wachen. Er fühlt das Schwere seiner Lage; doch auch ihre Seligkeit.

Dorchen glaubte nach vier Wochen gewiß, daß der Gärtner nicht ihr Unbekannter sey; aber doch blieb sein Schwur bei dem ersten Arbeiten in ihres Vaters Garten etwas Geheimnißvolles, das sie gern ergründet hätte.

Das ist ein seltsamer Gärtner! sagte nach vier Wochen der alte Mörs; der ist gewiß nicht mit dem Spaten in der Hand erzogen! — Dorchens jüngere Schwester,

die jetzige Frau von Braufeld, und die Base sagten nichts; beide waren aber auf einmal große Blumenfreundinnen geworden, und hatten viel mit dem Gärtner zu schaffen. Die Kammerjungfer meinte, er wäre ein hochmüthiger Mensch, der, wer wüßte, wie hoch, hinaus wollte. Ludwig und der alte Jakob waren seine Freunde, und sprachen von ihm nie anders, als mit großem Lobe. Dorchen wurde aufs neue mit jedem Tage unruhiger und aufmerksamer. Nicht lange, so sagte sie: ja, er ist es! — Und worauf gründete sich ihre Ueberzeugung? Keine Blume im Garten blühete schöner, als ihre Lieblingsblume, die Aurikel; die einsamen Lauben im Bosket, in denen sie so gern saß, grünten und dufteten, als lägen sie unter einem milderen Himmel; und immer stand der Gärtner, wenn große Gesellschaft da war, und er bei Tische mit aufwarten mußte, hinter ihrem Stuhle, und erfüllte jeden ihrer Wünsche, ehe sie ihn noch äußerte.

Bauer hatte sich von Dorchens Gleich-

gültigkeit täuschen lassen, und glaubte mit Zuversicht, daß sie ihn nicht errathen hätte; so durfte er ihr denn alle die kleinen Dienste, zu denen sein Herz ihn zwang, ganz unbedenklich leisten. Sein funkelndes Auge voll stiller Liebe war dabei auf sie geheftet. Er glaubte, sie wüßte das nicht; doch sie sah es im Spiegel, dem sie gegenüber saß.

Jetzt ging sie einmal in den Garten, mit dem festen Entschlusse, die Wahrheit zu erforschen. Sie dankte ihm mit zärtlicher Freundlichkeit für alles, was er zu ihrem Vergnügen thäte. Er antwortete ganz ruhig: das wäre seine Schuldigkeit. Sie fragte nach seinem Schicksal, seinen Eltern, seiner Erziehung; und er — erzählte ein Mährchen: sein Vater, ein Gärtner, habe ihn in der Jugend zum Studieren bestimmt; doch da er selbst keine Neigung dazu gehabt, so sey er lieber ein Gärtner geworden.

Dorchen sah ihm, als er wieder an seine Arbeit ging, mit pochendem Herzen nach. Jetzt mußte sie beinahe glauben, er sey nicht ihr Unbekannter. Aber sie sah zuweilen, wie

er das Auge mit glühender Sehnsucht auf sie heftete, wenn er unbemerkt zu seyn glaubte; sie hörte zuweilen ein leises Beben seiner Stimme, wenn sie ihn anredete. Hätte sie ihn auch nicht geliebt, so würde doch schon die Neugierde den Wunsch, zur Gewißheit zu kommen, bei ihr erregt haben. Jetzt behandelte sie ihn mit sanfter Güte, beinahe mit sorgender Zärtlichkeit; und nun wurde er unruhig, bestürzt. Sie drang mit Fragen in ihn, was ihm fehle. Seine Bestürzung, seine Unruhe nahm zu, und er wechselte die Farbe; doch nach einer Minute sagte er gefaßt: „Ihre Güte, gnädiges Fräulein . . . Unser einer ist es nicht gewohnt, daß man von den Herrschaften so menschlich behandelt wird." Er war wieder ein Gärtner, ein Domestik, und weiter nichts.

„Wäre er ein gewöhnlicher Gärtner gewesen," schreibt Dorchen etwas später in ihrem Tagebuche, „so hätte — ach, ich fühle, wie schwach mein Herz ist! — mein Irrthum mich sehr weit führen können; denn

meine Phantasie war immer mit ihm beschäftigt."

Sie erfuhr endlich ganz bestimmt, daß sie sich in ihren Vermuthungen nicht irrte. Das Haus war voll von Fremden, und jetzt kamen noch andre, die man nicht erwartet hatte. Der Gärtner war nach der Stadt geschickt, um allerlei zu besorgen, und sein Stübchen sollte nun einem Gaste zum Schlafen eingeräumt werden. Dorchen ließ aufräumen, und einen hier stehenden Schrank leer machen. In einem Winkel desselben bemerkte sie Bücher, schlug sie auf, und sah den Homer und den Horaz. In einem von beiden waren auf ein leeres Blatt einige Zeilen geschrieben, und darunter stand der Nahme Bauer. Sie eilte sogleich auf ihr Zimmer, und suchte unter ihren Papieren nach einem Blatte, das sie aus ihres Lehrers Stammbuche geschnitten, und das, wie sie von diesem wußte, ihr geliebter Unbekannter geschrieben hatte. Es war mit Friedrich B** unterzeichnet, und ganz von derselben Handschrift.

„Er ist es!" rief Dorchen mit bebender Stimme; „ich hab' ihn wieder!" Jetzt würde sie, wenn er da gewesen wäre, in dem Taumel ihrer Empfindungen hinunter gelaufen seyn, und ihm gesagt haben — nicht daß sie ihn liebe, nur daß sie ihn kenne. Doch ihre Thränen wären dann die Verräther ihres Herzens geworden.

Der Gedanke: was soll, was kann nun werden? folgte bald auf ihr Entzücken, als sie an den Stolz ihres Vaters und ihrer Familie dachte. Sie schob das Blatt wieder unter ihre Papiere, und trug das Buch wieder an seinen Ort. Unentschloßner als je, setzte sie sich auf eine Bank, die er für sie in dem einsamsten, dunkelsten Gebüsche gemacht hatte. Sie durchlief, ohne überlegen zu können, ihre Begebenheit vom Anfange an, sah immer deutlicher die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe, stand auf, und sagte kalt: „o, das arme Leben voll unmenschlicher Thorheiten! Es ist so unglücklich!"

Bauers edelmüthige, schweigende Liebe

sah sie freilich mit Bewunderung, doch auch den starren, unbeugsamen Stolz ihres Vaters mit Zittern. Selbst ihr Triumph, die jetzige Beschäftigung ihres Geliebten, gab ihrem Vater ja das Recht, ihre Liebe zu verspotten. Ein Gärtner! ein Domestik! Wie konnte sie hoffen, daß er dies jemals vergessen würde!

Bauer hatte ihr seinen Stand aufgeopfert, und verbarg ihr edelmüthig sein blutendes Herz. Sie mußte ihm dafür ein großes Opfer bringen, und war auch dazu entschlossen. Schon morgen wollte sie ihm sagen: ich weiß, wer Sie sind. Was Sie auch in unser Haus geführt haben mag — meine Ehre fodert, daß Sie es verlassen. „Ich muß," schrieb sie in ihr Tagebuch, „so hart, so schneidend mit ihm reden, sollte auch mein Herz dabei verbluten. Denn, soll er hier sein Leben traurig, unter vergeblichen Hoffnungen, verschwenden? . . . So stumm seine Liebe auch ist, so konnte ihn doch nur eine geheime Hoffnung, die er nicht haben sollte, in unser Haus führen."

Erst jetzt, da sie zu ihrem großen Opfer fest entschlossen war, hielt sie sich für berechtigt, ihr Herz seiner schweigenden, nichts verlangenden, edelmüthigen Liebe zu öffnen. Denn welcher Mann auf der Erde konnte sie so lieben, wie Er! Nur um sie zu sehen, hatte er allen Bequemlichkeiten, allen Freuden des Lebens entsagt; ihr Blick, ihr Lächeln, ihre Zufriedenheit gab ihm Ersatz für alles Andre. „Und muß denn,“ dachte sie, „eine so anspruchlose Treue unbelohnt bleiben? soll denn das thörichte Vorurtheil von Rang mehr seyn, als das schönste Gefühl der Natur? O, wenn himmlische Geister segnend auf den tugendhaften Menschen herabblicken; wenn selbst Gottes Auge Treue, Edelmuth und Aufopferung mit Wohlgefallen sieht: warum soll ich denn alle diese Tugenden mit Härte, oder doch mit Kälte, belohnen? . . . — Ohne Hoffnung! Aber — welche macht er sich denn? was fodert er? Er steht schweigend auf seinem Grabe, bis die Erde sein Geheimniß bedecken wird. Und ich? ich sollte ihn von mir stoßen?“

Ihr fester Entschluß, ihn aus dem Hause zu entfernen, zerrann wieder in Liebe, und sogar in eine ferne, nur geahnete, nicht gedachte, Hoffnung, deren Erfüllung sie freilich nicht von den Menschen, aber doch von der Gerechtigkeit des Himmels, erwartete.

Das furchtbare Bild ihres Vaters verschwand immer mehr aus ihren Augen. Sie durfte ja nur ein Opfer bringen, wie ihr Freund es seiner hoffnungslosen Liebe gebracht hatte: nur ihrem Stande, und einigen Armseligkeiten, die sie ohnehin nicht liebte, entsagen; dann wurde die treuste Liebe belohnt, und die Sehnsucht ihres eignen verlangenden Herzens befriedigt. –

Dorchen that, was der Mensch so oft thut, wenn er nicht Lust hat, eine Leidenschaft aufzuopfern: sie beschloß — zu überlegen. Doch eben durch Ueberlegen drückte sie den Pfeil der Liebe nur immer tiefer in ihre Brust. Als Bauer zurückkam: o, wie bedeutend war jetzt alles an ihm! Sein Auge voll stiller Sehnsucht, seine Lippen voll geduldigen Grams, seine langsamen Athemzü-

ge, die wie Seufzer aus einem verblutenden Herzen hervordrangen! „Und sein Lächeln! so lächelt ein Sterbender. Und der Ton seiner Stimme! so spricht nur die reinste, heiligste Liebe. Und sein Gang! jetzt so langsam, weil er ohne Hoffnung ist; jetzt so rasch, weil er mir einen Dienst erweisen will.“ Wie konnte Dorchen kalt mit diesem Manne reden! Sie glaubte genug gethan zu haben, wenn sie es nur vermiede, mit ihm allein zu seyn, wenn sie das Gewächshaus und das Bosket, worin er arbeitete, nicht mehr besuchte. Lächelnd dachte sie: so werde ich mich gewiß von meiner unglücklichen Leidenschaft befreien. Aber wenn er nun, indeß sie von ihm so entfernt blieb, kummer- und sehnsuchtsvolle Blicke auf sie warf, dann mußte sie sich abwenden, um ihn ihr nasses Auge nicht sehen zu lassen; und das befreiete sie nicht von ihrer Leidenschaft. Sie warf dann wohl gar, ohne es zu wissen, einen zärtlichen Blick auf ihn, vor dem er erschrak, weil er erkannt zu seyn fürchtete.

Einen Entschluß wollte Dorchen endlich

fassen, so lange sie es auch verschoben hatte; denn ungeachtet der Täuschung, womit ihre Leidenschaft sie wie mit einem Nebel verhüllte, fühlte sie doch, daß ihr Herz mit jeder Stunde schwächer wurde. Bauer sollte und mußte sich entfernen; aber bei dem allen suchte sie öfters nach Hoffnungen, und fand auch eine. „Gab denn," schreibt sie in ihrem Tagebuche, „mein Vater nicht zu, daß meine älteste Schwester Wintern heirathete, ob er gleich nicht von Adel ist?" (Sie vergaß, daß mein Vater aus einer reichen, sehr angesehenen Familie war, mit welcher der ihrige in genauen Verbindungen stand.) Sobald sie diese Hoffnung ergrübelt hatte, war sie auch entschlossen, die Sache fürs erste ruhig gehen zu lassen. „Aber nie," sagte sie zu sich selbst, „soll er erfahren, daß ich weiß, wer er ist, und daß ich ihn liebe! Ja! und jetzt seh' ich auch das rechte Mittel, ihn von seiner verderblichen Leidenschaft zu heilen. Ich will mich kalt und ruhig gegen ihn betragen, und mir immer gleich bleiben; dann wird er gewiß alle Hoffnung aufgeben und sich von selbst entfernen." — —

„Armes Mädchen!" sagte Oheim Heinrich, als ich diese Stelle vorlas: „hättest du doch erst dich selbst von deiner verderblichen Leidenschaft geheilt! Aber so ist der Mensch! und besonders das junge Herz! . . . Lies nur weiter, Eduard." — —

Dorchen fing an, ihren Vorsatz zu erfüllen. Sie war nicht bloß, was sie seyn wollte, sondern noch mehr: schneidend und herrisch. Zu ihrem Befremden blieb aber Bauer sich völlig gleich, und schien gar nicht von seiner unglücklichen Leidenschaft geheilt zu werden.

Seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, daß Dorchens Betragen gegen ihn sich mehr als Einmal geändert hatte. Der sanfte Ton, womit sie ihn um einen Dienst bat, anstatt zu befehlen, die Aufmerksamkeit, mit der sie ihm nur die weniger groben Arbeiten auftrug, und die vorzügliche Freundlichkeit, mit der sie ihn, wenn niemand es sah, behandelte, hatten längst den Gedanken bei ihm erregt, daß sie ihn doch vielleicht kenne. Bei der ersten Vorstellung hiervon

faßte er mit jugendlicher Hitze sogleich den Entschluß, die Nähe seiner Geliebten zu verlassen; aber er wollte doch seiner Sache erst gewiß seyn. Nun zweifelte er wieder, und glaubte dann bald das Gegentheil: denn sie hatte ihn ja bei Dresden nur Einmal, und noch dazu in der Dämmerung eines dunkeln Abends, gesehen und gesprochen; es war unmöglich, daß sie ihn wieder kannte. Freilich zeichnete sie ihn aus, aber nur darum, weil er sich durch bessere Sitten und durch mehr Verstandesbildung auszeichnete, und weil ihr Charakter so äußerst sanft und gütig war. So blieb er denn von einem Monate zum andern.

Auf einmal benahm sich Dorchen ganz anders, als bisher: sie war augenscheinlich in Unruhe, und warf nicht selten stille, bedeutungsvolle Blicke auf ihn. Er dachte erschreckend: sie hat dich erkannt! Nun aber wurde sie kalt, schneidend, herrisch. Warum, da er nichts verbrochen hatte? Er sann lange über die Ursache von Dorchens Veränderung nach. Endlich kam er auf den Gedan-

ken, den er freilich kaum zu denken wag⸗te: wie, wenn du durch deine Ehrerbietung, deine stille Leidenschaft für sie, deine Auf⸗merksamkeit auf jeden ihrer Wünsche, auch in dieser Verkleidung ihr Herz in Bewegung gebracht hättest? wenn sie dich nicht kenn⸗te, und dennoch dich heimlich liebte? — Ihre Unruhe, ihre Blicke voll Sehnsucht, und dann wieder ihre Kälte, und der schneiden⸗de Ton, worin sie jetzt zuweilen mit ihm sprach, schienen diesen Gedanken beinahe zu rechtfertigen; und nun sah er freilich ein, daß er, falls er richtig vermuthete, um so eher das Haus verlassen müßte, wenn Dor⸗chen nicht unglücklich werden sollte.

Er faßte den Entschluß, sich zu entfer⸗nen, aufs neue mit vieler Hitze; doch der Ge⸗danke, daß er sich wohl irren, und daß Dor⸗chen nur von ungleichen Launen seyn könne, machte ihn wieder kälter. Erst mußte er doch wissen, woran er war, ehe er das Haus ver⸗ließ, worin er so glücklich lebte, und worin allein er glücklich leben konnte. So beschloß er denn, noch zu warten, sich in seinem ehr⸗

erbietigen Betragen gegen Dorchen gleich zu bleiben, und ihre aufkeimende Neigung, wenn sie denn ja diese hätte, durch seine erkünstelte Ruhe zu unterdrücken.

Die beiden liebenden Herzen hatten sich so mit der höchsten Tugend gegen einander bewaffnet; aber die Leidenschaft vereitelte ihre Vorsätze. Wenn Dorchen kalt und herrisch war, so wurde Bauer traurig: in seinen Augen stand eine zurückgehaltene Thräne, und zitternde Seufzer brachen verstohlen aus seiner Brust. Das rührte Dorchen; sie verließ ihn nie, ohne vorher ihre Härte durch einen mehr als gütigen Blick wieder gut gemacht zu haben. Ihr Ton wurde sanft, sogar zärtlich, und dann lächelte Bauer wieder. Beide setzten ihr Spiel einige Monate so fort. Durch ihre Leidenschaft getäuscht oder verblendet, bemerkten sie nicht, daß sie einander sehr wohl verstanden, daß schon eine Verbindung ihrer Herzen da war, und daß mit jedem Tage das Band der Liebe fester um sie zugezogen wurde.

Dorchen fühlte zuerst, daß es mit ihrer

erkünstelten Kälte und Gleichgültigkeit nicht ginge. Sie verdarb nun alles wieder durch eine Zärtlichkeit, deren sie sich bei seinen Blicken voll Grams nicht erwehren konnte. Mitten unter den kältesten Reden entschlüpfte dem Innersten ihres Herzens oft ein bebender Ton, der so zärtlich klang, daß sie ihn selbst mit Schrecken hörte.

Sie untersuchte jetzt ihr Herz, und gestand sich mit glühender Schamröthe, daß sie nicht stärker, sondern weit schwächer, daß ihre Leidenschaft nicht ruhiger, sondern weit gewaltsamer geworden war; aber diese Selbstgeständnisse brachen nur wie schnelle Blitze aus dem Innersten ihres Bewußtseyns hervor, und erregten bei ihr keine deutlichen Vorstellungen, sondern machten ihr nur Unruhe. Sie fürchtete auch das Deutlichwerden dieser Vorstellungen so sehr, daß sie ihre Zuflucht wieder zu dem Wogen ihrer Empfindungen, Wünsche und Hoffnungen nahm, aus welchem sie sich hatte befreien wollen. Jetzt gerieth ihre Phantasie auf einen andern Weg. „Verdient er auch, daß ich ihn

so liebe? Er liebt hoffnungslos, und schweigt: das ist edel. Aber würde er auch so edel bleiben, wenn er Hoffnung hätte? . . . Wenn ich ihm nun näher träte? ihn nach und nach sehen ließe, daß ich ihn achte, daß ich ihn lieben könnte? Schwiege er auch dann noch, und foderte er nichts, als vor meinen Augen zu sterben; entsagte er den Hoffnungen, die ich ihm böte: o, dann wär' er meiner werth! Wer könnte, wer dürfte mich dann noch von ihm trennen! von ihm, dem edelsten aller Männer auf der Erde! . . . Aber — wenn nun die Hoffnung ihn lockte; wenn er glaubte, meine Schwäche benutzen zu können? Nun, dann wäre er meiner nicht werth; und dann — das weiß ich gewiß — würde mein Herz sogleich seine ganze Stärke wiederbekommen, die es verloren hat. Ja, auf diese Art könnte ich sein Herz, seine Liebe, seinen Edelmuth prüfen — wenn ich wollte. Darf ich es wollen?" Sie griff, erzählt sie weiter, seufzend nach einem Buche; aber ihre Phantasie fuhr fort mit jenen Vorstellungen zu spielen. Fast unwillkühr-

lich bildete sie den ganzen Plan aus, wie sie den Geliebten prüfen könnte. Doch nun stand sie auf, ging an ihr Klavier, und suchte durch einen Englischen Tanz und ein rauschendes Allegro die süßen Bilder ihrer glühenden Phantasie zu vertreiben. Sie glaubte auch, dies gethan zu haben; doch kaum sah sie den Jüngling im Garten, so trat sie ihm näher, obgleich mit Beschämung darüber, daß sie, trotz ihrem Vorsatz, schon anfing ihn zu prüfen. Unruhiger hatte sie sich noch nie gefühlt; doch Bauer war um so ruhiger: er behielt seine Ehrerbietung, und näherte sich ihr um keinen Schritt. Das gab ihr Muth, und sie sprach gütiger, freundlicher mit ihm, als je, zuletzt sogar in zärtlichen Tönen. Er wurde noch ehrerbietiger, und sogar kälter, obgleich sein Herz eine nahmenlose Seligkeit fühlte. Sie verließ ihn endlich, zufrieden mit der kleinen Probe, die sie, mehr ihrer Phantasie und ihrer Neugierde zu Gefallen, als um ihres Herzens willen, angestellt hatte.

„O, gewiß," sagte sie auf ihrem Zim-

mer: „er ist so edel, daß er alle Proben aushalten würde. Alle? auf welche könnte ich ihn denn noch stellen?" Sie dachte sich jetzt so schwere Proben, daß sie selbst bezweifelte, ob ein Mensch im Stande seyn würde, sie zu bestehen. Nach und nach schien es ihr immer besser und schicklicher, seine heldenmüthige Tugend zu prüfen. Was das arme Mädchen auf einmal zu diesem Entschlusse bestimmte, war ein glücklicher Gedanke, der jetzt in ihrer Seele entstand: wenn ich ihn merken lasse, daß ich auf dem Wege bin, ihn zu lieben, so wird, so muß er auf immer von mir fliehen; und dann ist alles geendigt. Diesen Gedanken hatte sie in ganzem Ernste gefaßt, und sie that sich sogar recht viel darauf zu gute. — —

Als ich das aus Dorchens Tagebuche vorlas, schlug Oheim Heinrich ein lautes Gelächter auf.

Ich sehe da nichts zu lachen, sagte Oheim Ludwig, der mit stiller Wehmuth zugehört hatte; ich bewundre Dorchen und den jungen Menschen, wenn das gelingt, was da im Werke ist.

„Und ich," erwiederte Heinrich, „belache die Eitelkeit, die der elendesten Leidenschaft, der schlimmsten Begierde, der erbärmlichsten Schwäche, den Schild der stärksten Tugend vorhält, und dann mit triumphirendem Blicke ausruft: seht da! — O, die Weiber! die Weiber!"

Es giebt Männer, die eben so eitel sind! sagte die Base. Ich will Dorchen nicht vertheidigen; denn einfältiger kann man sich nicht betragen, als sie.

Einfältig? erwiederte Ludwig. Ich kann das nicht finden. Auch sehe ich nicht, was die Eitelkeit hierbei zu thun haben soll. Wenn der Mensch brav ist, so hat sie Recht. Ich in seiner Stelle wäre gegangen.

„Das hättest du nicht gethan, Bruder, denk' ich. Aber dagegen hättest du in Dorchens Stelle auch keine Probe angestellt, ob er gehen würde, oder nicht. Der Mann ist ehrgeitzig und lüstern; das Weib ist eitel auf Schönheit oder Liebenswürdigkeit. Ein alter Graubart, Gregor von Tours, erzählt unter tausend Mährchen eins, das so wahr

ist, wie die Wahrheit selbst. Braut und Bräutigam geloben am Tage ihrer Hochzeit aus Religions-Schwärmerei dem Himmel ewige Keuschheit, und halten Wort. Das Mädchen bleibt zwanzig Jahre lang in den Armen des Mannes Jungfrau, und stirbt nun. Als sie, nach der damaligen Sitte, in dem offenen Sarge am Grabe niedergesetzt wird, tritt der Mann vor dem Volke auf, und erzählt — da hast du den ehrgeitzigen Mann! — seine Heldenthat vor dem ganzen Volke. Die todte Jungfrau öffnet die Augen, richtet sich auf, und sagt, vor Zorn und Schamröthe glühend: Dummkopf! was brauchten das Andre außer uns zu wissen? Da hast du das Weib, dem nichts verhaßter ist, als nicht reitzend gefunden, nicht geliebt zu werden! Der Mann war ein Held; sie aber . . ."

Sie, so gut, wie er, denk' ich.

„Sie wäre eine Heldin gewesen, wenn sie sich nur hätte überwinden können, noch bei ihrem Leben wenigstens einer Freundin zu sagen: mein Mann erfüllt sein Gelübde; ich bin noch Jungfrau."

Ludwig schüttelte den Kopf. Ich verstehe das nicht. Lies doch weiter. Mich soll wundern, wie es kommen wird. — —

Ich erzähle dir den Inhalt des Tagebuchs, lieber Runden. Nach diesem Plane, der alles glücklich beendigen sollte, verfuhr nun Dorchen, und zwar recht meisterhaft: denn sie ließ ihr Herz nur in Blicken, Seufzern und Worten reden. Der Gärtner blieb unverändert ruhig; und das störte Dorchen in ihrem Plane. Sie wurde verdrießlich, dann kalt, dann bitter und heftig. Nun folgte das ganze vorige Spiel aufs neue: er stand mit trüben Augen vor ihr, und sie war wieder die zärtlich Liebende.

Als er ihr auch nicht den kleinsten Schritt entgegen kam, wurde Dorchen wirklich kälter; zugleich fühlte sie aber in ihrem Herzen einen gewissen Unwillen gegen ihn, den sie nicht begreifen konnte, da er doch die Probe so heldenmäßig bestanden hatte. Jetzt quälte sie, wie sie in ihrem Tagebuche offenherzig gesteht, eine unüberwindliche Neugierde, zu erfahren, ob sie geliebt werde, oder nicht. — — „Da

„Da hast du's!" sagte hier Oheim Heinrich. „Eine Prüfung seiner Liebe, und nicht seiner Tugend, ist es." — —

Sie fiel endlich auf den Gedanken, ihn eifersüchtig zu machen. Es war gerade ein junger Officier, ein Vetter des Herrn von Braufeld, zum Besuche da. Diesen machte Dorchen jetzt zu ihrem beständigen Gesellschafter, und man trug sich im Hause schon mit dem Gerede, daß sie bald seine erklärte Braut seyn würde. Natürlicher Weise mußte dieses Gerücht auch zu dem Gärtner kommen, und Dorchen that alles, es zu bestätigen. Der junge Braufeld, dem sie von dem Gärtner erzählt hatte, redete diesen bei seiner Arbeit an. Dorchen stand neben dem Officier, lächelte ihm zu, spielte sogar mit den goldenen Quasten an seiner Uniform, pflückte ein Paar Blumen für ihn, und sprach mit ihm in dem sanftesten, zärtlichsten Tone. Mit dem Gärtner hingegen sprach sie — nicht kalt, sondern so ruhig, so gleichgültig, wie mit dem fremdesten Manne. Sie triumphirte, daß ihr Zweck er-

reicht war: der Gärtner wechselte die Farbe, zog die Augenbraunen zusammen, und konnte dem Officier kaum die gewöhnliche Höflichkeit erweisen.

Jetzt zweifelte sie nicht mehr, daß Bauer sie liebte; aber dennoch wollte sie ihr Spiel noch fortsetzen. Sie war sonst nie bei einem Beete, an welchem er arbeitete, vorüber gegangen, ohne sich eine Minute bei ihm aufzuhalten. Heute ging sie vorüber, blieb zwanzig Schritte von ihm stehen, und blickte überall umher, als ob sie Jemanden suchte. Dann ging sie schnell nach dem Bosket hinunter, als hätte sie den Gesuchten nun gesehen; von der Seite aber betrachtete sie unbemerkt den armen Bauer, der sehr unmuthig seinen Spaten in die Erde stieß.

Jetzt dauerte es sie, daß sie ihn so gekränkt hatte, und sie setzte sich auf die nächste Bank, um nachzusinnen, wie sie ihn aus seinem Irrthume bringen könnte. Das Vergnügen, nun endlich Gewißheit über seine Liebe zu haben, brachte ihr Herz in ein heftiges Wallen. „O,“ sagte sie ganz laut, mit aus-

gebreiteten Armen —: „o, wie lieb' ich ihn!" In diesem Augenblick bog Bauer um das Gebüsch, und stand mit glühendem Gesichte vor ihr. (Die Eifersucht hatte ihn getrieben, nachzusehen, ob sie wirklich den jungen Braufeld suchte.) Sie lieben ihn? rief er, sich vergessend, und von seiner Leidenschaft überwältigt. — Ich Unglücklicher! sagte er dann leise, und ließ die Arme sinken. Sein Gesicht wurde bleich, und er schwankte. Dorchen sprang auf, um ihn zu halten. Jetzt brachen Thränen aus seinen starren Augen, und er beugte, wie gefühllos, das Gesicht in die wilden Rosenstöcke, um es zu verbergen. „Bauer!" sagte sie, indeß sie ihn, beinahe umarmend, hielt. Bei diesem Nahmen richtete er schnell sich auf, und wendete sich um. Sie erschrak, als sie Blutstropfen auf seinem Gesichte sah, das die Dornen der Rosen verwundet hatten. „O Gott!" sagte sie ängstlich; „seyn Sie nur ruhig! Es war ja alles Verstellung . . . . . . Täuschung . . . Bauer, ich kenne Sie ja! ich . . . ich liebe Sie . . . schon von Dresden her."

Bauer erblaßte jetzt vor Freude noch stärker, und beugte sich auf Dorchens Hand. Sie wissen also, sagte er dann, mein Geheimniß? Ja, ich liebe Sie unaussprechlich, schon seit jener Stunde, da ich Sie an der Elbe sprach. Ich war fest entschlossen, zu leiden, zu schweigen, zu sterben. O Gott! woher wissen Sie meinen Nahmen, und woher kennen Sie mich? Oder — täuscht mich vielleicht meine Phantasie? habe ich wirklich recht gehört? Sie . . . Dorchen . . . Sie . . . — Er wurde aufs neue blaß, und legte die Hand an die Stirn.

„Erholen Sie Sich, Bauer!" sagte Dorchen, und umfaßte ihn in großer Angst. „Ja, ich weiß alles! Ja, ich liebe Sie!" — Jetzt schloß er Dorchen schnell in seine Arme, und seine Lippen begegneten den ihrigen. Der Bund der Liebe war besiegelt. — —

Nun werden wir sehen, wer Recht hat, sagte hier Ludwig. Jetzt müssen sie sich doch erklären.

„Was die einander zu erklären haben," erwiederte Heinrich, „ist in der Umarmung

abgethan. Das nun Folgende wird nicht mehr so zart seyn." — —

Es gingen drei Tage hin (ich erzähle dir nach Dorchens Tagebuche weiter), ehe die Liebenden einander alles Nöthige sagen konnten. Dorchen schrieb jetzt dem Geliebten, welche Vorsichtsmaßregeln sie nehmen müßten, um nicht den Verdacht eines Verständnisses zu erregen. Beide kamen überein, sich mehr schriftlich als mündlich mit einander zu unterhalten; und nun folgte ein Briefwechsel, worin die zarteste, heißeste Leidenschaft redet.

Als ich einige Briefe vorgelesen hatte, sagte Ludwig: mich soll nur wundern, was darauf geantwortet werden kann. Gebt Acht, es wird bloß ein Echo des vorigen seyn. Er rückte bei jedem Briefe mit seinem Stuhle eine Handbreit näher; und als wieder eine sehr glühende Schilderung von der Wonne der Liebe vorkam, fragte er: Bruder, ist das wirklich so? Nun, dann habe ich einen Himmel auf Erden verloren!

Einige Briefe enthielten nicht viel mehr,

als Schilderungen ihres wechselseitigen Glükkes, und Rechenschaft von ihren früheren Empfindungen und Gedanken, wobei denn Dorchen zuweilen mit ihrem Tagebuche ein wenig in Widerspruch stand. — —

Bruder, sagte Ludwig: bei diesen lieblichen Worten, die aus dem Himmel herabgeholt seyn müssen — denn so können nur selige Geister fühlen und reden — bei diesen lieblichen Worten von Aufrichtigkeit, von Zerfließen der einen Seele in die andre, von Einsseyn, ist es mir nur nicht lieb, daß Dorchen doch hier und da einem Dinge ein Mäntelchen umhängt. Ich sehe wohl, auch im Himmel entfliehen wir der Erde nicht. Eine so feurige Liebe, dächte ich, müßte das Herz von allen Unwahrheiten und Ausflüchten läutern. Guter Gott! du magst es ihr vergeben! — Heinrich drückte seinem Bruder schweigend die Hand. Nach einer Pause sagte er: „du bist der Erde entflohen, oder es kann ihr kein Mensch entfliehen. Einer der Blicke, mit denen du einen Unglücklichen ansiehst, oder deinem Beleidiger verzeihest,

ist aber auch mehr werth, als diese ganze Correspondenz! . . . Bin ich zuweilen in Zorn, und möchte ich zwischen die Menschen hineinschlagen, oder sie doch mit den bittersten Satiren verspotten, und ich sehe dein wohlwollendes Gesicht, höre deine sanfte Stimme: sieh, so bringe ich dir meinen Zorn zum Opfer, und lächle, wo ich fluchen wollte. Wie du das auf mich wirkst, begreife ich eben so wenig, als wie es Johann Kapistran anfing, der in Magdeburg auf dem Markte Lateinisch predigte, was keiner von allen seinen Zuhörern verstand, und dem dennoch die Weiber der Stadt ihren Putz, und die Männer ihre Karten zum Verbrennen brachten. — Aber fahre nur fort, Eduard; ich will Euch nicht wieder stören." — —

Nun folgten Briefe von Bauer, worin er Dorchen seinen Entschluß ankündigte, daß er sich auf ewig von ihr entfernen wollte, da seine Liebe sie doch nur unglücklich machen könne. Das rührte den Oheim Ludwig. Er sagte: ein braver Mensch! Mich soll nur wundern, was sie nun schreiben wird.

„Eine Antwort," sagte Heinrich; „weiter nichts! . . . Bruder, siehst du denn noch immer nicht, daß das alles nur Briefe sind?"

Briefe! erwiederte Ludwig. Nun, das habe ich freilich schon lange gewußt. — Aber lies doch weiter, Eduard. — —

Dorchens Antwort war noch stolzer. Um ihren Vater nicht zu betrüben, wollte sie nicht bloß ihre Liebe aufopfern, sondern, troß der Trennung von dem Geliebten, auch glücklich seyn. Sie sagte ihm auf ewig Lebewohl, und verwies ihn an die Ewigkeit, jenseits des Grabes. „Wir haben hier," so schloß sie, „mein ewig Theurer, einen Augenblick für den Schmerz, und dort eine Ewigkeit für die Liebe. Lebe wohl!" — —

Die armen jungen Leute! sagte Ludwig mitleidig. Aber, mich dünkt, Dorchen verspricht hier zu viel: sogar glücklich zu seyn!

„Sie überbietet ihn, Bruder; weiter nichts. Das Eine Kind sagt: ich gebe dir das Haus. Das andre ruft: und ich dir die ganze Welt. Da hast du Brief und Antwort."

Ludwig erwiederte lächelnd: ich kann nicht so schlecht von ihnen denken, Bruder. Es ist ihr Ernst, glaube ich. Aber wir werden ja sehen, was Er dazu sagt. — —

Der nächste Brief enthielt nicht ein Wort mehr von Trennung, sondern war voll von Hoffnungen einer glücklichen Zukunft. Beide Liebenden untersuchten die Gränzen der väterlichen Gewalt. So gehorsam die Tochter in dem vorigen Briefe hatte seyn wollen, so ungehorsam war sie jetzt. An die Ewigkeit jenseits des Grabes wurde nicht weiter gedacht, sondern nur an die Ewigkeit ihrer Liebe. Sie und er wollten Beide schon hier glücklich werden, und wußten nur nicht, durch welches Mittel.

Oheim Ludwig war ein wenig betreten, als gar nichts von dem folgte, worauf er gehofft hatte. Er sagte beim Schlusse dieses Briefes: Gott segne sie! — Bei einigen folgenden begriff er nicht, wie die Kleinigkeiten, die im Hause und in Weimerssen vorgegangen waren, und deren er sich kaum noch erinnerte, Stoff zu so langen Briefen hat-

ten geben können. Bruder, sagte er zuletzt, ich will den beiden Liebenden nichts Uebles nachsagen; aber es kommt mir so vor, als sprächen sie durch des Kapitains Sprachrohr. Man glaubt, es ist eine Donnerstimme vom Himmel, und am Ende rührt sie doch nur von einem Menschen her.

„Merkst du etwas, Ludwig? Aber gieb nur Acht! es wird noch anders kommen!" — —

Endlich erklärte Bauer in einem Briefe noch einmal sehr bestimmt: er wolle fliehen. Der Vater hatte ihn und Dorchen in einer vertraulichen Unterredung überrascht, und ihn mit rauher Härte an seine Arbeit gewiesen, zu Dorchen aber gesagt: man kann allzu gütig gegen die Leute seyn; und das ist unanständig. „Ja," schrieb er, „ich muß, ich will von hier weg. Nie darf ich wieder die Augen zu dir aufschlagen, da ich in deiner Gegenwart entehrt worden bin. Wie kannst du einen Mann noch lieben, den dein Vater so verächtlich behandelte! Nein, du sollst meine Schande nicht mit mir theilen! Glaube nicht, daß die Wunde meiner

Ehre jemals heilen kann! Leb wohl, Geliebte meines Herzens!" — Dorchen bat ihn in dem rührendsten Briefe, zu bleiben; doch vergebens. Sie schrieb ihm noch einmal; er antwortete aber nur die wenigen Worte: „ich bin entehrt. Leb wohl," — Nun geht er zu dem Herrn von Mörs, und fodert seine Entlassung, entweder sogleich, oder doch nach einigen Tagen. Mörs, der ihn ungern verliert, sagt ihm: er möchte sich noch einige Zeit besinnen; wenn er darauf bestehe, solle er dann seinen Abschied bekommen. Dorchen schreibt jetzt wieder mit zitternder Hand, mit glühender Liebe, an ihn, und beschwört ihn, zu bleiben; doch abermals vergebens. — —

Hier schüttelte Ludwig den Kopf. Doch Erich sagte: das söhnt mich wieder mit ihm aus. Er hat Ehre im Leibe.

Ludwig sah den Bruder Heinrich an, als riefe er ihn gegen den Kapitain zu Hülfe. Heinrich sagte kalt: „gehen wird er nicht; aber es wird ihr Mühe kosten, ihn zu halten. Ich hätte hinter dem Weichling so viel

Entschlossenheit nicht gesucht." Ludwig, der nun ganz verlassen war, sah Margarethen und Lotten an, die einzigen, welche mit Thränen in den Augen seine Parthei nahmen. — Man winkte mir, daß ich fortfahren möchte; und nun folgte ein Billet, das Dorchen am Abend vor dem Tage, an welchem Bauer das Haus verlassen wollte, geschrieben hatte.

„Unglücklicher, du willst fliehen? und ohne mich? Hältst du so deine Schwüre, mich nie zu verlassen und mich ewig zu lieben? Was ist denn deine Ehre? Gilt sie dir mehr, als meine Liebe, meine Ruhe, mein Glück? Unsinniger, habe ich dir nicht meine Ehre zum Opfer gebracht, als ich dir zuerst gestand, daß ich dich liebte? Und glaubst du denn, ich würde noch leben wollen, wenn du so treulos seyn könntest, mich zu verlassen? Und schon morgen willst du fort? Ich will, ich muß dich sprechen. Jetzt werde ich zu Tische gerufen. Bis um elf Uhr bleibe ich unten; dann erwarte ich dich, wenn alles still ist, auf meinem Zimmer. Sey behutsam, und geh leise! Sprechen muß ich dich, sollte ich

auch selbst auf dein Zimmer gehen, und sollte auch das ganze Haus bei meinem nächtlichen Gange zugegen seyn. — Um zwölf Uhr erwarte ich dich."

Pfui! rief die Base, indeß wir Andern in einer ängstlichen Unruhe schwiegen. Oheim Ludwig wollte, wie es schien, etwas sagen; nur mochte er sich wohl fürchten, es sogleich auf das Pfui der Base folgen zu lassen. Ich füllte die Pause mit Räuspern aus, und legte die Papiere aus der Hand. Bruder, sagte Ludwig nun, du hast immer über die Liebe gespottet, und ich — ich habe sie nie empfunden. Aber wenn das keine Lügen sind, was Eduard uns vorgelesen hat, so ist doch etwas Großes an der Liebe. Sieh, daß der junge Mensch ein Gärtner wird um der Liebe willen, und daß Dorchen ihn um zwölf Uhr Mitternachts auf ihr Zimmer bestellt, oder gar auf das seinige gehen will, und wenn sie es auch vor jedermanns Augen thun müßte: ja, Base, ich mag das wohl mit andern Augen betrachten, als ein Frauenzimmer; aber ich glaube, sie haben Beide

großen Muth. Und was sonst, als die Liebe, hat ihnen den gegeben? Bruder Heinrich, darum glaube ich denn auch, es ist etwas recht Großes an der Liebe.

„Ludwig, habe ich denn je von der Liebe verächtlich geredet? Ich will nur nicht leiden (weil auch die Natur es nicht leidet), daß man sie, von der Erde weg, ganz in den Himmel hebt, daß die Liebe eines Huronen keine Liebe seyn soll, weil er keine Billets auf Postpapier an sein Mädchen schreibt, und weil seine Liebe da anfängt, wo die unsrige meistens aufhört; ich will es nicht leiden, daß man sich für decenter und feiner ausgiebt, als die Natur, welche die Liebe in unsere Brust legte. Ein junger Mensch, der seine Liebe nicht mit einem Heiligen-Scheine sieht, dem sie nicht, wie eine Madonna, von Engeln umgeben, in dem Himmel einer überirdischen Herrlichkeit thront, ist, gerade heraus gesagt, ein Taugenichts. Doch einer, der bei langem und öfterem Umgange mit der Geliebten gar nichts von irdischen Begierden fühlen will, ist ein Geck. Und, Bru-

der Ludwig, daß so viele Ehen unglücklich sind, kommt oft zum Theil davon her, daß das Weib die Liebe nur im Himmel, und der Mann sie nur auf der Erde finden will. Das ist mein Glaubensbekenntniß. Und hier in der Geschichte quaestionis findest du noch mehr: Mann und Weib, wie sie sind. Der Mann opfert seiner Ehre alles; das Weib, der Eitelkeit, geliebt zu seyn."

Um Mitternacht! Wenn ihn nun Jemand sähe! sagte die Base mit sanftem Tone, um ihr hartes Pfui! wieder gut zu machen.

„Daß es Dorchen gleichgültig ist, ob jemand es sieht oder nicht, gefällt mir noch am besten."

Sie wissen aber nicht, was für Folgen solche Besuche haben können. Die Einsamkeit, die . . .

„Wissen S i e es etwa?" fragte Heinrich, und die Base schwieg erröthend. Die beiden Mädchen lächelten; wir Männer nicht.

„Im nächsten Briefe werden wir's ja hören!" sagte Heinrich. „Ich bin jetzt auf alles gefaßt. Hast du den Brief, so lies ihn vor." — —

Der Brief war von Dorchen. „Meine zitternde Hand nimmt die Feder; die Buchstaben, die sie schreibt, sieht mein Auge nicht. Ach, diese Thränen werden ewig fließen! Und dennoch liebe ich dich, ob ich gleich durch dich so unglücklich bin! Meine Liebe, meine Bitten, meine Thränen konnten dich nicht halten; nur — o, daß ich erröthen muß! — nur ein flüchtiger, verächtlicher Rausch der Sinne vermochte es. Die Reue nagt mit Schlangenbissen an meinem Herzen. Alles, auch die Ruhe meines Gewissens, meine Unschuld, mußte ich dem Grausamen opfern; nun erst blieb er!" — —

Erst jetzt verstand Ludwig, was Dorchen meinte. Er sprang auf, und sagte lebhaft: ei! daß es mit der Liebe, der ich erst eben eine solche Lobrede gehalten habe, so übel enden muß! Ich bin ordentlich aufgebracht darüber, daß das „Pfui!" der Base eingetroffen ist. Und, Heinrich, wenn du etwas zu Gunsten der Nacht zu sagen weißt, so bitte ich dich, thu es; denn genug, es ärgert mich.

„Bruder, erstlich habe ich zu Gunsten

dieser Nacht zu sagen, daß jede Liebe so endigt, oder doch so endigen kann, bei dir vielleicht ausgenommen, dessen sieben natürliche Dinge nichts als sieben Tugenden sind; zweitens, daß das Böse dabei schon früher geschehen war, und daß du dich also früher hättest ärgern sollen, als du ihrer Liebe noch Apologieen hieltest; drittens, daß ein Anatom (denn mit ihrem Messer zerschneiden solche Herren gewöhnlich den Geist und die Ewigkeit, wie den Körper, zu Nichts) — daß ein Anatom dir noch etwas viel Schlimmeres sagen könnte; viertens, daß Dorchens verweinte Augen, ihre bleichen Wangen, und die Reue, die wie mit zweischneidigen Schwertern in ihrer Brust wühlt, und die Furcht, die Angst, die eine schwarze, drückende Zukunft, wie schwere Lasten, auf ihr Herz laden, unser Mitleiden rege machen sollen; ferner, daß noch außerdem ihre heißen Thränen wie brennende Pechtropfen auf die Seele des jungen Menschen, ihres Verführers, fallen; daß Beide von dieser

Nacht an, die Natur immer in einem schwarzen Kleide sehen; daß . . ."

Gott gebe ihnen eine sanfte Reue, Bruder! sagte Ludwig mitleidig. Ich will sie von ganzem Herzen lieben. Höre auf, ich bitte dich! — —

Soll ich weiter lesen? fragte ich; und Heinrich nickte mit dem Kopfe.

Jetzt folgten ein Paar Briefe von Dorchen (Bauer war Gärtner im Hause geblieben), welche ihre Reue und Angst noch weit schrecklicher schilderten, als der Oheim. Ferner kamen ein Paar räthselhafte Billette über ihren Zustand, mit der Besorgniß, daß man anfinge, diesen Zustand zu errathen. Dann folgte der Plan, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen. Das Ganze beschloß ein Brief von Dorchen, worin sie ihren Vater bat, ihr Tagebuch und die Briefe zu lesen. „Sie enthalten keine Entschuldigung meines Vergehens," schrieb sie, „sondern nur dessen Geständniß. Ich sende sie Ihnen, daß Sie Ihre unglückliche Tochter bedauern, und ihr nicht fluchen sollen. Die Zukunft, der ich

entgegen gehe, ist schwer und finster: eine kalte Nacht voll Unglücks, und ohne Mitleid. Ach, ich muß! Leben Sie wohl, und fluchen Sie der Unglücklichen nicht!" — —

Als ich mit dem Vorlesen fertig war, ging Ludwig, die Augen auf den Boden richtend, umher, ohne ein Wort zu sagen. Hätte er das gelesen, hob er dann auf einmal an: unser seliger Vater! Wir sind hart, sehr hart mit dem armen Geschöpfe umgegangen! — (Jakob, der aufmerksam zugehört hatte, flisterte seinem Herrn etwas in's Ohr.) — Ja, das ist gut, sagte Ludwig; das ist gut. Aber dennoch sind wir hart mit ihr umgegangen. Eine schwarze Zukunft stand nicht vor ihr, als sie entfloh; nein, hier im Hause hingen die schwärzesten Wolken, und donnerten hinter ihr her.

Das Kapital soll ihr bleiben! rief der Kapitain.

Soll ihr bleiben! wiederholten Heinrich und Ludwig. Und, und, hob Ludwig wieder an: — aber still! ich will nichts sagen.

Jakob lächelte, und schlug ein Paar

Schnippchen, wie einer, der sich heimlich freuet. Nichts! nichts sagen! murmelte er fröhlich; nichts, nichts!

Es war kein gemeiner Gärtnerbursche, sagte die Base: das ist etwas!

Das ist viel, das ist alles! rief der Kapitain. Nun kann ich doch den Leuten dreist entgegen treten und sagen: es war eine Mummerei, ein verkappter Liebhaber, ein Mann von guter Erziehung, dem wir sie gegeben hätten, wenn nicht unglückliche Zufälle . . .

„Ludwig, da hast du den Kapitain und die Base! Gieb dem Verführer unsrer Schwester den Titel: Hochgeboren; und ich setze mein Zollschreiber-Patent gegen eine taube Nuß, oder gegen des Kapitains Orden, er hat seine Freude an der Geschichte. O, Bruder Ludwig! was du bejammerst, die unordentliche Leidenschaft, die unrechtmäßige Begierde, das Handeln über die Tugend, das Auktions-Gebot darauf, das Verbergen des Herzens: das ist es nicht, was die bejammern. Ein Bauerbursche war es, ein

gemeiner Mensch: das ist Dorchens Verbrechen. Sie sind wie der Senat von Rom. Daß Cäsar eine Welt in Sklavenketten schlug, daß er seine Lorbern mit dem Blute von Millionen Menschen erkauft, und daß er Asien, Afrika und Europa zugleich entvölkert hatte: das vergab man ihm. Aber daß er sitzen blieb, als der Senat, der doch nur aus seinen Sklaven bestand, zu ihm kam: das kostete ihm sein Leben. War eine Kolik Schuld daran, daß er sitzen blieb, wie seine Freunde behaupten: so . . . An solchen Dingen hangen große Begebenheiten in der Geschichte ganzer Reiche und einzelner Familien."

Die Base lächelte bitter; der Kapitain fiel seinem Bruder um den Hals, und sein Gesicht war von schöner Röthe der Beschämung noch dunkler geworden. —

Von der Armand in Kurzem recht viel. Von Leiser bald noch mehr, und viel Gutes. Es ist derselbe, den du kennst. Ein hoher Mensch, den ich liebe. Daß so widersprechende Urtheile von ihm umgehen, nimmt

mich nicht Wunder. Nur das Gemeine verkennt man nicht."

Von mir? Ich schreite langsam fort in den Auen der Seligen, an der Hand eines Engels. „Man muß sich," sagt Oheim Ludwig, „den Genuß am Leben nicht dadurch verderben, daß man mit Riesenschritten an's Ziel eilt. In der Kindheit" (erzählt er, und seine Brüder bestätigen es) „habe ich nie wissen mögen, was der Weihnachtsmann mir bringen würde. Ein Wunsch, ein Plan, eine Erwartung, eine Hoffnung hat mich immer beglückt; die Erfüllung war bei mir das Ende meiner Freude, wie bei allen Menschen." Eben so mach' ich es jetzt, lieber Runden: ich treibe nicht; und so schüttet jeder Augenblick von seinen kleinen Flügeln einen kleinen Himmel auf mein Herz. Die Rose der Liebe entfaltet sich vor meinen Augen aus der kleinsten Knospe, und ich mag sie nicht ungeduldig durch wärmeren Athem aufblättern. — „Du würdest sie sonst entblättern," würde mein Oheim hinzusetzen. Doch davon ein ander Mal. Leb wohl.

8.

## Lotte an Friederiken.

Weimerſen.

Liebe Friederike, ein Geſpenſt hat mich in meiner ſtillen Ruhe erſchreckt. Bringe doch das beiliegende Billet zu dem Juſtizkommiſſarius Brinken. Ich bitte ihn darin, mir durch dich Nachricht zu geben, wie weit man in der Unterſuchung gegen meinen Vater gegangen iſt. Brinken war der Freund meines Vaters, und hat ſogar, wenn ich nicht irre, mit der Sache zu thun gehabt. Laß dir ausführlich erzählen (denn ſchreiben möchte er es vielleicht nicht wollen), was er entweder weiß, oder doch erfahren kann, wenn er auf die Tochter nur einen Theil der Freundſchaft übertragen will, die er für den Vater hatte. Sag ihm nicht, wo ich bin; ſondern, ich wäre jetzt nicht in Deutſchland. Ich ſelbſt ſchreibe ihm: mein Vater liege ohne Hoffnung krank, und, um ruhiger ſterben zu können, wolle er gern wiſſen, wie die Sache abgelaufen ſey.

Du kennst die Begebenheit, die mich in die Welt warf, und die, ach! meinem Vater das Leben kostete. — Ich habe ihn wiedergesehen, den Unglücklichen, der unter der schönen Maske der unbefangensten Redlichkeit und der treuesten Liebe mich — betrog? O, wie sträubt sich meine Hand gegen dieses entsetzliche Wort! Betrog! Du kennst ihn. War es möglich, daß dieses Gesicht lügen konnte? Ich habe ihn wiedergesehen. Mein Unstern hat ihn hieher geführt, die Ruhe zu stören, die mir ein edelmüthiger Mann, trotz meinem Schicksal, geben wollte.

Ich ging, mit einem dichten Schleier vor dem Gesichte, allein in den Park, um in der Einsamkeit die Unruhe meines Herzens durch die Betrachtung zu stillen, wie wenig überhaupt das menschliche Leben ist. O, bin ich nicht unglücklich, daß dies schon jetzt, in der blühenden Jugend, mein Trost werden muß? Da stand er, mit dem edlen Trotze, und doch so unbefangen, so anspruchlos! Er unterredete sich mit dem jungen Winter, von dem ich dir erzählt habe, und war, wie

es schien, in großer Bewegung. Ich bebte, und hob zitternd den Fuß, um zu entfliehen; aber das Schrecken hatte mich erstarrt. Er umarmte Wintern, und legte sein Gesicht an dessen Brust. Beide umfaßten einander, und gingen in den hintern Theil des Gebüsches. Nun erst konnte ich mich entfernen. Ich weiß bestimmt, daß er es ist, ob ich gleich sein Gesicht nicht ganz gesehen habe. Die Stimme, die mich betrog, war mir unverkennbar.

Ich brauchte den ganzen Morgen, mich von dem Schrecken zu erholen. Vormittags war ich mit Margarethen und der Base allein, und erzählte ihnen, als etwas Gleichgültiges, doch nicht ohne Ursache: ich hätte Wintern mit einem Fremden im Park gesehen, und schlösse aus ihrem zärtlichen Betragen gegen einander, daß sie Freunde seyn müßten. Die Base, die sehr neugierig ist, sagte, sobald Winter zu uns hereinkam: ich glaubte, Sie würden uns einen Fremden mitbringen, Vetter. Er erwiederte lächelnd: wie so? und wollte abbrechen; doch die Ba-

se ließ ihn nicht los. Ein junger Mann in einer Jagdkleidung: nicht wahr?

„Ja," erwiederte er kalt und finster.

Nun? wer war es denn? Oder soll der Besuch etwa ein Geheimniß seyn, wie bei Ihnen so Manches?

Er verbeugte sich. „Ein Fremder, den Sie nicht kennen, Base." — Er trat an das Klavier, griff ein Paar starke Dissonanzen, die er leise auflös'te, und ging dann auf den Balkon. Ich sprach mit Margarethen über den Fremden weiter, und machte ihre Neugierde rege. Zwar sagte das gute Kind: ich habe nicht das Herz, ihn zu fragen; aber doch ging sie mit mir zu ihm auf den Balkon, und suchte auf einem Umwege, der ihm schmeicheln mußte, etwas zu erfahren. Ich möchte gern die Frage der Base wiederholen, sagte sie zärtlich; denn in Ihrem Gesichte sind Spuren einer Rührung, die wir nicht verursacht haben.

In diesem Augenblick verschwand auf einmal jede Spur seiner Rührung. „In der That?" fragte er lächelnd, und sah

Gretchen in's Gesicht. „Die Base ist sehr neugierig," fuhr er fort, und ergriff dabei Gretchens Hand. — O, das sind wir alle! erwiederte Gretchen scherzend. Lotte und ich, wir möchten eben so gern, wie die Base, wissen, wer der Mann ist, der Sie heute aufgesucht hat.

Er bückte sich, mit etwas ernsterer Miene, und küßte dann Gretchen sehr freundlich die Hand, ohne etwas zu sagen.

So erfuhr ich denn nichts, liebe Friederike. Ich darf ihn nicht fragen; und die arme, liebende Margarethe thut es gewiß nicht wieder. — Hat die Base nicht Recht, wenn sie darüber schilt, daß die Männer so gern mit Geheimnissen großthun? „Ich kenne das, liebe Lotte," sagte sie, die Hand auf- und niederhebend: „wir vermuthen hinter dem bedenklichen Schweigen der Männer, hinter einem solchen Inkognito-Besuche, Gott weiß, welche große Sache, welches wichtige Geheimniß. Das wissen die Männer; und sie geben sich immer gern ein Ansehen. Dieser Eduard besonders versteht sich

recht darauf. Eine stumme Verbeugung! ein Lächeln! eine halbe Antwort! ein Griff auf dem Klavier! Und wer wird es denn am Ende seyn? Ein Jugendfreund, der im Wirthshause erfahren hat, daß Winter hier ist, und der ihn bei der Durchreise an einige tolle Streiche oder vielleicht an eine ehemalige Liebschaft erinnert. Das ist das ganze Geheimniß. Wäre wirklich eins bei dem Besuche, so hätte er gesagt: der Mensch heißt so und so; er wollte dies und das, und reis't sogleich wieder ab. Er brauchte ja das alles nur zu erdichten." —

In der That, Friederike, Winter wird wohl nicht im mindesten anders seyn, als es die Männer alle, später oder früher, sind. Ich möchte gern die arme Margarethe warnen, wenn ich mich nicht scheuete, ihr weh zu thun. Er hat die Liebe des Mädchens, ihr ganzes flammendes Herz; er sieht, wie sie immer die Augen voll stiller mächtiger Liebe auf ihn richtet: und dennoch schweigt er, aber so, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu reden. Auf diese Art erhält er sie in beständiger Erwartung.

Schon vor längerer Zeit sagte sie einmal: „ich zittre vor dem Augenblicke, da er mir sagen wird: ich liebe Sie! Und der Augenblick ist, glaube ich, nahe. Wir Mädchen sollen, der Himmel weiß was? antworten, zögern, zurückhalten; und ich fürchte, daß ich mit den zärtlichen Thränen der Freude vor ihm niedersinken könnte!"

So redet sie. Und er? Könnt' ich dir doch sein Benehmen nennen! Er geht besonnen, lauernd, horchend um sie her, schlingt seine Fäden immer fester um ihr Herz, und bleibt dabei ganz frei und ruhig. Wie soll ich mir das erklären? Sollte die Base nicht Recht haben, die zuweilen ein spitzes Wort von einer alten Liebe fallen läßt? Es sieht gerade so aus, als hätte er sich einer vorigen Liebe zu schämen, und wollte sie doch nicht fahren lassen.

Die Base weiß nichts Gewisses; denn sonst sagte sie es unfehlbar, da sie gar nicht Winters Freundin ist. Mich jammert jedes Wort, das sie davon in Gretchens Gegenwart fliegen läßt; denn es durchbohrt das

Herz des armen Mädchens bis in's Innerste. Ich glaube wohl, daß Winter Gretchen heirathen wird; doch ob er sie liebt, das wird mir, troß der zutraulichen Achtung, mit der er sie behandelt, mit jedem Tage zweifelhafter. Oder vielmehr, ob er sie allein liebt; denn ich glaube fast, daß in dem Herzen eines Mannes Raum für mehrere Lieben auf einmal ist. In dem unsrigen gewiß nicht. Ach, Friederike, wir lieben anders, als die Männer! Wir geben ihnen das ganze Herz, die ganze Seele; und sie uns? „Eine Huldigungsmedaille, anstatt eines Herzens," sagt der Zollschreiber. O, und oft ist es noch schlimmer! Mir hinterließ der Mann, den ich liebte, ewigen Schmerz! — Fort, fort über diese wunde Stelle meines Herzens! Erfülle meine Aufträge. Leb wohl.

9.

## Eduard an Runden.

Weimerssen.

Lieber Runden, du wirst vor diesem großen Paket erschrecken; und doch muß ich dich bitten, es durchzulaufen. Es sind Briefe von meinem Jugendfreunde, dem Sohn der Tante Braufeld, meinem ehrlichen Alexander. Du hast ihn einmal gesehen, aber nur flüchtig. Kenntest du ihn doch näher! Das treuste Herz, das je in eines Mannes Brust geschlagen hat. Ich habe ihn gesprochen, und er hat mich wunderbar gerührt durch seinen Schmerz, den er, nach seinem Temperamente — einer seltsamen Mischung von Phlegma und Feuer —, jetzt ungeduldig, und dann wieder männlich trägt. Seine Mutter, die Frau Etatsräthin, kennst du hinlänglich aus meinen Briefen; und nun hat das Schicksal den Sohn und die Eltern gegen einander aufgereitzt. Für ein Band, das um die Schultern gehängt wird, und woran ein Ordenszeichen sitzt, gäben sie unbedenk-

lich das Band der Liebe hin; und mit diesem ehrlichen Alexander, der sich aus allen Ordensbändern nichts macht, wollen sie gar hoch hinaus. Sie nannten ihn nicht ohne Bedeutung Alexander, und hätten gern alle corps diplomatiques in ganz Europa zu Gevattern gebeten, um ihn für die ihm bestimmte Laufbahn recht förmlich einzuweihen. Die ersten vier Jahre seines Lebens wurde er wie ein Prinz erzogen. Indeß — wie es den Menschen öfters geht: die Eltern selbst zerstörten ihren Plan, in der Meinung, ihn recht eigentlich zu befördern. Die Ausführung des Plans erfoderte viel Geld; und nun dachte man an Oheim Ludwig und den Kapitain, die nicht verheirathet sind. Freilich, um beide Brüder zu gewinnen, konnte man nichts Besseres thun, als ihnen Alexandern auf einige Jahre übergeben; dies war aber gerade das rechte Mittel, den Knaben ganz für seine Bestimmung zu verderben.

Alexander wurde mit mir und Oheim Heinrichs Kindern erzogen. Heinrich spot-

tete

tete Tag für Tag über alle menschliche Grösse, und hielt Lobreden auf sein Zollschreiber-Patent, so oft sich einmal ein Teufel des Hochmuths im Hause blicken ließ. Ludwig flößte seine sanfte Liebe zu allen Menschen in Alexanders Herz; Erich hielt dem Knaben lange Reden über seinen herrlichen Nahmen, so daß Alexander damals mit Leib und Seele Soldat war. Die Eltern sahen wohl, daß ihnen die Erziehungs-Methode der drei Brüder nicht in die Hände arbeitete; indeß meinten sie: das hätte nichts zu bedeuten; Alexander würde ja einsehen, daß ein Ordensband mehr sey, als die Milchstraße (die Ludwig einmal das Ordensband der göttlichen Allmacht nannte), und ein Stern von Gold, Silber oder Diamanten mehr, als einer am Himmel, und wäre es auch der Sirius. Als Alexander funfzehn Jahre alt war, nahmen sie ihn wieder zu sich, und nun sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß er zu nichts in der Welt weniger taugte, als zu der Bestimmung, die sie ihm geben wollten.

Er hatte eine so gerade Ehrlichkeit bekommen, daß die Eltern davor erstarrten; die glänzendsten Gesellschaften waren ihm unerträglich fade und langweilig; kurz, er wollte sich nicht in die enge Markröhre des Hof- und Cabinet-Lebens einsperren lassen. Man hätte sich vergleichen können; doch nein. Die Eltern, die so viele Jahre über ihrem Plane gebrütet hatten, gaben in keinem Punkte nach; und eben so wenig wollte der ehrliche Alexander das thun, was er nicht für gut hielt. Man verhöhnte den jungen Menschen, spottete über seine Dummheit, und legte seinen Lieblings-Neigungen alles nur Mögliche in den Weg, um sich an ihm zu rächen. Darüber verlor er oft die Geduld; und so gingen alle Gefühle der Eltern- und Kindesliebe verloren. Auf beiden Seiten blieb nichts übrig, als die kalte Pflicht; an der rissen und zerrten aber Unmuth, Verdruß, üble Laune und Haß beinahe in jeder Stunde.

Jetzt lies seine Briefe. Du wirst seine Begebenheiten daraus kennen lernen, und

auch sehen, daß meine Bitte nothwendig ist. Vor ein Paar Tagen kam er, ganz außer sich, zu mir, und drohete — Kunden! ich zitterte — seinen eignen Eltern. Er sucht ein Mädchen, das er mit der höchsten Leidenschaft liebt, das er aber so bald nicht finden wird, weil er zum ruhigen Untersuchen gar nicht taugt. Der Vater seiner Geliebten hatte einen Prozeß. Einem Manne, der mit darin verwickelt ist, hat er gedrohet, ihn todtzuschießen. Mit ein Paar Verwandten seines Vaters hat er sich wirklich geschossen, und einem setzt er nach.

Aber das Mädchen? fragte ich ihn. — „Sie ist verschwunden, todt! was weiß ich! Erst schieße ich dem Teufel eine Kugel durch den Kopf, sobald ich ihn finde, und dann mir selbst."

So jagt ihn seine Leidenschaft durch die Welt; und das Mädchen kann darüber zu Grunde gehen: denn er wird gewiß nicht erfahren, wo sie ist, weil er nie anders, als mit dem Degen in der Hand, fragt. Sie hat in * * r gelebt. Du hast ja dort viele

Bekanntschaften. Laß dich doch erkundigen, oder erkundige dich selbst, wo sie geblieben ist. Nähere Notizen findest du in seinen Briefen.

Von der Armand bald mehr. Ich zweifle kaum noch, daß alles recht gut gehen wird. Die Tochter ist ein sehr liebenswürdiges Kind. Ich freue mich über sie, so oft ich bei der Mutter bin, und diese besuche ich nicht selten. Mich dünkt jetzt, die Armand ist nicht so böse, als du sie machtest, und als sie Anfangs mir selber vorkam. Ehe sie mich kannte, hatte sie das Glück einer theilnehmenden, wohlwollenden Freundschaft noch nie genossen. Jetzt läßt sie sich in der That viel besser leiten, als ich hoffte. Und ihre Launen? Nun, die sehe ich jetzt nicht mehr. Also hoffe ich, den bösen Dämon, den du fürchtest, bald zu bannen. Schaffe mir dagegen das Mädchen, das ich suche. Adieu.

## Beilagen zu dem vorigen Briefe.

### Alexander an Eduard.

### Erster Brief.

Waldhaus.

Hier wäre ich denn wieder, Vetter, Bruder und Freund Eduard. Magst du von mir glauben, daß ich dich und unsre schöne Jugendzeit vergessen habe, oder auch noch etwas Schlimmeres: jetzt ist mir alles einerlei. Hier sitze ich in dem einsamen Forsthause. Du wirst dich wohl des alten, halb verfallenen Häuschens noch erinnern, das im dicksten Eichenwalde zwischen Granitblöcken liegt, und mit Moos bewachsen ist, als wäre es so alt, wie der Granit rings umher. Weißt du noch, wie wir Beide uns dahin schlichen, so oft wir das Reich allein hatten, weil die Alten auf einer Assemblee oder einem Balle waren? und wie wir einander die ganze Nacht hindurch bange machten mit dem Geklapper der nahen Oelmühle, mit dem wilden Rauschen des Baches, der über und neben den Felsen wegschäumt,

oder mit Mord- und Gespenstergeschichten, bis wir vor Angst zitterten, und dann vor Scham über unsre Furcht wieder lachten? und wie wir dann draußen blieben, den Mördern, den Gespenstern, dem Rauschen, dem Donnern, und unserer eigenen Furcht zum Trotz, bis der rothe Morgen durch die Eichen blickte? Das ist nun alles hin, alles!

Da sitz' ich hier, und blicke auf den höchsten Granitblock, an welchem unsre verschlungenen Nahmenszüge, schon von Moos überzogen, noch stehen, und stehen werden, bis wir, der Granit, und alles zertrümmert ist. Aber doch habe ich mit trüben Augen die Nahmen angesehen, dein E mit dem M verflochten — ein Schäfer warst du dein Lebelang — und die Nahmen unserer Oheime. Als ich meinen Nahmen sah mit zwei kreuzweise gelegten Schwertern darunter, die nichts als meinen Wunsch, Soldat zu werden, andeuten sollten: da fiel mir ein, daß solche Schwerter auch das Zeichen einer berühmten Schlacht sind; und — ich habe ja bisher in lauter Kämpfen gelebt. Doch

das wollte ich dir nicht sagen. Genug, ich war in Bewegung, und stampfte den Granit mit Füßen, als wäre ich besessen.

Da kam der helle Mond herauf, der frei und frank am Himmel umher schweift, bald hier, bald da. Mir fiel ein, daß auch du jetzt so frei auf der Erde umher schwärmst; ich aber — ich liege an der Hundekette eines Lebens, das, wie ein Glockenspiel auf einem Kirchthurme, jede Viertelstunde dasselbe ableiert. Und nun dachte ich an unsere Jugend, an meine jetzige Hölle, an alles auf einmal: an unsre Bruderliebe, an Onkel Ludwigs lange, edle Gestalt, und sein sanftes Wesen, seine Händedrücke, seine nassen Augen; auch an die selige Tante, und wie ich mit dir so glücklich seyn könnte. Da warf ich mich, wie rasend, zwischen die Granitstücke, ließ den Schaum des Baches über mich weg spritzen, packte einen Felsen an, daß mir die Hände weh thaten, und heulte am Ende wie ein altes Weib, daß ich nicht muthig genug bin, zu thun, was ich schon tausendmal thun wollte: in die weite Welt

zu gehen. So währte es fort, bis denn endlich der Holzknecht mich auffand, und mir über meine Wildheit den Text las.

Da nahm ich mir vor, an dich zu schreiben, ließ mir Papier u. s. w. bringen, und sage dir nun, daß ich dich noch immer mehr liebe, als alles in der Welt. Ich bin nun schon über sechs Jahre bei meinen Eltern. Wir, ich und sie, arbeiten uns matt und müde, für nichts und wieder nichts, und mein Leben geht darüber verloren. Sie wälzen den schweren Stein mühsam den Berg hinauf, und ich rolle ihn mit einem tüchtigen Stoße wieder hinab. Unsre Herzen, unsre Liebe, unsre Freuden liegen darunter, und werden zerquetscht. Da greifen sie alles mit spitzen Fingern an, und thun alles, als könne es mit dem Leben nie ein Ende nehmen. Fasse ich denn einmal irgend etwas, z. B. einen ausgemachten Spitzbuben, mit der Faust (wie das seyn muß und soll), so schreien sie Zeter! Mein Vater ladet in eine Büchse drei Körner Pulver und Dunst; nun schießt er nach Adlern, nach Löwen, und sagt: mein

Sohn, das heißt geschossen! Sie lesen in keinem Buche, wenn die Blätter nicht mit Gold auf dem Schnitte verklebt sind, und das Aufklauben der Blätter (das mich schon heiß macht, wenn ich nur daran denke) ist ihnen gerade das Beste an der Sache. —

Da sollte ich in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und mein Vater gab mir alle Mémoires, die er hat, zum Studieren: gerade, als wollte man einem Lust machen Soldat zu werden, und ließe ihn alle Tage zusehen, wenn ein Paar arme Teufel Spießruthen laufen! Als ich sagte: ich könnte so ein Dutzend Schelme todtschießen, wie die Sperlinge, wenn ich unter ihnen leben müßte, und als ich den Schuster, der in Mailand, oder wo es sonst war, die Banditen mit einer Windbüchse todtschoß, einen großen Mann nannte; da lächelte mein Vater, und sagte: „ich hoffe, das ist dein Scherz, lieber Sohn! Man muß aber auch nicht einmal im Scherz etwas Auffallendes loben; sonst bringt man sich in den Kredit, daß man wohl selbst etwas Auffallendes thun könnte.“

So geht es mir, Eduard! Da hätte ich mich anderthalb Zoll tiefer verbeugen sollen, sagt meine Mutter. Oder: „der Dame hättest du wohl eine Feinheit sagen können; denn du weißt nicht, wie eitel die Damen sind, und wie wichtig zum Poussiren eines jungen Menschen."

Ich denke, antwortete ich verwundert, von dem weiblichen Geschlechte besser, als Sie selbst, liebe Mutter. Auch Sie sind ja ein Frauenzimmer.

„Ah, l'ingenu!" erwiederte sie freundlich; „mir brauchst du nicht zu schmeicheln!"

Sag, Eduard, ist das erhört? — Und da war eine Ordnung vom Morgen bis zum Abend, in die ich mich schicken sollte, und bei der ich hätte toll werden mögen. Onkel Heinrich las mir in einem Briefe derb den Text, daß ich nicht wollte; er sagte: ich wäre so hochmüthig, wie meine Eltern. Nun gab ich mich hin, ließ mich dressiren, wie ein Falke, und gewann mit meinem besten Willen weiter nichts, als einen grimmi-

gen Haß gegen dieses Zuchthaus, die große Welt. Gerade in dem größten cercle vergaß ich am leichtesten, wo ich war. Kurz, ich fühlte, daß es mit mir und meinen Eltern zum Bruche kommen müßte. Dazu kam es für's erste nicht: sie gaben die Hoffnung nicht auf, mich zu gewinnen; doch wir quälten einander fruchtlos. Ich sollte als Sekretair in dem Departement arbeiten. Man nahm mich aber wieder heraus, und that wohl daran; denn ich konnte für nichts mehr stehen.

Nun sollte ich als Kammerjunker an den Hof. Ich will nicht! sagte ich zu meinen Eltern derb; und zu meinem Onkel, dem Hofmarschall, weil der mich durch sein eiskaltes Lächeln eine ganze Stunde lang gestachelt und gequält hatte, noch derber. Jetzt flogen mir aus allen Gesichtern die kalten scharfen Pfeile eines lächelnden Hohns entgegen. Jede Klage über ungerathene Kinder in ganz Europa wurde mit einem Seufzer auf mich angewendet. War von Undankbarkeit, oder den Rasereien, den verächtlichsten Ausschweifungen eines jungen Menschen die Rede, so

wendeten sich die Augen meiner Eltern und meiner beiden Schwestern auf mich. Wurde das Wort Niederträchtigkeit bei einer Handlung genannt, deren nur der elendeste Mensch fähig seyn kann, so sagte mein Vater, mit einem schnellen Niederbeugen des Kopfes und einem verachtenden Lächeln: „ja, es ist seltsam, daß gewissen Gemüthern ein gemeiner Sinn, eine natürliche Niederträchtigkeit anhängt! Sie sind nicht fähig, ihre Blicke über sich zu erheben; sie suchen und finden alles unter sich. Anfangs stand ich dabei so starr, wie Loths Frau; doch mußte ich meine Schwestern ein wenig zurecht weisen, als sie es sich zuweilen herausnahmen, über unsre Oheime zu spötteln, besonders über das Zollschreiber-Patent, das ihnen bei dem allen so fürchterlich ist.

Endlich war es mit meiner Geduld zu Ende. Lache, wie du willst, Eduard — ich meine es auch in der Feindschaft ehrlich. Also brach ich denn, weil es nun einmal nicht anders war, recht ordentlich los, sagte aber nicht mehr, als was ich meinte; sie sagten,

wie ich erst hinterher merkte, mehr, viel mehr, als sie meinten: sie droheten mit Enterben. Nun packte ich ein (müde war ich des Handels schon lange recht sehr), und bewarb mich um eine Försterstelle, weil ich die Jagd liebe, oder auch um die Stelle eines Bereiters bei dem Fürstlichen Stalle.

Das wird bekannt, wie natürlich, und meine Eltern erfahren es. Da stürzt mein Vater in mein Zimmer, wo ich mit Briefschreiben beschäftigt bin; er schlägt die Arme über die Brust, sieht mich verachtend an, bleibt so stehen, und sagt endlich: o, du Niederträchtiger! Meine Mutter kommt, und ruft: sag ja nicht wieder, daß du mein Sohn bist! Meine Schwestern kommen, mit Schnupftüchern vor den Augen, und die älteste sagt: deine unerhörte Niederträchtigkeit wird uns unglücklich machen!

Was giebt es denn nun wieder? frage ich kalt. Als ich höre, daß sie über meine Bewerbungen um eine Försterstelle so aufgebracht sind, da lege auch ich die Arme

über die Brust, wie mein Vater, und sage kalt: aber soll ich denn verhungern, oder bei meinen Verwandten um Almosen betteln? Sie wollen mich enterben, worein ich mich auch ergebe; Sie kündigen mir überdies an, daß ich in vier Wochen das Haus verlassen soll. Nun, meine Sachen sind schon gepackt: bleiben muß ich irgendwo. — Doch ich mag dir den häuslichen Sturm, mit Hagel, Blitz und Donner, nicht schildern. Ich blieb. Man gab nun zwar die Idee auf, mich an den Hof zu bringen; doch um so stärker haßte man mich. Was ich liebte, verwünschte man; was ich verwünschte, wurde gelobt, nicht, weil man jenes haßte und dieses liebte, sondern, weil man mich kränken wollte. Es waren meine Eltern: das nagte an meinem Herzen! Ich ging zu meinem Vater, und hatte mich, gegen meine Gewohnheit, ordentlich vorbereitet, wußte also, was und wie ich es sagen wollte. Und nun, Eduard, redete ich, daß es mich selbst erschütterte. Ich bat nicht um Liebe, nicht um Aenderung: die hätte nur ein

Narr hoffen können; ich bat nur: sie möchten mir erlauben, daß ich mich entfernte; geben könnten sie mir, was sie wollten, allenfalls auch gar nichts.

„Es ist wahr, mein Sohn," sagte mein Vater, wirklich bewegt: „wie du die Sachen stellst, schicken wir uns nicht für einander."

Schicken? bloß nicht schicken? Sie werden mich am Ende hassen, wie Ihren Feind, wenn es so fortgeht!

„Wir werden immer deine Eltern bleiben, wie du, hoffe ich, unser Sohn, und nie die Gränzen des Anstandes übertreten."

Aber aus unsern Herzen wird sich die Liebe, und alles, was gut ist, verlieren! Bin ich fern von Ihnen, so werden Sie mir Ihre Liebe wiederschenken, guter Vater.

„Es geht nicht; wir würden Aufsehen machen! Was würde die Welt dazu sagen!" —

Ich kniete vor ihm nieder, sagte ihm, daß ich nicht für die Folgen stände, die es haben könnte, wenn wir so fortleb-

ten; und doch sähe ich, daß wir so fortle-ben müßten, wenn ich nicht ginge.

Warum müßten wir denn? fragte meine Mutter. Es steht ja bei dir, ob wir anders leben sollen.

„Du darfst nur die Hof-Carriere machen," sagte mein Vater, und legte gütig die Hand auf meine Schulter.

... und dein bisheriges Benehmen desavouiren, setzte meine ältere Schwester ungeduldig hinzu.

Ich weiß wohl, warum er so gern fort will! sagte die jüngste.

Warum, Schwestern? Das will ich euch sagen. Um nicht dies Herz, worin meines Vaters Blut fließt, mit Haß gegen euch zu füllen, da auch Ihr das Blut meines Vaters in euren Adern habt. Begreift Ihr denn das nicht?

Man lächelte. „Das wird sich ja finden, mein Sohn!" war die ganze Antwort.

Es fand sich nicht, so viele Mühe ich mir auch gab, Geschmack an dem Wesen zu

bekom-

bekommen. Ich fuhr, ich ging, ich ritt, lief aus einem Hause in das andre, und hatte, da ich das Ding nun einmal so nahm, Tollheit genug, etwas witziger zu seyn, als die meisten. Man nahm meine Satiren für Spaß, meinen Grimm für Lustigkeit. Sieh, ich wollte mich auch mit aller Gewalt in irgend etwas am Hofe verlieben, und hängte mich daher ein wenig an eine Tochter des Oberstallmeisters, weil sie mir unter allen den gemahlten Gesichtern noch am besten gefiel. Mein Onkel sagte zu meinem Vater: ich nähme mich superieurement gut, da ich den Satiriker machte. Der Weg, den ich einschlüge, wäre zwar ungewöhnlich und eine steile Leiter, führte aber am schnellsten zum Ziele. Die Fürstin hätte schon von mir gesagt: ich wäre ein amüsanter Mensch. —

Um diese Zeit besuchte ich die Oheime einmal auf einige Tage. Da sagte Ludwig: „ich wollte, Alexander, du stelltest dich im Geiste zuweilen zwischen die beiden Särge deiner Eltern; dann würde dir vieles leicht werden, was dir jetzt unmöglich scheint."

Heinrich sagte: „was verlangt man denn von dir, du Unbesonnener? Nichts, als eine Rolle zu spielen, und Spaß zu machen. Ich könnte mich ordentlich darauf freuen, wie ich steigen, und dann mit Anstand wieder fallen wollte. Vormittags würde ich ein Philosoph, und Nachmittags ein Hofmann seyn. Ich habe einen Kammerherrn gekannt, der sein Leben zwischen den Hof und seinen Taubenschlag theilte. Er trug, wenn er seinen Tauben die Cour machte, um den schön frisirten Kopf einen großen hohlen Helm von Drath, und nahm ihn ab, wenn er an den Hof fuhr. Es läßt sich alles vereinigen. Man kann am Hofe ein Irokese seyn, wenn man Lust dazu hat. Auch ich habe drei Jahre lang an einem Hofe gelebt, und . . .“

Du an einem Hofe? fragte Ludwig.

An einem Hofe? Sie? fragte die Base.

„Ja, allerdings, und zwar nicht als der Letzte.“ Er holte zu unser Aller Erstaunen sein Patent hervor. Richtig! er hatte bei einem regierenden Reichsgrafen den Hofmarschall gemacht.

Du? fragte Ludwig, und erstaunte immer mehr: was thatest du denn?

„Was ich that? Ich beredete meinen Herrn, der wohl kaum so viel einzunehmen hatte, wie ich, den ganzen Hof Ludwigs des Vierzehnten im Kleinen nachzuahmen. An Ceremonien ließ ich es nicht fehlen, so daß sie Alle vor langer Weile beinahe starben; nur ich nicht: denn ich hatte meinen Spaß vollauf. Wie gesagt, ich möchte an Alexanders Stelle seyn!" — Nun erzählte er uns von seinem Hofleben so seltsame Dinge, daß wir nicht aufhören konnten zu lachen, die Base ausgenommen, deren Vater selbst Kammerjunker, oder so etwas, gewesen ist.

Die Oheime hatten nicht vergebens mit mir gesprochen. Ich erklärte meinen Eltern, sobald ich wieder zu ihnen kam, daß ich mich ergeben, und zugleich, daß ich die Tochter des Oberstallmeisters heirathen wollte.

„Des Oberstallmeisters? Alexander, du bedenkst nicht . . .! Der Schwiegersohn des Oberstlieutenants, seines Bruders, war in Wien der Bevollmächtigte des * * schen

Hofes, bei dem Rechtsstreite über Barleben. Unser Hof verlor den Prozeß. Der arme Oberstallmeister war zwar nicht Schuld daran, und sein Bruder, der Obristlieutenant, eben so wenig; allein — der Bevollmächtigte ist und bleibt nun doch einmal sein Schwiegersohn! Eine Verbindung mit diesem Hause würde dir also schaden. Das ist Eins. Aber zweitens. Der Oberstallmeister hat sieben Kinder; das Vermögen . . ."

Daß ich sie heirathe, ob sie gleich nicht reich, und ihr Vater in Ungnade ist, wird sie mir um so höher anrechnen.

„Welche seltsame Grillen! Drittens ist der Minister böse auf ihn. Man wollte den Stallbedienten, ich weiß nicht was, entziehen. Der Oberstallmeister machte einen éclat . . ."

Desto besser! also ist er ein ehrlicher Mann, der Muth hat!

„Desto schlimmer! nur zu vielen Muth! Eben deshalb steht er ja längst auf der Kippe. Er redet zu laut, zu dreist!" —

Kurz, Eduard: viertens und fünftens

hatte sein Stallschreiber den Sekretair des Mignons beleidigt, sein Friseur den Friseur des Ministers, und mehr dergleichen. Endlich sagte mein Vater: „ich bedaure, mein Sohn; aber lieber will ich dich auf eine andere Weise employirt sehen, als unter dieser Bedingung. Hoffe nicht auf meine Einwilligung! Ich sehe es nicht einmal gern, daß du so oft in das Haus gehst."

Mir fielen jetzt Oheim Heinrichs Erzählungen ein, und ich sagte ganz lustig: der Teufel! so ein Friseur ist doch ein bedeutender Mann! Er hindert mich am Heirathen!

„Oft bedeutender, als du glaubst!" sagte mein Vater fein. „Hast du denn in der Staatengeschichte gar nicht bemerkt, daß die Triebfedern der wichtigsten Begebenheiten oft sehr unbedeutende Personen sind? . . . Das zieht sich vielleicht wieder zu; aber darauf hin läßt sich nichts wagen. Kurz, es geht nicht, weil es auffallen würde."

Ich fing nun an, mich von aller Gesellschaft zurückzuziehen. Man schrieb das meiner unglücklichen Liebe für das Mädchen zu,

das man mir abgeschlagen hatte; und so erlaubte man mir, eine Zeitlang auf dem Lande zu leben.

„Sehen Sie wohl?“ sagte der Hofmarschall zu meiner Mutter triumphirend, zwar flisternd, doch laut genug, daß ich es verstehen konnte: „er giebt sich! er giebt sich! Ich sagte es ja! Der Hof zieht unwiderstehlich an. Dieser heiße junge Mensch bringt seine Leidenschaft so geduldig zum Opfer. Auf Ehre! das hätte ich ihm kaum zugetrauet!... Siehst du, Bruder? unsre Plane reifen. Laß ihn etwa einen Monat; dann arrangiren wir eine Partie mit der Roßberg. Sie ist hübsch, sehr witzig, die einzige Erbin ihres Onkels, und die Tochter des Ministers. Wenn dann einmal Alexander das Vermögen seiner Oheime, das meinige, und die Roßbergischen Güter zusammenbringt, so ist er ja wahrhaftig einer der reichsten Leute in Deutschland. Und dann höher hinauf, immer höher! Wenn du ihm das nur einmal so recht vorstellteſt, lieber Bruder!“

Mein Vater stellte es mir wirklich so

recht vor. Nun ist aber das Fräulein von Roßberg (wenn sie sich nicht angefärbt hat) ein bleiches, hohläugiges Ding. Ihr rühriger Kopf sitzt auf einem langen Halse, der wie eine Säule mit Hohlkehlen aussieht; ihre Brust ist platt, die langen Arme sind kalt und naß anzusehen. Uebrigens steckt das schnippische Ding über und über voll der bösartigsten Launen, ist hochmüthig auf Schönheit, Talente, Reichthum, auf die Allmacht ihres Vaters, dem jeder schmeichelt, und obendrein so verschwenderisch, daß sie einen Fugger arm machen könnte.

Das alles sagte ich meinem Vater; er legte mir aber einen Finger auf den Mund, und wir schwiegen Beide. Bald nachher tritt mein Oheim mit dem ganzen Stolze seines Ranges vor mich hin, sagt ein langes Register von den Vorzügen der Roßberg her, und zeigt mir die glücklichen Folgen einer Verbindung mit ihr. Als Köder steckt er das Fräulein selbst auf die Angel; er versichert mir: sie habe ihm noch gestern gesagt: Ihr Neffe ist ein sehr angenehmer junger Mann.

Ich mag sie nicht! sagte ich, so trocken als möglich, um den Hofmarschall in Zorn zu bringen.

„Ich mag sie nicht! ich mag sie nicht!" wiederholte er. „Kannst du sie denn schon bekommen? Meinst du, das Fräulein wolle ausgeboten seyn?"

Ausgeboten oder nicht ausgeboten — ich mag sie nicht! sagte ich noch trockner.

„Du könntest mich auf den Einfall bringen," sagte er mit einem scharfen Blicke auf mich, „daß ich sie möchte. (Ich schwieg.) „Hm!" fuhr er listig fort, „ich muß leider gestehen, daß ich eine Unterhandlung angefangen habe, dir das Fräulein zu verschaffen. Indeß es sind schwere Bedingungen, die erfüllt werden sollen!"

Ich mag sie nicht! sagte ich wieder; denn, Eduard, den Teufel kann man los werden, wenn man betet, einen Engel, wenn man flucht: dieser Hofmarschall aber dünkt sich so fein, daß er jeden Menschen gefangen zu haben glaubt, er mag sich auch sträuben, wie er will. Man muß grob seyn —

nicht gegen ihn (das erträgt er wie gar nichts), sondern gegen den Minister, oder den Liebling des Fürsten: dann kommt man von ihm los. Ich mag sie nicht! Was kümmert mich ihr Vater! sagte ich deshalb ganz trocken.

„Zum Teufel!" fuhr er auf, und erröthete schon, doch erst nur am Halse; „wer bietet sie dir denn an? So weit sind wir noch nicht. Man verlangt, daß deine Oheime dich zu ihrem Erben einsetzen sollen. Dann mein Vermögen dazu (denn dir zu Liebe habe ich mir keine Gemahlin genommen)! Und Fräulein Roßberg ist die einzige Tochter; auch erbt sie einmal von Oheim und Tante! Du würdest ja wahrhaftig ein kleiner Fürst!"

Ich liebe das Kleine nicht, fiel ich ein; und auch das Fräulein ist mir zu klein, zu häßlich, zu spielsüchtig. Kurz, ich mag sie nicht.

Jetzt erröthete er noch mehr, bis an die Ohren hinauf; er wollte sich aber nicht aufbringen lassen, und ging auf eine kleine Weile an das Fenster. Dann kam er zu-

rück, hielt den goldnen Stockknopf unter das Kinn, lächelte fein, und sagte: „willst du mich wohl eine Minute reden lassen, mon neveu, ohne irgend ein Wort zu sagen? Aber nicht ein einziges Wort!" Ich versprach das. Nun hob er listig an: „du weißt, daß einem Hofmanne nichts über die Ehre geht, und, ich will hoffen, daß du glauben wirst, auch einem Cavalier."

Ich glaube sogar: einem jeden rechtschaffenen Menschen.

Er erwiederte nachlässig: „meinetwegen auch das!" Ich sah ihn starr an, und da er sein Kinn noch immer auf dem Stockknopfe ruhen ließ, so fiel mir ein: das ist ein bloßer Kopf, der mit dir redet! Die Idee wurde bei mir immer lebhafter, und ich hörte nun sehr aufmerksam zu.

„Also, ich habe mit Sr. Excellenz gesprochen, und Sie haben den Plan nicht weggeworfen, sondern Sich vielmehr darauf eingelassen. Wenn du nun die Sache so wegwürfest, mon neveu, so wäre ich kompromittirt, und du zwängest mich zu etwas,

woran ich nur ungern denke, was ich dann aber doch nothwendig thun müßte: dir mein Vermögen zu entziehen. Wolltest du das Fräulein nicht, so müßte ich es heirathen." (Und hätte es mein Leben kosten sollen — hier mußte ich dem Kopfe auf dem Stocke laut in's Gesicht lachen.) „Wie es scheint," fuhr er sehr befremdet fort, und stieß den Stock, aber nur ganz leise, auf den Boden — „ist dir das gleichgültig. Auf das Wort eines Cavaliers! ich rede in Ernst. Und also frage ich denn: willst du das Fräulein?"

Ich mag sie nicht! sagte ich im vorigen Tone, und gratulire Ihnen also, mon cher oncle.

„Nun, so muß ich dir denn noch sagen, daß du hier verloren bist; denn der Minister wird das ressentiren."

Das mag er thun! Ich frage nichts nach dem Minister; denn ich kann ihn nicht leiden, weil ich ihn nicht achten kann.

„Schweig, Unglücklicher!" rief er hier zornig; „ich habe nichts gehört!" und da-

mit sprang er zur Thür hinaus. Als ich Abends zu Tische kam, war alles still, kalt, verlegen. Man sprach mit mir keine Sylbe, und vermied es sogar, mir zu antworten. Darf ich wissen . . .? fragte ich endlich Französisch. „Dein Oncle," antwortete mein Vater, „soll hier wenigstens vor den Ungeschliffenheiten eines jungen Menschen sicher seyn." — Man blieb kalt gegen mich, bis denn mein Vater mir vor drei Tagen ankündigte, daß ich mit nach **r reisen sollte. Wir fuhren erst noch auf ein Paar Tage hieher, und meine Eltern reis'ten weiter, um mich dann hier abzuholen. Ich begab mich, sobald sie fort waren, in mein liebes Waldhaus.

Ach, Eduard, da sah ich die Nahmen, dachte an unsre Jugend, und konnte nicht mehr lachen! Doch nun habe ich mich wieder heiter geschrieben. Könnte ich sie nicht Alle reden lassen, wie Köpfe auf Stöcken, wie Cicero's-Köpfe, die auf Messen und Märkten für Geld gezeigt werden, und mit denen man ja wohl zum Scherz einmal

spricht? Aber, denke ich dann wieder, das Leben geht darüber hin! Und werden sie nicht, wenn es lange so fortdauert, ihr ätzendes Gift in meine Brust gießen?

Ich möchte mich auf ein Pferd werfen, und mit gegen die Türken zu Felde gehen. Fiele ich, nun so wäre es vorbei. Hier muß ich mein Leben vergrollen. Sie quälen mich durch Nadelstiche zu Tode; und dagegen ist doch die tödtliche Wunde von einem Damascener-Säbel gar nichts. Es sind meine Eltern: das sage ich mir tausendmal. Aber muß ich mich als Sklaven verkaufen lassen, gleichviel, ob an einen Pflanzer zu schwerer Arbeit, oder an ein Weib, zu dem noch schwereren Müßiggange? O, es sind harte Menschen, welche die Fessel um die Hände der armen Schwarzen schmieden! Aber was sind denn die, welche Herzen und den unsterblichen Geist in Fesseln des Hasses, des Unmuths schlagen, und zwar auf das ganze Leben? Sag, Eduard: läuft das nicht auf Eins hinaus? und muß ich mich darein ergeben, weil es meine Eltern sind, die so an mir handeln wollen?

## Zweiter Brief.

* * r.

Alle deine Wunder, lieber Eduard, kenne ich nun aus eigener Erfahrung. Ich lebe in einem bezauberten Lande. Daß ich ein Narr bin, weiß ich sehr wohl, und ich mache mich auch genug darüber lustig, oder schäme mich, daß ich bis an die Ohren roth werde; aber das hilft mir zu nichts: ich stehe da wie ein Knabe, und behorche meine eigenen Seufzer; ja, ich mache sogar Verse, und nenne ein sterbliches Mädchen eine leibhafte Göttin. Wohl hundertmal sage ich zu mir selbst: „was ist es denn? Ein Paar frische Wangen mit Grübchen darin, ein Paar große Augen mit braunen Bogen darüber, ein lächelnder Mund, und über das alles der liebliche Glanz der Jugend gezogen, wie ein lichter Schleier!" Doch was hilft es mir, das zu sagen! Da sitz' ich vor den Augen des Mädchens, und starre hinein, wie in zwei milde Sonnen, und möchte den Athem wegfangen, den ihre Lippen verhauchen.

Wo ich auch seyn mag, klingt ihre Stimme in meinen Ohren, wie eine Zaubermusik. Meine Augen zählen ihre Schritte, und staunen bei jeder Bewegung ihres Arms, oder auch nur ihrer Finger, als wäre sie eine Bildsäule gewesen, und als hätte eine Gottheit Leben in sie gegossen. Mit einem Vergnügen, das freilich toll und närrisch seyn mag, sich aber doch himmlisch durch mein ganzes Wesen ergießt, fasse ich das Halstuch an, das sie auf eine Stuhllehne gehängt hat; bebend vor Entzücken lege ich meine Finger auf einen ihrer Handschuhe; und — magst du es glauben oder nicht – könnte ich das Tuch oder den Handschuh unbemerkt wegbringen, ich würde ein Dieb darum.

Daß dieser närrische Zustand Liebe ist, weiß ich, und daß ich darauf fluche, wie unsinnig, kannst du mir glauben. Da renn' ich nach dem Thore, und schwöre, mich von der Narrheit frei zu machen. Ich trete auf, als wollte ich die Steine unter mir stampfen, und haue mit meinem Stock in die Luft, als hätte ich mit Geistern zu fechten.

Draußen vor der Stadt schüttle ich mir Kopf und Brust ein wenig frei, und sage: ich will nicht! Doch eh' ich es mir versehe, bin ich aufgelös't in die weichsten Gefühle; meine Augen sind wie die Augen eines kleinen Mädchens, das so eben weinen will, und ich sage in dem schmerzlichen Tone eines leidenden Kindes: ach, Lotte! Lotte! Nun fange ich an, ein Liedchen zu brummen, das sie gesungen hat, werfe mich in das Korn, oder hinter einen Busch, wie ein Bettler, mustre ihren Anzug, untersuche recht ernstlich, in welchem Kleide ich sie am liebsten sehe, und finde am Ende, daß sie in einem gerade so reitzend ist, wie in dem andern. Ich wollte dann darauf schwören, sie esse nicht, sondern trinke nur den Thau des Himmels, wie eine Blume, oder nähre sich von Blüthensäften. Ihren Vater beneide ich, und wäre lieber an seiner Stelle, als auf einem Königsthrone, bloß darum, weil er sie vom Morgen bis zum Abend sehen kann.

Ich treibe gar tolle Dinge. Abends lauf' ich aus dem Schauspiel, oder von einem

Balle weg, stelle mich an einen Laternenpfahl, ihrem Hause gegenüber, und horche nach ihrer Stimme, oder hoffe auf ihren Schatten. Fliegt dann etwas, das ich für ihren Schatten halte, über mein Gesicht, so ist mir — ja, wahrhaftig! wie dem Kranken gewesen seyn mag, der durch den Schatten eines Heiligen gesund wurde. Der Nachtwächter auf der Straße kennt mich und meinen Stand; er glaubt, ich sehe nach den Sternen, und lacht darüber. Wie würde er erst lachen, wenn er wüßte, daß ich nach dem Schatten eines Mädchens sehe! — Ich habe mir ein Verzeichniß aller der Bekannten gemacht, die sie zuweilen besucht; und geht sie aus, so bin ich meistens, den Hut in die Augen gedrückt, und in einen Mantel gehüllt wie ein Bandit, hundert Schritte hinter ihr, und freue mich über die edle Gestalt, und die reitzende Leichtigkeit ihres Ganges. In der Kirche sitze ich ihr gegenüber, und sage: wenn sie doch immer betete! Lacht sie im Schauspiel, so möchte ich sie immer lachen sehen; und wird ihr Auge

bei einer rührenden Scene benetzt, so wünsche ich nichts mehr, als unter einer bedauernden Thräne von ihr zu sterben.

Du siehst, Eduard, wo es mir fehlt. Ich bin bis über den Kopf verliebt, und weiß doch selbst nicht, wie ich es geworden bin. Knall und Fall ist es nicht gekommen, allmählich auch nicht; und was daraus werden soll, weiß ich gar nicht zu sagen. Jeden Abend, wenn ich von meinem Schattenspiel an der Wand zurückkomme, schwöre ich: sie soll mein werden! Erwache ich dann Morgens, so sage ich: du bist ein Narr, Alexander, und mußt den dummen Handel endigen. Ich nehme mir vor, nicht wieder hin zu gehen, und pfeife mir eins, ganz lustig und munter. Dann aber fange ich an zu vergleichen: der heitre Himmel ist nicht so blau wie ihr Auge; die Rose in meinem Fenster nicht so schön, wie ihre Wange; das Mädchen dort, so reitzend man es auch findet, ist doch gar nichts gegen Lotten. Nun entsteht in meiner Brust eine Unruhe, ein Kampf; ich heiße aber nicht umsonst Alexan-

der. So nehme ich denn muthig die Feder, setze mich an den Schreibtisch (ich bin jetzt Forstmeister, mußt du wissen), und sage: vor zwei Uhr nicht von der Stelle! Und wenn sie da drüben am Fenster wäre: ich will arbeiten!

Aber wie lange währt es? Bald sage ich gähnend: es ist ein sehr schöner Morgen! Da lege ich die Feder hin, werfe mich schnell in die Kleider, und nehme mir kaum so viel Zeit, meinem Abschreiber (den meine Eltern meinen Sekretär nennen) zu sagen, was er thun soll.

Ei! denk' ich auf der Straße: ich will nordwärts gehen, gar nicht in die Gegend der Stadt, wo sie wohnt. Aber auf einmal — ich weiß selbst nicht, wie ich dahin komme — bin ich vor ihrem Hause, schleiche unter ihren Fenstern vorüber, als ginge ich auf Eiern, und habe nicht das Herz, hinauf zu blicken. Mit der Tochter des Oberstallmeisters war es anders. Der konnte ich frei in's Gesicht sehen; und hätten meine Eltern gewollt, ich würde zu ihr gegangen seyn, und

ihr ohne Umstände gesagt haben: ich liebe Sie, Fräulein. Aber diese Lotte? Vor der steh' ich schweigend da, wie vor der geheiligten Majestät des mächtigsten, größten, edelsten Menschen, oder wie vor einem heiligen, höheren Wesen. Ich habe schon oft gedacht: wenn sie dich mit dem Lächeln der Zärtlichkeit anblickte, und zu dir sagte: ich liebe dich! — was würdest du thun? Antwort: ich würde ihr zu Füßen fallen, und vor Entzücken sterben! — Lächle du immerhin; ich lache selbst: aber dennoch ist es so.

Aus meinem Geschreibe wirst du wohl sehen, daß ich ein Narr bin, aber nicht, wer die Lotte ist, die mich dazu gemacht hat. Also muß ich dir den ganzen Handel ordentlich erzählen. Du weißt, wie mich die Kunst und gute Künstler anziehen. So suche ich denn hier die Bekanntschaft eines jungen geschickten Mahlers. Unsre Freundschaft ist bald geschlossen. Ich lasse mich weiter von ihm unterrichten, und gehe oft zu ihm. Eines Morgens ist er sehr verlegen, und wird mit jeder Minute ängstlicher. Ich frage, was

ihm fehlt. Seine Angst nimmt sichtbar zu; und endlich stößt er mit dem Tone der Verzweiflung heraus: ich bin ein unglücklicher Mensch! Meine Ehre ist hin! hin ohne Rettung! Ich verspreche ihm Hülfe, wenn er sich mir entdecken will. — Er hat die Tochter eines Obersten gemahlt, und schon vor einigen Wochen zweihundert Thaler zu einer reichen Fassung bekommen. Sein Schwager kann sich mit dieser Summe aus einer unvermutheten Noth erretten. Der Mahler giebt ihm das Geld, in der Hoffnung, es zur gehörigen Zeit erstatten zu können. Nun werden ihm aber einige Summen nicht bezahlt, auf die er rechnet. Die Fassung ist schon fertig; doch der Künstler, der sie gemacht hat, will sie ohne Bezahlung nicht weggeben. Heute wird die Tochter des Obersten verlobt, und das Porträt ist zu einem Geschenk für den Bräutigam bestimmt.

Hier ist das Geld, sagte ich, und zählte ihm vierzig Louisd'or auf, die ich glücklicher Weise in der Börse hatte. Der Mahler wurde durch den schnellen Uebergang von der

quälendsten Angst zur Rettung ohnmächtig, und konnte, als er sich erholte, vor Mattigkeit nicht aus der Stelle. So mußte ich denn selbst nach dem Porträt gehen; denn die Stunde, wo es abgeliefert werden sollte, war ganz nahe. Ich komme, mit einer Zeile von des Mahlers Hand, zu einem alten Manne mit einem finstern Gesicht, in einem Zimmer, dergleichen ich nie gesehen hatte. Hier standen Uhren, dort Globen; hier hingen Zeichnungen, dort ein Paar Gemählde; auf dem Fußboden waren Gipsfiguren aufgestellt, und im Winkel ein chemischer Ofen; kurz, überall gab es Maschinen, Werkzeuge, Kunstarbeiten zu sehen. Der Alte fragte mich, wer ich wäre. Um nicht etwa in die Sache gemischt zu werden (denn der Oberst ist ein Freund unseres Hauses), gab ich zur Antwort: ich wäre ein Mahler, und hieße Schlag. Der Alte zog mich an, besonders durch seine Art sich zu benehmen. Ich liebe einen Künstler, der aus sich selbst schöpft; und daß er ein solcher war, sah und hörte ich: auch wurde es mir nachher von meinem

Freunde bestätigt. Am folgenden Morgen gehe ich wieder zu dem alten Lemme (so heißt mein Tausendkünstler.) Er freuet sich, bei mir so viele Theilnahme an seinen hundert Planen zu finden. Du kennst ja meine Vorliebe für alle mechanische Künste, und der Mann hat in der That erstaunliche Talente. Er soll einmal sehr reich gewesen seyn, und ist jetzt arm, vielleicht ärmer, als er glaubt. Zu seiner Beschäftigung hat ihn der Einfall, ein perpetuum mobile zu erfinden, gebracht. Zwar gab er diese Idee nach einigen mißlungenen Versuchen wieder auf; allein nun hatte er einmal Geschmack an mechanischen Arbeiten bekommen: er verfertigte Uhrwerke und künstliche Schlösser, wurde Goldschmidt, Chemiker, Tischler, Astronom, Glasschleifer, Juwelirer, und noch manches andre. Kurz, er machte alles, wußte alles, hatte alles; aber sein Vermögen ging darüber zu Grunde, zumal da er gewohnt war, gut zu essen und zu trinken, ja, auch einen Ueberrest seines vorigen Glanzes um sich haben mußte, wenn ihm wohl

seyn sollte. Ich war schon zehnmal bei ihm gewesen, ohne mehr von ihm zu wissen, als daß er ein Tausendkünstler wäre. Nun zeigte er mir eines Nachmittags ein neues Saiteninstrument, das er erfunden hatte: eine Art von Harfe. Ich wünschte, es spielen zu hören, und er rief in ein andres Zimmer hinein: Lotte!

„Herr Schlag!" sagte er zu seiner Tochter: „der junge Mahler, von dem ich dir erzählt habe. Er will das Instrument gern hören. Spiele doch einmal!" Sie verbeugte sich, und spielte. Das Instrument hatte in der That einen sehr schönen Ton, und ich konnte es mit gutem Gewissen als vortrefflich loben. Eine Flöte, sagte ich am Ende, müßte sich dazu noch ganz anders ausnehmen, als zu einer Harfe. „Blasen Sie die Flöte?" fragt er, und bringt mir eine, wieder von seiner eignen Erfindung. Ich lerne den Gebrauch der Klappen bald, und soll nun das neue Instrument begleiten. Der Alte ist entzückt über mein Vergnügen an seinen Erfindungen, und bittet mich, den

Abend bei ihm zu bleiben. Ich nehme die Einladung an, und spreche, wie gewöhnlich, fast immer nur mit ihm. So gehe ich oft hin, und bleibe zum Essen, ohne mich viel um die Tochter zu bekümmern. Natürlicher Weise suche ich den Alten auf eine gute Art für das zu entschädigen, was ich bei ihm genieße; das hätte aber der stolze Mann beinahe übel genommen. Er sagt am Ende: „nun, Sie sollen nicht umsonst hier seyn! Mahlen Sie mich und meine Tochter!"

Und jetzt, Eduard, geht das Elend an. Da sitze ich mit den Pastellstiften in der Hand, Lotten gegenüber, und habe die Augen fest auf sie geheftet, um mich erst mit ihrem Gesichte recht bekannt zu machen. Ich bemerke, daß sie schöne Augen, eine schöne Stirn, einen schönen Mund hat, kurz, daß sie sehr schön ist; und je länger und öfter ich sie ansehe, desto schöner wird sie. Beim zweiten Sitzen finde ich sie noch viel schöner, und so immer weiter. Das Mahlen währte lange; denn der Alte ließ uns nach jeder halben Stunde etwas Fröhliches spielen,

„damit," sagte er, „Lottens Gesicht wieder aufgefrischt würde."

Das Porträt wird endlich fertig. Der Vater findet es zum Sprechen ähnlich; die Tochter meint, ich habe geschmeichelt; und ich? ich glaube, weit unter dem Originale geblieben zu seyn, und nie so schlecht gemahlt zu haben. Lotte sitzt mir noch einmal, weil ich sie auch in ganzer Figur für mich selbst mahlen will; und mit jedem Zuge, den ich auf das Pergament zeichne, drückt sich ihre schöne Gestalt immer tiefer in meine Seele. Dieses Bild vollendete ich nicht. Lotte befand sich nicht wohl, und verlor ihre Farbe; deshalb wollte ich warten, bis sie wieder hergestellt wäre.

Noch immer merkte ich nicht, wie es in meinem Herzen aussah. Daß ich meinen Blick mit solcher Sehnsucht, solchem Verlangen auf das Mädchen richtete, schrieb ich ganz treuherzig meiner Lust am Mahlen zu. Endlich aber fing ich doch an, Augen zu bekommen. Als ich eines Morgens den Alten besuchen will, soll Lotte eben zur Ader lassen,

und scheuet sich davor — die Wahrheit zu sagen, ein wenig kindisch. Ich mußte da bleiben; denn der Vater fürchtete sich fast nicht weniger, als die Tochter. Der Arm wurde aufgestreift, und ich sollte ihn halten. Sieh, Eduard, als ich den schönen runden, blendend weißen Arm so hielt, und als nun Lotte, um nicht den Chirurgus mit seiner Lanzette, oder den Arm zu sehen, ihr furchtsames Auge fest auf das meinige heftete: da merkte ich etwas Heimliches, und zitterte. Und als nun die Ader geschlagen war, und Lotte zwar lächelte, doch immer blässer wurde, und mich immer fester ansah — da pochte mein Herz gewaltig, und ich hätte rufen mögen: o, ich liebe dich bis zum Sterben! Meine Augen schwammen, und ich wußte kaum noch von meinen Sinnen. Ihr Gesicht wurde immer blässer, ihr Lächeln immer schmerzlicher, ihr Auge, das auf mich geheftet blieb, immer matter; und endlich sank sie bleich in meine Arme. Ohne Besonnenheit riß ihr der Vater vor Angst das Mieder auf. Die schöne jugendliche Brust

war jetzt ohne alle Bewegung, und doch strömte aus ihr ein tausendfaches Leben, ein glühendes Feuer, in meine Seele.

Endlich schlug Lotte mit einem leisen Seufzer die Augen wieder auf. So wie ihr Blick die halb offne Brust traf, goß sich die holde Röthe der Scham über ihre bleichen Wangen, und sie hob schnell einen Arm, um den Busen zu bedecken. Auch ich erröthete, und wendete mein Auge ab, bis sie auf den Sofa gebracht war.

Nach einer Stunde sagte sie erschrocken: ich glaube, die Ader ist aufgegangen. Der Vater war außer sich; ich aber streifte ihren Aermel zurück, und machte die Binde los. Sie lächelte, als ich das Blut abwischte, und die Wunde zuhielt, um sie aufs neue zu verbinden. Ich kam glücklich damit zu Stande; aber, Eduard, ich hatte nun selbst eine Wunde im Herzen, die wohl noch lange bluten wird! — Am Ende ging ich wie träumend nach Hause.

Nun erkläre mir, Eduard, wie es zugeht, daß seitdem alles Vertrauen zwischen

mir und Lotten dahin ist. Ich glaube beinahe, daß ich erst von diesem Tage an meine Liebe datiren muß. — Ein Jahr von meinem Leben gäbe ich darum, wenn ich ihren schönen Arm noch einmal so halten könnte! Ich denke sie mir fast immer mit der rothen Binde um den Arm; und dem Amor giebt meine Phantasie, anstatt des Pfeiles, eine Lanzette. Der Himmel sey meinem Gehirne gnädig!

Ich wäre vielleicht noch so ziemlich gut davon gekommen: denn eine stumme Liebe ist ja, denk' ich, auch bald eine vergessene; und stumm bin ich, wie ein Fisch. Auch Lotte ist stumm, wahrscheinlich weil sie auf meinen Lippen und in meinen Augen immer den Anfang einer Liebeserklärung sieht, die ich doch nicht thun darf. Ich sehe sie an, von oben bis unten: das ist alles. Aber nun höre, wie der Teufel sein Spiel mit mir hat! Der Alte kommt auf den Einfall, Lotte soll sich auf den Isolirschemel stellen. Sie tritt erröthend hinauf. Er elektrisirt sie, und sagt zu mir: „Schlag, nun sollen

Sie etwas sehen, das Ihnen gewiß noch neu ist. Treten Sie näher; aber nehmen Sie Sich in Acht, daß Sie Lotten ja nicht berühren! So! Und nun geben Sie ihr einen Kuß; das wird eine närrische Empfindung seyn."

Lotte erröthet, und ich brenne. So wie sich unsre Lippen berühren, fahren sie, von dem elektrischen Funken getroffen, aus einander. Wir sagen keine Sylbe; denn Lotte glühet; und ich? — „Das war nichts!" ruft der Alte. „Bleib stehen, Lotte! Noch einmal!" Sieh, Eduard, nun ist der Teufel in mir geschäftig. Ich soll die schönen Lippen küssen, auf denen der Himmel liegt, und mich doch von dem elektrischen Funken zurückstoßen lassen. Das war mehr, als ich konnte. Indem ich mich ihr nähere, um meinen Mund noch einmal an ihre Lippen zu drücken, berühre ich vorher ihren Rock. So heimlich ich das auch that, so glaube ich doch, daß sie mich ertappte; denn sie lächelte, wurde dabei roth wie eine Betonie, und zog sogar den Kopf ein wenig zurück.

„Lotte," sagte der Vater, „halt ihm doch den Mund hin!" — Und da fuhr denn ein ganz anderes Feuer, als das elektrische, aus ihren Lippen in mein Herz und durch mein ganzes Wesen. Ging es dieses Mal? fragte der Alte. Sie lächelte wieder, und ich schwieg. Aber beinahe hätte ich sie von dem Schemel herunter gerissen, und sie an mein Herz, an meine Lippen gedrückt, die von dem Kusse brannten, und noch immer davon brennen.

Was ist nun zu machen, Eduard? Sieh, wenn ich mir diese Lotte als mein denke; o, dann hebe ich die Arme gen Himmel, und runzle die Stirn darüber, daß ich so glücklich seyn könnte, und es doch nicht seyn soll. Ich gebe alle Hoffnung auf, und drücke dabei den Pfeil der Liebe immer tiefer in mein Herz. Von Zeit zu Zeit will ich mich ermannen. Ich springe auf — Doch das alles habe ich dir ja schon geschrieben. Zuweilen — und ich sehe nicht so recht ein, warum nicht immer? — denke ich: was kümmerst du dich um deine Familie, die dich

gern zu ihrem Fußtritte machen möchte, um dem Throne näher zu kommen! Nimm das Mädchen an deine Brust, und sey glücklich! Aber dann fällt mir wieder ein, was Oheim Heinrich einmal sagte: „wenn mancher Jüngling nur an den Boden dächte, der seine Liebe hervorgebracht hat; er würde sich doch wohl schämen, alles was im Leben gut ist, um ihretwillen aufgeopfert zu haben!" Und ist nicht ein schöner Arm, eine Aderlaßbinde, eine Ohnmacht der Ursprung meiner Liebe? Was könnte ich einem Menschen antworten, der mich fragte: warum liefst du in die Welt, wie ein Taugenichts? — Aber trotz dem allen fühle ich, daß ich ohne Lotten nicht glücklich seyn kann.

Und sie? O, ich hüte mich wohl, mir die Frage vorzulegen, und den schwachen Damm einzureißen, der den Ausbruch meiner Gefühle noch zurückhält. Sie erröthet freilich, so oft ich komme, und richtet stille Blicke auf mich, wenn ich gedankenlos bei einer Arbeit ihres Vaters sitze; aber das berechtiget mich noch nicht zu der stolzen

Hoffnung, von ihr geliebt zu werden! . . .
Eduard, ein Druck von ihrer zarten Hand, ein Ja aus ihrem lieblichen Munde, ein Seufzer aus ihrer schönen Brust, eine Thräne in ihrem blauen Auge: und ich wäre auf ewig der Ihrige!

Ich nahm mir vor, alles auf deine Entscheidung ankommen zu lassen: darum, und weil ich mein Herz erleichtern wollte, schrieb ich dir. Aber wehe dem Menschen, der seine Tugend und seine Verirrungen von einem Andern abhängig macht! Ich fühle mich schwach, weil ich zwischen der Zufriedenheit meiner Eltern und meinem eigenen Glücke hin und her schwanke. Zwischen Lottens Glück und etwas Anderem würde ich ohne Zögern wählen. Ich bin in einem wunderlichen Zustande. — Gott behüte dich!

## Dritter Brief.

*** r.

Nun ist alles abgemacht, lieber Eduard, und ich befinde mich besser. Da stand ich, wie einer, der schon wahnsinnig ist, oder es doch bald werden soll, vor der Zu-

kunft, die mit einem Leichentuche verhüllt war, und hatte nicht den Muth, dies zu zerreißen. Jetzt liegt mein Leben wieder offen vor mir, so daß ich doch ein Ziel sehe, gleichviel welches. Ob der Weg durch Abgründe und über Klippen führt, ist mir einerlei. — Ich war einmal krank, und lag ein Paar Wochen so da, ohne daß sich irgend etwas entschied. Da sagte ich zu dem Arzte wohl hundertmal: „Tod oder Leben! Ich sterbe sonst bloß an der Ungewißheit meines Schicksals!" —

Meine Eltern haben Leben in die todte Masse, und Licht in die Finsterniß gebracht. Es wurde eine große Session der ganzen Familie gehalten. Ich mußte kommen, und trat furchtsam hinein, weil mir etwas ahndete. „Alexander," hob mein Vater an, und drückte mir die Hand: „du weißt, daß es unser Wunsch war, dich eine andre Carriere machen zu sehen, als die du gewählt hast. Indeß wir haben unsre Wünsche den deinigen aufgeopfert. Das Oberforstmeister-Patent liegt für dich bereit. So bekommst

du denn eine Stelle, die deine Wünsche erfüllt, die aber, hoffe ich, bei dir das Verlangen erregen soll, noch höher zu steigen. Du hast Talente, mein Sohn; nur fehlt dir Eins, vielleicht das größte: auf Menschen, Zeit und Umstände zu merken. Das brauchst du indeß so nöthig nicht, da das Glück so viel für dich thun will, wenn du es nur nicht von dir stößt." (O, wenn ich das nicht thun müßte! dachte ich.) „Wie gesagt, wir haben deiner Zufriedenheit unsre Wünsche aufgeopfert. Deine Verwandten können jetzt mit Recht von dir erwarten, daß auch du ihnen ein Opfer bringst. Ein Opfer? Nein, du sollst dein Glück nur fester gründen. Fräulein von Roßberg . . ."

Mon neveu, fiel der Hofmarschall ein, die liebenswürdigste Dame am ganzen Hofe wird dich durch ihre Hand beglücken. Die Partie ist jetzt ernsthaft arrangirt.

„Es fehlt nur an deiner Zustimmung, die du hoffentlich den Bitten deiner ganzen Familie nicht versagen wirst." — —

Nun galt es, Eduard. Soll mich die

Liebe nicht glücklich machen, dachte ich, so will ich mich doch auch nicht an eine Sklavenkette schmieden lassen. Ich sah in dem ganzen Kreise meiner Verwandten umher, und sagte dann ruhig: wahrscheinlich wissen Sie Alle, daß ich schon bestimmt erklärt habe, wie ich über diese Verbindung denke. Das Fräulein Roßberg heirathe ich nicht.

Man giebt so etwas wenigstens feiner! sagte der Hofmarschall. Aber warum denn nicht, wenn ich bitten darf?

Es wäre unfein, mon oncle, wenn ich hier meine Ursachen sagte. Aber genug, bei meiner Ehre! sie wird in keinem Falle meine Frau.

Alle sahen mich mit langen Gesichtern an. Nach einer Pause stürmten sie auf mich ein, mit Fragen, und mit Vorstellungen von dem Glücke, das aus dieser Verbindung für mich entstehen müsse.

Mein Vater weiß, sagte ich sehr artig, daß ich andre Begriffe vom Glücke habe, als Sie.

Und welche denn, junger Mensch? nahm

der Hofmarschall das Wort. Jemand, der kaum mündig ist . . .

Ich bin es, wenn auch kaum. Und will man mir ein wichtiges Amt und eine Frau obendrein geben, so muß man mir doch wohl zutrauen, daß ich weiß, wie ich glücklich werden kann.

„Nun wohl denn!" sagte mein Vater; „da deine Abneigung so entschieden ist, so sey es darum. Erkläre dich, was du wünschest. Nur eine gewisse Person, zu der du einmal Neigung hattest, muß gänzlich aus dem Spiele bleiben; denn die Umstände sind seitdem noch schlimmer geworden." (Ich lächelte.) „Nun?"

Gerade heraus, mein Vater: so muß ich unverheirathet bleiben.

„Das ist Eigensinn, weiter nichts; denn du hast ja allen Umgang mit dem bewußten Frauenzimmer aufgehoben."

Ich rede nicht von diesem Frauenzimmer, und überhaupt von keinem. Nur das, mein Vater: über mein Herz und meine Hand muß ich allein, ganz frei, ohne daß Rang

und Reichthum dabei in Betracht kommen, bestimmen dürfen. Ich verlange die Freiheit, die jeder Mann verlangt, dem das Glück seines Lebens etwas werth ist.

„Und wenn wir es dir erlaubten, dann würdest du über dein Herz und deine Hand bestimmen?"

Ja! sagte ich wohlbedächtig; denn ich fühlte, daß mein Vater im Begriff stand, mich auf den Punkt zu drängen, der alles auf einmal, und für immer, entscheiden mußte.

„Nun denn! ich bin doch neugierig, welches Frauenzimmer das Fräulein von Roßberg überwiegen könnte!"

Neugierig? bloß neugierig? Mein Vater, habe ich einmal gesprochen, so ist alles entschieden. Noch bin ich frei von jeder Verbindung, und, wie gesagt, nie soll meine Hand einem Frauenzimmer gehören, das nicht auch mein Herz hat. Doch mein Herz ohne meine Hand? das wäre möglich. Ja, ich liebe. Der Nahme des Mädchens ist bis jetzt mein Geheimniß.

Nun, so nenne ihn doch, sagte mein Oheim.

Nur mein Vater darf das von mir fodern; Sie nicht, Herr Oheim.

„Nenne ihn nur, mein Sohn! Ich begreife nicht, warum du auf einmal so feierlich thust.“

Weil Sie mein Schicksal entscheiden wollen. Denn, mein Vater, habe ich des Mädchens Nahmen genannt — bei Gott! so wird sie mein, sie sey wer sie wolle. Bedenken Sie das! Sie kennen meinen Charakter. Wollen Sie jetzt noch ihren Nahmen wissen?

„Halt!“ sagte mein Vater. „Nein! Und was nun?“

Nichts, mein Vater. Es bleibt alles, wie es ist, so lange ich mein Geheimniß behalte. Die Zeit oder mein Herz wird entscheiden.

„Weiß das Mädchen, daß du sie liebst?“

Dann wäre ja alles entschieden. Hätte ich ihr meine Liebe erklärt, so gehörte ihr meine Hand unwiderruflich.

„Ist sie“ — fragte mein Vater stockend — „etwa eine Bürgerliche?“

Ja! antwortete ich kalt.

Der Hofmarschall stieß seinen Stock auf den Boden; die alten Damen dreheten die Köpfe auf den Hälsen langsam hin und her, und rümpften die Nasen.

Mein Vater sagte: „mußt du das Herz deines Vaters so tödtlich verwunden! Nun denn! es ist noch unentschieden, sagst du. Das Geheimniß bleibt dein. Ich danke dir, daß du wenigstens nicht rascher gehandelt hast. Es wäre schrecklich, wenn du dich jemals so weit vergessen könntest! Denn du würdest ein Mädchen in's Verderben bringen, das vielleicht ganz unschuldig ist."

Der Hofmarschall trat, vor Zorn glühend, dicht vor mich hin, stieß seinen Stock heftig auf den Boden, und sagte: wenn dir das Mädchen lieb ist, so wage keinen Schritt, mon neveu!

Wir haben ja Gesetze! rief eine Tante.

Das ist doch impertinent! sagte eine zweite.

Eine ignoble Denkungsart! schnatterte eine dritte.

Man wird ja doch wohl herausbringen können, wer die Jungfer ist! rief die vierte.

Recht, meine Gnädige! sagte mein Oheim. Und dann! dann! (Er lachte triumphirend.)

Und dann? fragte ich ernst: und dann? Bei dem ersten Schritte, den Sie oder sonst jemand thut, erkläre ich dem Mädchen meine Liebe; und dann werde ich meine Gemahlin zu schützen wissen!

„Gemahlin?" riefen Alle zugleich.

Ja, wenn es Ihnen gelingt, hinter mein Geheimniß zu kommen, so wird das Mädchen meine Gemahlin.

Junger Mensch, sagte der Oheim, da haben doch die Gesetze mit zu reden!

Das brachte mich auf, wie jede Albernheit. Ist denn dieses Land die Welt? fragte ich stolz.

Hahaha! ohne Geld reis't und lebt es sich übel. Und was hast du denn? Jährlich ein Paar hundert Thaler.

Die Brüder meiner Mutter würden mich nicht verhungern lassen, wenn ich auch gar nichts hätte. . . . Doch, ich dächte, wir

machten diesem Gespräch ein Ende. — Ich verbeugte mich, und ging aus dem Zimmer.

Und als ich nun in die freie Luft kam, auf die Spitze eines Hügels stieg, und die Stadt unter mir liegen sah: da wurde es mir lächerlich, daß ich mich nur einen Augenblick hatte fürchten können. Was ist es denn? dachte ich. Ich nehme Lottens Hand, ziehe mit ihr von dieser grünen Spitze bis zu jener blauen, und bin in Sicherheit. Und was werd' ich denn verlieren? Beim Himmel! man ist ein Thor, wenn man den fröhlichen Wein des Lebens nur aus Gold oder Krystall und bei Pauken und Trompeten trinken will. Ist denn die hölzerne Schale eines Hirten nicht auch ein Becher, und seine Schalmei nicht auch Musik? Eine Hütte mit Stroh gedeckt; eine reinliche Stube, mit dem hüpfenden Schatten einer Linde, oder eines Weinstocks tapezirt; ein Lager, das Ermüdung weicher macht als Eiderdaunen, und das die Liebe in einen Götterthron verwandelt; Lotte in einem Schäferkleide in meinen Armen; ein Paar Amorn um mich

her, deren Vater ich bin: das sind die Bestandtheile eines wahren Glückes. Das Andre? Ich habe es immer entbehren können. Oheim Erich hat dreißig Jahre seines Lebens in einer sechs Quadrat-Fuß großen Kajüte, in einer Hangematte, von heulenden Winden und fluchenden Matrosen rings umgeben, oft bei altem Zwieback und übelriechendem Wasser, zugebracht. Und warum? wozu? — Für einen so armseligen Zweck, daß sogar mein Vater darüber lächeln muß. Begreife die Narrheit mancher Leute, wer kann! Da steht die schattige Eiche, und das weiche Gras umher, beides von der Natur gepflanzt. „Ei was!" sagt ein Mensch, der sich zu poussiren gedenkt. „In dem Schatten liegt ja aller Hans Hagel. Nein, guter Freund! ich werde mir eine Myrte pflanzen, und einen Lorberbaum." Er thut das, läßt sich dreißig Jahre von der Sonnenhitze brennen, sieht das Bäumchen langsam aufsprossen, zittert vor jedem rauhen Winde, weil der es umwerfen kann, sucht mühsam jedes In-

sektchen ab, hat endlich nach langem Warten und Arbeiten einen spärlichen Schatten, und sagt nun: „seht her! bewundert mich!" Der Thor! er hätte schon dreißig Jahre viel bequemer liegen können, als jetzt!

Und was gehört denn zum Leben? Ein Tagelöhner braucht im Jahre sechzig, siebzig Thaler. Ich habe sechs- oder siebenmal so viel, und obendrein vier und zwanzig Stunden täglich, die ich der Arbeit und dem Vergnügen, meiner Frau und meinen Kindern widmen kann. Zerreiße ich durch einen kräftigen Entschluß die Ketten, welche die Mode und erkünstelte Bedürfnisse mir angelegt haben, so sind vierhundert Thaler eine große Summe. Und was würde ich denn entbehren? Anstatt einiger Bedienten in bunter Livrei, schwärmten um meinen Tisch ein Paar Schmetterlinge, und die kühle Sommerluft mit ihren Wohlgerüchen; der Himmel, der durch die Linden sieht, wäre mein Platfond, und der weiche Rasen mein Teppich. Stellte ich ein Paar Rosenbüsche

in Töpfen auf den Tisch, und säße daran mit meinem Weibe, das mich liebte, und mit einem halben Dutzend Kinder, die vor Freude jauchzten, so hätte ich eine frohe Mittagstafel, um die mich mancher Fürst beneiden könnte.

Das dachte ich, Eduard, indem ich mich in den weichen Rasen des Hügels nieder- warf; und nun ging ich von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild, von Traum zu Traum, und jedes wurde immer liebli- cher, immer anziehender. Ich umfaßte — o, jetzt weiß ich, wie man ein Dichter wird! — ich umfaßte den Hügel, sah nach der Sonne empor, und segnete sie mit lächeln- den Blicken. Dann sprang ich auf und eilte nach der Stadt, um meiner Lotte zu sagen, daß ich sie liebte.

Ich treffe sie nicht an, und gehe nun in ein nahes Kaffeehaus, um mir eine Fla- sche Wein geben zu lassen. Da stoße ich auf einen Vetter, der mit den Roßbergen verwandt ist, kümmere mich aber weiter nicht um ihn, sondern setze mein Gedanken-

spiel fort, und sage endlich, mich vergessend: man ist ein Narr, daß man sich selbst so foppt! Der Mensch fängt nun ein Gespräch mit mir an, und trinkt dabei. Wir gerathen in Kurzem an einander. Er sagt: ich will doch sehen, ob Sie denn so ganz bürgerlich denken! Hören Sie: ich halte Sie für einen Laffen. — Du kennst mich in diesem Punkte, Eduard; aber — wie es zuging, weiß ich nicht — jetzt fand ich des Menschen Impertinenz nur komisch, und lachte ihm laut in's Gesicht. Darüber gerieth er noch mehr in Hitze, und foderte mich förmlich. Ich sagte ihm, er sollte seinen Verstand aus dem Monde holen, und ging meines Weges.

Am folgenden Morgen bringt mir ein Officier ein Ausfoderungs-Billet. Als ich es gelesen habe, sage ich ganz kalt: ich schlage mich nicht mehr, mein Herr.

„In diesem Falle," sagt mein Mann sehr ernsthaft, „habe ich den Auftrag, Ihnen zu erklären, daß wir Sie für ehrlos halten."

Nun, dann haben Sie eine närrische

Meinung mehr, erwiedre ich lächelnd. Uebrigens können Sie Sich darauf verlassen, daß ich mich nicht schlage.

Er mißt mich von oben bis unten, und sagt: „Sie haben eine Dame beschimpft, und werden mich zwingen . . .“

Zu nichts in der Welt, so wenig, wie Sie mich, sage ich kalt, und nehme Hut und Stock, um nach einem kleinen Gehölze zu gehen, wo Lotte diesen Morgen war, wie ich wußte.

„Eine Dame,“ hebt er wieder an, „welche zu Ehrfurcht berechtigt ist.“

Reden Sie von dem Fräulein von Roßberg?

„Von einer Dame, die Sie beschimpft haben. Es ist einerlei, von welcher ich rede.“

Ich habe mich einmal geschlagen; jetzt aber erkläre ich das für die größte Thorheit meines Lebens.

„Wozu soll das führen?“ fragt er in einem trotzigen Tone.

Zu nichts, als zum Abschiednehmen. Ich will einen Spaziergang machen. —

Auch er ging, nach einem ganz kurzen Besinnen. Ehe ich noch das Hölzchen, das eine Viertelstunde von der Stadt liegt, erreicht hatte, sah ich den Officier nicht weit hinter, und den Vetter mit zwei andren jungen Herren nahe vor mir. Ich blieb stehen. Man drang mir einen Degen auf, und nach zehn Minuten hatte ich den beiden Herren zur Ader gelassen; ich selbst war ein wenig an der Hand geritzt. Als ich den Degen mit einer Verbeugung zurückgab, sagte ich: das hätten Sie Sich ersparen können, meine Herren. Ihr gehorsamer Diener.

In dem Gehölze fand ich Lotten mit einem kleinen Mädchen, das sie gewöhnlich auf ihren Spaziergängen mitnimmt. Sie kam mir eilig entgegen, und rief mir schon von weitem zu: hier soll ein Duell seyn! Ich bitte, stiften Sie Frieden! — Es ist schon Friede, sagte ich lächelnd. Die Herren sind schon wieder nach der Stadt gegangen.

„O Gott!" rief sie jetzt, erblassend, weil sie

sie bemerkte, daß mir Blut aus dem Handschuhe hervorquoll. Ein Ritz, sagte ich, liebe Lotte; wahrhaftig, weiter nichts. Es thut mir leid, daß ich Sie erschreckt habe. Sie zog meinen Handschuh ab, riß in großer Angst ein Stück von ihrem Shawl, verband mich damit, und weinte mit schmerzlicher Theilnahme.

Nun konnte ich mich nicht länger halten. Ich legte den unverletzten Arm um ihren Nacken, und sagte: Lotte, ich liebe Sie unaussprechlich! Sie blickte mir in die Augen, und dann zu Boden. Nach einigen Minuten faßte sie aufs neue nach meiner Hand; ich sagte aber: nein, nicht eher soll mein Blut aufhören zu fließen, als bis Sie mir geantwortet haben. „Ja, ich liebe Sie!" gestand sie erröthend. Und nun ließ ich mir die Wunde verbinden; dann aber nahm ich sie in meine Arme, drückte sie an mein Herz, und war wie verwandelt. Das schweigende Verlangen, womit ich sie sonst betrachtete, hatte aufgehört: ich war begeistert, doch durch diese Begeisterung erhoben,

Frei von allen Begierden, allen Wünschen, blickte ich gen Himmel, als wollte ich Gott und alle Engel zu Zeugen meiner Empfindungen und Vorsätze machen, und drückte dabei ihre Brust an mein hochfliegendes Herz.

Bei mir war jetzt alles vorüber. Lotte aber — wie die Weiber nun sind — faßte ängstlich meine blutige Hand, und sagte: „unter Blut und Thränen ward der Bund unsrer Liebe geschlossen. Werden wir auch glücklich seyn?"

Wir werden es, Lotte, rief ich: so glücklich, wie je ein liebendes Paar, wenn du nur . . . — Mir fiel jetzt ein, was geschehen mußte. Ich bin unabhängig, fuhr ich fort, wenn ich mit vierhundert Thalern jährlich auskommen kann. Wähle dir irgend einen Ort, wo du davon leben willst; aber wenigstens muß er zwanzig Meilen weit von hier liegen.

Sie sagte verlegen: „Mein Vater wird vielleicht . . ."

Er wird es sehr natürlich finden, daß

seine Tochter einen Mann liebt, und nicht ewig bei ihrem Vater bleiben will.

„Ich folge Ihnen," sagte sie nun lächelnd und entschlossen, „wohin Sie mich führen, sobald Sie mir beweisen, daß Sie hier nicht bleiben können."

Ich stand an, ob ich ihr mein Geheimniß entdecken sollte. Aber nein! denn nun hatte ich ja den Rang meiner Geburt abgelegt. Meiner war ich gewiß, doch nicht Ihrer. Ihre Furchtsamkeit, oder falsche Großmuth, konnte mir vielleicht noch Hindernisse erregen; darum sagte ich nur: ich muß von hier weg, wenn ich glücklich seyn will.

Wir gingen langsam nach Hause. Nahe bei ihrer Wohnung sah ich den Spion meines Oheims, seinen Kammerdiener, aus dem Hause kommen. Nun konnte ich nicht mehr zweifeln, daß man mir auf der Spur wäre. Der Kammerdiener war richtig bei Lottens Vater gewesen, um eine Kleinigkeit zu bestellen, und hatte dabei den offenherzigen Alten ausgehorcht, doch ohne meiner zu er-

wähnen. Mögen sie doch umher schleichen! Sobald ich das Kapital erhoben habe, das mir eine Tante hinterlassen hat, frage ich meinen Vater, ob er mir erlauben will, der liebenswürdigen Tochter eines Bürgerlichen meine Hand zu geben. Und dann, Eduard, dann — sey der Himmel mit mir!

## Vierter Brief.

*.* r.

Ich bin noch immer nicht fort; aber in diesen Zeilen nehme ich Abschied von dir, guter Eduard. Zehntausend Thaler aufkündigen, heben, in Sicherheit bringen, ist kein Geschäft, das fördert. Da hat man mit Justizpersonen zu thun, zu schreiben, zu quitiren Und nun vollends ich, der ich alles ganz heimlich treiben muß! – Meine edle Sippschaft hält sich ruhig, und lächelt. Kein Wort von meiner Heirath. Ich vermuthe einen Sturm, der auf die Stille folgen wird; doch ich scheue ihn nicht.

Lotte wünscht jetzt selbst, von hier wegzukommen, und ist unruhig. Wahrscheinlich

macht der Vater ihr Sorgen. Er läßt sich in Geschäfte ein, die er nicht versteht, oder die wohl gar gefährlich sind, und macht einen Aufwand, den er mit seinem Vermögen nicht bestreiten kann. Sein Betragen ist überhaupt jetzt räthselhaft: ich sehe in seinem Gesichte ein stolzes Lächeln neben der Unruhe — eines bösen Gewissens, möcht' ich fast sagen. Er spricht von großen Hoffnungen, aber mit einer Angst, die er vergebens zu verbergen sucht. Fast täglich geht er aus, und Niemand weiß, wohin. Er kauft Mineralien-Cabinette, theure Gemählde, kostbare Instrumente, und das alles, ohne Geld zu haben. Auch hat er Verschreibungen über große Summen ausgestellt, und ein Paarmal sogar seiner Tochter dringend angelegen, sich mit zu unterschreiben. Ich habe ihr das aber sehr ernstlich widerrathen. — In einigen Tagen werde ich reisen. Gern ginge ich erst, sollte es auch nur auf einige Stunden seyn, nach Weimerssen, um den Oheim Ludwig zu sprechen.

Leb wohl. Bald ist das Vögelchen in

ein milderes Land geflogen, um dort sein Nest zu bauen.

## Fünfter Brief.

* * r.

Sie ist fort, Eduard! sie ist fort! Und warum? wer ist Schuld daran? Ich zittre, dieses Gewebe der tiefsten listigsten Bosheit aufzulösen. Wie gern möchte ich nur dem Schicksal mein Unglück Schuld geben, um ein Band unverletzt zu erhalten, das die Natur geheiligt hat!

Ich ging nach Weimerssen, mit Aufträgen meiner Mutter in wichtigen Geldangelegenheiten. Meine Geschäfte dort waren in einer halben Stunde abgethan; nun sprach ich die Oheime, und reiste dann fröhlich wieder nach Hause. Ich gab meiner Mutter Nachricht von der Erfüllung ihres Auftrags, und brachte ihr mehr, als sie erwartet hatte. Sie war so bewegt, daß es mir auffiel, und zugleich bemerkte ich an meinem Vater ein stärker triumphirendes Lächeln, als gewöhnlich.

Ohne etwas zu ahnen, eile ich nun nach Lotten, und erschrecke, als ich auf der Hausflur viele Menschen finde. Ich dränge mich in das Zimmer, und sehe, daß man die Sachen des Alten verkauft. Du magst dir denken, mit welchen Augen, in welcher Angst ich den Ersten den Besten fragte, was es hier gäbe. Ganz kalt antwortet man mir: „der Mechanikus, der hier gewohnt hat, ist bei Nacht und Nebel davon gegangen. Er hat allerlei Betriegereien verübt.“ — Und die Tochter? frage ich zitternd. — „Die hat ihm geholfen, und sich nun mit ihm aus dem Staube gemacht.“ Ich schwanke aus dem Zimmer, und es währt lange, ehe ich wieder zur Besinnung komme. Nun frage ich einen Zweiten, und er antwortet: „Vater und Tochter waren Diebespack; sie haben eine Kasse angegriffen, und werden mit Steckbriefen verfolgt.“ Ich gehe zu dem Wirthe des Hauses. „Ja, lieber Herr Schlag, wer hätte das denken sollen!“ Er gab mir ein Zeitungsblatt, und wies auf die fürchterliche Ueberschrift: S t e c k b r i e f. Jedes Wort

durchbohrte meine Seele! Dem Vater und der Tochter wurden Betriegereien und ein Kassendiebstahl Schuld gegeben.

Wann sind sie abgereis't? frage ich, noch immer zitternd.

„Schon vor acht Tagen. Es kam Abends eine Kutsche, die sie abholte."

Das ist eine Betriegerei! sage ich, vor Zorn bebend. Sie waren unschuldig. Gewiß hat man die Tochter mit Gewalt weggeschleppt! Aber wehe dem Thäter!

„Sollte es wirklich so seyn?" fragte der Mann sehr theilnehmend.

Ich ließ mir alle Umstände von ihm erzählen; auf einmal aber sagte er: „hätte ich es doch beinahe vergessen! ich habe ja ein Paar Zeilen an Sie von der Tochter." Er suchte das Billet, und gab es mir. Hier ist es. „Mein Herz ist gebrochen. Ich fliehe mit meinem Vater vor der Schande, die Ihre abscheuliche List über uns gebracht hat. Jetzt weiß ich, was ich seit einigen Tagen schon vermuthete, daß Sie von vornehmer Geburt sind; auch weiß ich, warum Sie

so abscheulich handelten. Die Rettung meines Vaters sollte der Preis meiner Schande seyn. Ich Unglückliche! warum mußte ich einen solchen Bösewicht kennen lernen! Zittern Sie! Die Seufzer eines armen unschuldigen Mädchens werden Sie Ihr ganzes Leben hindurch verfolgen!"

Ich stürzte wüthend die Treppe hinunter, zum Hause hinaus. Mein Bedienter wartete auf mich vor der Thür, und sagte: es ist alles in Bereitschaft. Sie können fahren, sobald Sie wollen. Das brachte mich auf einen andern Gedanken; denn eben hatte ich zu meinen Eltern gewollt. Ich erkundigte mich, zu welchem Thore der Alte und Lotte hinausgefahren wären, brachte es glücklich heraus, ließ mir nun ein Reitpferd holen, und eilte den Weg nach Dresden. Wirklich glaubte ich ihre Spur zu haben; doch bald verlor ich sie, und galoppirte nun, wie ein Wahnsinniger, die Kreuz und die Quer, bald hier-, bald dorthin.

Endlich kehrte ich nach **r zurück. „Alexander! wo bist du gewesen?" fragte meine

Mutter ängstlich. „Wie siehst du aus! wie blaß! wie abgefallen!"

Mutter! sagte ich, in völliger Verzweiflung: eine höllische Bosheit hat mich unglücklich gemacht! Es ist schrecklich, was ich sagen muß. Aber — sind Sie oder mein Vater mit im Spiele gewesen, so haben Sie Ihren Sohn auf ewig verloren!

„Was ist denn?" sagte sie bleich und zitternd.

Lesen Sie! — (Ich hielt ihr das Zeitungsblatt hin.) — Das Mädchen, das durch diesen Steckbrief verfolgt wird, liebe ich! Und sie wird meine Frau; denn sie ist unschuldig! Ja, sie wird meine Frau, und wenn sich alles dagegen setzte!

„Ich bitte dich, mein Sohn!" sagte sie, noch immer bebend und in der äußersten Verwirrung.

Mein Vater trat aus dem Nebenzimmer herein, und sagte unwillig: „was hast du mit deiner Mutter? Was redest du von einem Steckbriefe? Ich dächte, darüber müßtest du den Polizeidirektor befragen. Was sollen wir davon wissen!"

Nach einigen Minuten war ich bei dem Polizeidirektor, hielt ihm das Blatt hin, und sagte: ich nehme an dieser Familie den größten Antheil.

„Das thut mir leid," erwiederte er lächelnd; denn Sie interessiren Sich für Betrieger." Er holte Papiere, und las mir vor: der Mechanikus habe eine Kasse angegriffen, kostbare Sachen mit geborgtem Gelde gekauft, und noch überdies eine Betriegerei mit Goldmachen begangen, die man nur darum nicht genau untersuchen wolle, weil die Ehre eines sehr bedeutenden Mannes dabei in's Spiel kommen müßte.

Und die Tochter? frage ich: die Tochter?

„Aus gewissen Anzeigen scheint zu erhellen, daß sie um einige Betriegereien ihres Vaters gewußt hat; und — sie ist ja mit entflohen: das beweist ihre Schuld hinlänglich. Es befremdet mich in der That recht sehr, Herr von Braufeld, daß Sie mich in dieser Angelegenheit besuchen. Indeß können Sie ruhig seyn; der Steckbrief ist nur in unsre Landeszeitung gesetzt worden, und die geht nicht über die Gränze.

Man will sie also entkommen lassen? sagte ich kälter, weil ich anfing etwas zu ahnen. Warum das? wenn ich fragen darf.

„Warum? Nun ja, man will sie entkommen lassen, eben um die Ehre eines sehr bedeutenden Mannes zu schonen.“

Und wozu denn also der Steckbrief, wenn man ihrer nicht habhaft werden wollte? Es kam wohl darauf an, ihnen die bürgerliche Ehre zu nehmen; nicht wahr?

„Ich weiß nicht, was Sie zu diesen Fragen berechtigt, die Ihr Ton etwas auffallend macht. Aber dennoch will ich Ihnen antworten: Der Steckbrief war eine Form des Gesetzes, von der man nicht abgehen durfte. Ich dächte, das verstände sich von selbst.“

Aber die Tochter! Wie kommt die Tochter, deren Schuld noch unerwiesen ist ...

„Es ist doch in der That befremdend, daß Sie mich ordentlich abhören wollen! Die Tochter liegt Ihnen ja erstaunlich am Herzen.“

So erstaunlich, Herr Polizeidirektor,

daß ich fest entschlossen bin, jedes Unrecht, das ihr geschehen ist, auf alle mir nur mögliche Weise zu rächen, und mich deshalb an den Fürsten selbst zu wenden. Wo sind die Beweise für das Verbrechen der Tochter?

„Sie gehen zu weit, Herr Forstmeister! So viele Achtung ich auch für Sie und Ihre Familie habe, so bin ich Ihnen doch keine Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig. Ich verspreche Ihnen übrigens, zu verschweigen, daß Sie so vielen Antheil an dem Mädchen nehmen."

Ich suche die Tochter auf, und bringe sie Ihnen. Dann werden Sie ihr, hoffe ich, Genugthuung geben.

„Ich erwarte sie, Herr Forstmeister. Aber sie muß ja ein recht reines Gewissen haben; sonst thut sie besser, wenn sie bleibt, wo sie ist."

Nach dieser Unterredung wußte ich noch immer so viel wie gar nichts. Jetzt fing ich an — du magst denken, mit welchem Widerwillen — heimlich die Domestiken des Hofmarschalls ausforschen zu lassen; doch ganz

vergebens! Mein Verdacht war übrigens nicht gehoben; denn niemand im Hause fragte mich, in was für einer Art von Verbindung ich mit Lotten gestanden hätte. Man ließ mich ausgehen, umher reisen, und thun, was ich wollte, ohne sich darum zu bekümmern.

Ich machte mich noch einmal auf, und durchzog die ganze Gegend, zwanzig Meilen weit rings umher; doch ich entdeckte auch nicht die mindeste Spur von dem geliebten Mädchen. Gestern bin ich zurückgekommen. Meine Eltern und Geschwister empfingen mich, als käme ich von einem Spaziergange, und äußerten nicht die mindeste Neugierde, zu erfahren, wo ich gewesen wäre. Unschuldig sind sie gewiß nicht: das sehe ich an der Aengstlichkeit meiner Mutter, an den listigen triumphirenden Blicken meines Vaters und meiner Schwestern, auch an dem Stolze, mit dem mein Oheim jetzt immer vor meinen Vater hintritt, und an dem feinen Lächeln, womit er mich von der Seite betrachtet.

Ach, Eduard, ich bin nicht an der rechten Stelle, selbst den Gram, die Hoffnungslosigkeit, kurz, das ganze Elend, worein sie mich gestürzt haben, ungerechnet. Da muß ich unter Menschen leben, die ihren Stolz darin finden, einen Andern zu überlisten! Intriguen sind ihr Element, und sie werden sich ohne Zweifel wundern, daß ich von der, die mir gespielt ist, so viel Aufhebens mache. Vielleicht glauben sie wohl gar, ich müsse es ihnen hoch anrechnen, daß sie keine härtere Mittel gegen mich gebraucht haben. „Sieh, Alexander," würde der Hofmarschall sagen, wenn ich mich mit ihm darauf einließe: „du warst ein Kind, das sich einbildete, es könne ohne seine Puppe nicht glücklich seyn. Hätten wir sie dir mit Gewalt nehmen wollen, so würdest du um dich her geschlagen haben. Eine feine List; und die Puppe war weg, du wußtest nicht wie. Nun konntest du auf niemand schelten. Du vergaßest deine Spielerei, und alles war wieder in Ordnung."

So etwas würde sogar auch mein Vater

sagen. Was mein Herz gebrochen hat, ist in ihren Augen die mildeste Schonung! —

Heute habe ich meine Entlassung von der Forstmeisterstelle gefodert. Mein Vater mochte das nicht erwartet haben. Er sagte: aber mein Sohn, du handelst erstaunlich unbesonnen.

Erstaunlich! wiederholte der Hofmarschall. Wenigstens hättest du es doch deinem Vater vorher sagen sollen!

Vorher oder nachher, gnädiger Herr Onkel. Jetzt erspart uns das Erläuterungen, die uns nur noch weiter aus einander brächten. Sehen Sie, mit diesem Worte (ich zeigte ihm das Wort Betriegerin in dem Steckbriefe) sind die Schranken meiner Laufbahn auf ewig geschlossen. Dies Wort ist auch auf meine Stirn gebrannt; denn diese Betriegerin liebte ich, und werde sie ewig lieben.

Wer glaubst du denn aber . . .?

Wer es auch gethan haben mag — es ist geschehen, und mit mir ist es vorbei! Glaubte man, daß ich sie vergessen sollte,

so

so war das eine falsche Rechnung. Man hat bloß zwei Herzen gebrochen, weiter nichts.

Hier lächelte mein Oheim schlau, und verlangte, daß ich meine Geschichte erzählen sollte.

Ich liebte ein Mädchen, sagte ich kalt, das meine Liebe verdiente. Man zwang sie, zu fliehen, und beschimpfte ihren Nahmen. Sie starb vor Gräm, und ich . . . — Jetzt fühlte ich auf einmal eine wehmüthige Empfindung, und hielt eine Hand vor die Augen.

Sie starb? fragte mein Oheim triumphirend. Ich wendete mich schweigend um, und ging hinaus. —

Noch heute Abend gehe ich nach dem Waldhause. Das will ich einrichten lassen und bewohnen. Sieh, Eduard, so steht es mit mir! Mein Muth ist ganz dahin. Auch nicht einmal weinen kann ich, wie es die Glücklichen können, deren Schmerz sich in Thränen auflößt. Bei mir nagt er an dem Innersten der Seele! — Das Leben liegt vor mir, wie ein farben- und gestaltloser

Nebel, in den ich eindringe, ohne zu wissen, wohin ich kommen werde. Adieu.

## Sechster Brief.

Waldhaus.

Ich sende dir hier einen Schattenriß von Lotten, so gut ich ihn jetzt in meiner Dumpfheit habe machen können. Es wäre ja möglich, daß sie ihr Unglück überlebt hätte, und daß du ihr irgendwo begegnetest. Du kannst sie leicht erkennen: an einer Stimme, die wie das reinste Silber klingt, an einem blitzenden schalkhaften Auge, und an einem reinen Herzen voll ungekünstelter Fröhlichkeit.

Ach, da nenne ich dir die Merkmahle, an denen sie in jenen glücklichen Tagen zu erkennen war! Wird ihr Auge jetzt noch so blitzen? Vielleicht ist sie von Gram entstellt, vielleicht schon längst . . . Ich scheue mich, das Wort hinzuschreiben. O, Eduard, bei jedem Hügel, bei jeder Erhöhung denke ich an ihr Grab! Wo anders kann sie Ruhe finden? Alles fliehet ja das unglückliche Mädchen!

Ich erschrecke vor mir selbst! Da sitze ich stundenlang, und starre vor mich hin, mit trocknen, heißen Augen, und sehe nur sie, nur meine Lotte! Der Wildhüter kommt jede halbe Stunde zu mir herein, wahrscheinlich um nachzusehen, ob ich noch lebe. Er sieht mich nur an, schüttelt den Kopf, und verläßt mich wieder.

So habe ich den ganzen Winter hindurch am Kamine gesessen, ohne Beschäftigung, ohne Thränen, — ohne Schmerz sogar, könnte ich sagen; denn ich habe kein Gefühl, so wie keine Gedanken. Zuweilen spring' ich auf, um in die Welt zu gehen und sie zu suchen; doch bald sitze ich wieder in meiner unthätigen Stille da: denn wo kann ich sie finden?

Meine Eltern sind mehrere Male bei mir gewesen. Wozu, Eduard? wozu? Wollen Sie sehen, wie ich den Schmerz ertrage, den sie über mein Leben brachten? Ich Thor! Es ist mir oft, als wäre mein Schmerz etwas zu Heiliges, das ich ihnen verbergen müßte. Sieh, wenn sie kamen, so lächelte ich, und sagte zu allem: ja! bald! recht

bald! Ich bat sie, nur noch vierzehn Tage Geduld zu haben, und war doch entschlossen, meine Einsamkeit nie zu verlassen — meine Einsamkeit, die alles enthält, was mir noch von ihr übrig bleibt: ein Abbild, vor dem ich erschrecke, so oft ich es sehe, und das mir dennoch werther ist, als mein Leben.

Als ich bei dem Hauswirthe des geliebten Mädchens war, fragte er mich, ehe ich von ihm ging: „wollen Sie denn nichts aus der Auktion zum Andenken an Ihre Freundin kaufen?" Ich gab ihm meine Börse, und sagte: erstehen Sie mir alles, alles, was ihr gehörte. Nach der Rückkehr von meiner zweiten vergeblichen Reise ging ich wieder zu ihm. Er hatte mir fast alle ihre Kleider gekauft, auch ihre Harfe, die Möbel ihres Zimmers, und sogar ihr Bett. O, des Mannes Herz verstand das meinige! „Ich glaube," sagte er, „Ihnen einen Gefallen gethan zu haben, Herr Schlag; denn hat man einen Menschen recht lieb gehabt, so ist einem ja alles von ihm so werth." (Ich drückte

ihm dankbar die Hand, und nun sagte er: „ich habe noch etwas. Eigentlich kaufte ich es für mich; denn Mamsell Lotte ist doch gar zu schön. Aber ich will es Ihnen überlassen." Es war eine sprechend ähnliche Wachsmaske, die ihr Vater, dieser Tausendkünstler, nach ihrem Gesichte gemacht hat. Ich ließ alles sogleich einpacken, und schickte es nach dem Waldhause.

Sieh, nun richtete ich mir ein kleines Zimmer ein — Eduard, du weißt nicht, wie kindisch der Schmerz machen kann! — ein Zimmer, das ich phantastisch ausschmückte, und dessen Fenster ich verhängte. Es war eben so möblirt, wie Lottens Zimmer. Ihre Kleider legte ich so, daß sie eine menschliche Gestalt bildeten, und durch die Wachsmaske Ihres Gesichtes wurde die Täuschung vollkommen. Als ich es fertig hatte, erschrak ich beinahe über die Aehnlichkeit.

Siehst du nun, guter Eduard, warum ich deine Bitte, wieder nach * * r zu gehen, nicht erfüllen kann? Was soll ich auch in der Welt! Der Schmerz hat mich vernich-

tet. Man muß doch das Leben, oder irgend etwas daran, achten, wenn man sich darum kümmern soll. Du sagst mir, die Liebe sey eine Leidenschaft, die der Entschluß eines edlen Herzens wohl überwinden könne. Ja, ja! Aber meinst du denn, es sey nur Liebe, unglückliche Liebe, was mein Herz so zerdrückt? Sieh, meine Liebe wollte ich hingeben, wie eine Kleinigkeit, wenn ich Lotten glücklich wüßte. Der Schmerz wird mich tödten, der Schmerz darüber, daß die Unschuldige um meinetwillen umher irrt, ohne einen Freund, ohne einen Beschützer zu haben.

Könnte ich jemals vergessen, wie grausam man sie behandelt hat, weil ich sie liebte; daß man sie um meinetwillen beschimpfte, und sie dann so unbarmherzig in die Welt hinausstieß: so wäre ich ein Mitschuldiger dieser Unmenschen, so verdiente ich nicht, daß jemals Lottens Herz voll unschuldiger Liebe an dem meinigen geschlagen hätte!

Mein Oheim ist hier gewesen. Er begreift nicht, wie man länger, als höchstens drei Tage, um eine verlorne Geliebte trauern

kann. Anfangs hat er geschworen, es müsse mich sonst etwas in dem Waldhäuschen zurückhalten. Mein alter Wildhüter erzählt, daß er mir hat auflauern lassen; ohne Zweifel um meinen Eltern dann sagen zu können: seht! das wußt' ich ja wohl! — O, diese Menschen begreifen weder Freude, noch Schmerz. Jeder Schlaf ist ihnen eine Lethe, worin sie den vorigen Tag vergessen; mit jedem Morgen hebt für sie ein neues Leben an. —

Als er nun weiß, was ich treibe, und daß ich nur meinem Schmerze lebe; da sagt er: „zu dieser unerhörten Narrheit haben ihn die Herren von Mörs erzogen! Ich will ihn aber wieder vernünftig machen!" Und nun stellte er mir denn das Beispiel aller Helden vor, die irgend einmal eine heftige Leidenschaft überwunden haben. Dann redete er von dem Genusse des Lebens, und von den Millionen Gräbern, die alle vergessen sind. Ich unterbrach ihn: nun wohl! so bin ich in meiner Einsamkeit desto leichter zu vergessen. Was liegt denn daran, ob ein Mensch sein Leben an Seufzern abzählt, oder an

Cour-Tagen! — Er fuhr auf, und drohete mir zuletzt, mich zu enterben. Darüber mußte ich wirklich lächeln, und seitdem hat er sich gar nicht um mich bekümmert.

Endlich fingen sie an zu begreifen, daß es andere Herzen giebt, als die ihrigen, und sie baten den Oheim Ludwig, mit mir zu reden. Als der edle Mann mit seinem Herzen voll Liebe zu mir herein trat, beugte ich mich auf seine Hand, und konnte zum ersten Male wieder weinen. Er faßte meine beiden Hände, und sagte mit bebender Stimme: „mein Sohn Alexander!" Nach einer Pause hob er an: „was höre ich von dir, mein Sohn! Deine Eltern haben mich gebeten, dich mit ihnen auszusöhnen. Alexander! sie können vielleicht hart gewesen seyn; aber es war Liebe, was sie leitete."

Hat man Ihnen alles gesagt?

„Weiter nichts, als daß du hier mit Gott, der Welt und dir selbst grollst; und das ist nicht recht, mein Sohn, besonders wenn es wahr seyn sollte . . ."

Was denn, guter Oheim?

„Daß die Ursache deines Unmuths Liebe zu einem Mädchen ist, welches von der Justiz als eine Betriegerin mit einem Steckbriefe verfolgt wird.“

Aber unschuldig, mein theurer Oheim! unschuldig! Daß die Gerechtigkeit sich zu einem Bubenstücke hergab, daß sie auf die Stirn eines Engels das Brandmahl der Schande drückte: das hat mich unversöhnlich mit der Welt entzweiet. Ich trage meinen Schmerz geduldig; aber den Schmerz der armen Unschuldigen — soll ich dabei lächeln?

Er antwortete, in Verlegenheit und sanft: „Gott soll mich behüten, die gekränkte Unschuld nur mit einem Worte aufs neue zu kränken!“ Dann bat er mich, dem Oheim Heinrich das Vorgefallene lieber ganz zu verschweigen, weil der sonst immer über meine Liebe spotten würde. „Es herrscht ein Unstern über unsrer Familie,“ setzte er noch hinzu. „Wir sollten es machen, wie Heinrich, der bei Allem Gelegenheit zum Scherzen findet.“

Nach einer halben Stunde kam auch Heinrich. Er hatte alles erfahren; und wäre nur jugendlicher Eigensinn, Trotz, in meiner Seele gewesen, so hätte er ihn weggespottet. Ein Paarmal gelang es ihm wirklich, meinen Stolz gegen meinen Schmerz zu empören. „Nun," hob er an, „Ihr sagtet mir, es stände arg mit ihm. Ich sehe doch nichts Arges. Er hat Euch ja vorhergesagt, wie es gehen würde; und er heißt nicht umsonst Alexander! Ist er einmal im Marschiren, so macht er erst am Meere Halt. Ein Sonderling war er immer, so lange er lebt. Und wahr ist es, daß man jeden Sonderling gewissermaßen achten muß. Er nimmt keinen Trost an, sagt Ihr, und will sich nicht von seinem Schmerze befreien. Nun, so arg ist er doch bei weitem nicht, wie der Erzsonderling Cardan, der sich den Schmerz, über den er jammern wollte, erst selbst erregte. Er biß, er kniff und peitschte sich bis auf's Blut: kurz, er that sich die größten Martern an; dafür war er aber auch von einem Ende Europens bis zum andern berühmt.

Der junge Mensch da wohnt doch nur in einer Klause, wie ein Waldbruder; und das geht noch an. Ihr könnt Gott danken, daß er nicht auf andre Sprünge kommt! Was meinen Sie, Herr Hofmarschall, wenn er einmal mit drei Rädern, etwa zur Cour, führe, wie Cardan in Boulogne? Er sagte, wie Alexander: ich kann nicht anders, weil ich das vierte Rad nicht habe. — Schwester, du beklagst dich über ihn. Aber wenn er nun einmal mit Bergschotten-Beinkleidern in eine Assemblee käme, wie Cardan es that: dann würdest du ihn doch gewiß in seine Klause zurückwünschen. Etwas Besondres muß er haben; nun, so laßt es ihm doch! Macht es ihm nicht zum Vorwurf, daß er seine Eltern kränkt, daß sein Oheim Ludwig um seinetwillen nasse Augen hat, und nun jeden Abend beten wird: o Gott, lege doch Alexanders Schmerz auf mich; ich will ihn männlich tragen! — Seht, da ist dem Alexander irgend eine Sentenz vorgekommen, zum Exempel: „der Schmerz vergeht wie die Freude," oder so etwas.

Jeder gute Kopf will sich nicht gern unter allgemeine Sentenzen fügen; da denkt er denn: ich will Euch wohl zeigen, daß nicht jeder Schmerz vergeht! Hätte er gerade eine andere Seite gelesen, so würde er vielleicht gesagt haben: non dolet! — Cardan lachte über alle Unglücksfälle, die ihm begegneten, bloß darum, weil er behauptete, daß er sie im Schlafe vorhersähe. Noch einmal: ich finde es mit Alexandern nicht so arg."

So sprach er fort. Er untersuchte die Natur des Schmerzes, und die Mittel dagegen; und dabei traf er mit seiner Geißel Alle, die zugegen waren. „Ein Gärtner," sagte er, „heilt alle Wunden mit Baumwachs, der Tischler mit Leim, die Kanzeleien mit Tinte; und am Hofe heilt ein Orden die größten Wunden an Leib und Seele!"

Er machte mich wirklich heiterer, und ein Paarmal erweckte er bei mir den raschen Entschluß, mich aufzurichten. Doch sobald er weg war, sank ich wieder in die vorige Dumpfheit. Eduard, ich bin auf immer unglücklich!

Ach, wenn ich sie wiederfände; o dann, dann! — Das allein würde mich heilen!

## Siebenter Brief.

** r.

Da bin ich wieder in **r, lieber Eduard. Ich habe, unter dem Nahmen Schlag, Lotten in allen Zeitungen citiren lassen, und nirgends macht man sie ausfündig! Jetzt fange ich doch an zu glauben, daß meine Eltern unschuldig sind. Lottens Vater war hier mit einem reichen, geitzigen Major bekannt geworden, der mit voller Ueberzeugung glaubte, daß Lemme Gold machen könne. Dieser läßt den alten Geitzigen bei seinem Glauben, und nimmt ihm, sagt man, große Summen ab. Mit dem Major nun steht niemand von meiner ganzen Familie in Verbindung. Von einem Polizei-Beamten weiß ich auch noch Folgendes. Der alte Lemme hat, gegen ein kleines Gehalt, die Kasse eines Kirchspiels zu führen bekommen. Man untersucht seine Kasse, und findet einen Defekt, der freilich nicht beträchtlich ist, den er aber

doch nicht decken kann. Ich bin gerade ver=reist, und er sieht sich gezwungen, die Flucht zu nehmen, zumal da auch der Major einen Theil seiner Betriegereien entdeckt hat, und ihm mit einer gerichtlichen Klage drohet. Das alles hängt ganz natürlich zusammen; noch immer aber bleibt mir das Billet des geliebten Mädchens ein unauflösliches Räth=sel. Sie hat entdeckt, wer ich bin, und glaubt, daß ich sie habe unglücklich machen wollen. Wie konnte sie so etwas von mir denken! — Doch ich will nicht weiter verge=bens grübeln.

Man hat aufs neue den Plan vorgenom=men, mich mit dem Fräulein von Roßberg zu verheirathen, und es wird alles dazu vor=bereitet. Mir selbst sagt man davon noch nichts. Ich glaube aber, sie werden am Ende ihren Zweck erreichen. Sehr möglich, daß ich Ja sage, um nur nicht länger Nein sagen zu dürfen, was doch eine Art von Anstrengung kostet.

Und warum auch nicht, wenn das Fräu=lein weiter nichts verlangt, als meinen Nah=

men, und meine Hand! Ich bin ja meinen Eltern eine Genugthuung schuldig. Die Roßberg ist übrigens gerade nicht die allerschlechteste, und ich glaube sogar, daß sie eine Art von Neigung zu mir hat, die der Hofmarschall Liebe nennt. Guter Gott! was für Begriffe mag der Mann von der Liebe haben! Uebrigens wird man andre Plane, die man mit mir hatte, wohl von selbst aufgeben.

Eine glückliche Heirath meiner Schwester hängt von meiner Verbindung mit dem Fräulein Roßberg ab. Nun wohl! ich freue mich, daß ich doch zu etwas tauge. Wenn ich meiner Schwester Glück befördern kann, so — mag meine Hand ein Opfer seyn, das ich dem häuslichen Frieden bringe.

---

Es ist geschehen, Eduard. Ich habe in der That noch einmal eine Art von Freude empfunden. Mein Vater war so glücklich; meine Mutter weinte an meinem Halse, und meine Schwestern sahen zum ersten Mal in mir den Bruder. Ja, es ist doch

etwas werth, Menschen um sich zu haben, von denen man nicht gehaßt wird.

Glücklich bin ich nicht, und werde es auch nicht seyn; denn wenn ich Vergleichungen anstelle —

Ich habe meinen Verwandten gesagt, daß ich bereit bin, das Fräulein zu heirathen, daß ich aber auf dem Lande leben will, und daß sie weiter nichts von mir erwarten dürfen. Sie lächeln, umarmen mich, und sind glücklich. Mögen sie es doch seyn!

Die Verbindung zwischen den beiden Häusern ist schon wieder angeknüpft. Es soll noch einen Monat so fortgehen, und dann will man die Verlobung erklären. Eduard, konnte ich hoffen, daß ich meine Eltern noch glücklich machen würde?

## Achter Brief.

* * r.

Eduard, ich bin von Sinnen! Das höllische Bubenstück ist entdeckt. Wie! diese Schlange fodert meine Hand? Ich weiß alles! alles! Und nun wundern sie sich, daß

ich nicht geduldig bin wie ein Lamm, daß ich den allmächtigen Vater dieses Ungeheuers nicht fürchte.

Gott sey Dank! Es ist wieder Leben und Hoffnung in meiner Brust. Eduard, du bist von deiner Reise zurück. Wenn du mich noch liebst, so mache dich auf, und forsche nach, wo meine edle Lotte geblieben ist. Sie lebt noch! Ich wollte darauf schwören, daß man hier sogar ihren Aufenthalt weiß; denn ihre boshaft grinsenden Gesichter sagen mir, daß sie aufs neue bereit sind, die Unschuld zu verfolgen.

Alles war richtig. Ich kam dem Abgrund immer näher, der mich verschlingen sollte. Die Schlange heftete den vergiftenden Blick auf mich, und ich sank ihr, immer schwächer, entgegen. Ehe wir verlobt würden, wollte ich erst alles mit Lotten abthun. Ich ging nach dem Waldhäuschen, um von ihren Sachen, dem einzigen Andenken an meine glücklichsten Stunden, auf ewig Abschied zu nehmen. Als ich das Kleid zusammen lege, worin ich sie zuletzt gesehen habe,

fühle ich etwas, wie Papier, fasse in die Tasche, und finde darin einen Brief — ich will ihn dir abschreiben, obgleich mein Blut dabei kochen wird.

„Eine unbekannte Freundin giebt Ihnen einige Nachrichten, die vielleicht noch früh genug kommen werden, Sie zu retten. Ein junger Edelmann aus einem der größten und reichsten Häuser hat sich, unter der Maske eines Mahlers, Nahmens Schlag, in ihr Haus eingeschlichen. Der Bösewicht muß, bei der Erfahrung, die er hat, sehr bald bemerkt haben, daß er Sie auf dem gewöhnlichen Wege nicht verführen könnte. Darum schlug er Ihnen vor, mit ihm zu entfliehen; er verschob aber die Reise von einem Tage zum andern, weil die Flucht gar nicht seine Absicht war. Seine listigen Helfershelfer mußten Ihren Vater in mancherlei Dinge verwickeln, die leicht das Ansehen von Verbrechen bekommen können. Ihr Vater soll morgen arretirt werden, und Sie mit ihm, weil man Ihnen Schuld giebt, daß Sie um seine Angelegenheiten

wissen. Geschieht das, so verlieren Sie, auch wenn Sie unschuldig sind, Ihre Ehre. Es ist sein Plan, Sie wieder frei zu machen. Dann rechnet er auf Ihre Dankbarkeit, auf Ihre hülflose Lage, und besonders darauf, daß Sie dann keine Ehre mehr zu verlieren haben, und also gern in jede Art von Verbindung mit ihm willigen werden."

„Vielleicht glauben Sie nicht, daß eine solche listige Bosheit möglich ist. Wie könnten Sie auch, da Sie diesen Teufel nie anders als in der gleißenden Maske des ehrlichen Mannes gesehen haben! Doch fragen Sie nur Ihren Vater. Er hat seine Kasse angegriffen, und ist entschlossen, zu fliehen. Rathen Sie ihm, es noch heute zu thun; denn morgen ist es gewiß zu spät. Der Rang und der Reichthum Ihres Liebhabers, und die wirklichen Vergehungen Ihres Vaters nehmen Ihnen alle Hoffnung auf Schutz oder Hülfe. Ich schicke Ihnen hierbei etwas Geld, um Ihre Reise zu erleichtern. Entfliehen Sie so bald als möglich der Schande und dem unglücklichsten Leben. Gott segne

Sie, und gebe Ihnen den Trost, dessen Sie bedürfen!"

Ich las dies Billet mit steigender Wuth. Aber wer hatte es geschrieben? Das mußte ich herausbringen! Ich warf mich auf ein Pferd, und sprengte nach **r. Unterweges faßte ich mich, so daß ich ruhig, sogar freundlich, aussehen konnte. Der Hofmarschall war gerade bei meinen Eltern. Er vielleicht! denk' ich, und ziehe das Billet hervor. Hier habe ich einen Brief, sage ich, der mich . . .

Von der Roßberg! fällt meine Schwester ein, die neben mir steht, und einen Blick auf das Papier geworfen hat.

Von der Roßberg? Das glaube ich nicht. Hast du etwas von Ihrer Hand? — Sie holt mir ein Paar Billets. Ich vergleiche die Handschrift, und es ist ganz dieselbe. Tod und Teufel! Und in diesem Augenblick tritt sie in das Zimmer; die Göttin der Rache treibt sie ihrer Strafe entgegen.

Dieser Brief, frage ich, noch immer freundlich, ist von Ihnen, mein Fräulein?

„Es ist meine Hand," antwortet sie lächelnd. „Aber, was ist es für ein Brief? und woher haben Sie ihn?"

Nun flammten meine Augen. Es ist ein Brief, sagte ich, ein Brief, der eine Verbindung zwischen Ihnen nnd mir unmöglich macht! . . . Wärst du ein Mann, Elende, — du siehst, Eduard, daß ich meiner nicht mehr mächtig war — dann wollte ich dich für deine höllische Bosheit züchtigen!

Meine Mutter war bleich und zitterte. Das edle Fräulein verbarg sich hinter ihr. Der Hofmarschall sprang wüthend auf mich zu, und schrie: Bube! man muß dich in's Tollhaus bringen!

Bube? sagte ich: wer ist hier der Bube? Haben Sie Antheil an diesem Briefe, auch nur den entferntesten, so zerreiße ich die Bande des Bluts auf immer. Lieber will ich dann mit dem Henker verwandt seyn; denn er ist nicht so verworfen, wie Ihr. O gerechter Himmel! Aber ich komme diesem Bubenstück noch ganz auf den Grund! Ich finde das Mädchen, an das — die edle Da-

me dort diesen schändlichen Brief geschrieben hat.

Meine Mutter sah erst das Fräulein ängstlich an, und dann meinen Oheim.

„Jetzt fort aus meinem Hause!“ sagte mein Vater, und öffnete die Thür; „denn du möchtest noch vergessen, daß ich dein Vater bin.“

O, rief ich, daß ich es nie vergessen möge! Und wenn Sie Theil haben, Vater, so gebe der Himmel, daß ich es nie erfahre! Ich bin schrecklich beleidigt, und wer es wagt, mir in den Weg zu treten, den ich von nun an gehen will, der hat es mit meiner Verzweiflung zu thun!

Jetzt zitterten sie alle. Mein Oheim wollte etwas sagen; ich trat aber auf ihn zu, und er schwieg. Mein Vater hielt mich am Arme. „Nicht einen Schritt sollst du thun!“

Wenn Sie mich noch länger halten, so ist mein erster Gang zu dem Fürsten. Ich lege ihm den Brief vor: das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre! — Er ließ mich los,

und ich ging in ein Wirthshaus, wo ich dir schreibe. Von hier will ich wieder nach dem Waldhäuschen. Noch bin ich nicht entschlossen, was ich thun werde. Meine Eltern reisen in diesen Tagen nach Weimerssen. Wenn sie wieder zurückgekehrt sind, sehe ich dich, Eduard, und schweife dann umher, das Mädchen zu suchen, das ich liebe, oder den Tod zu finden, den ich mir wünsche.

---

10.

Runden an Eduard.

* * g.

Ich habe deinen Auftrag durch den Hof-Banquier in **r besorgen lassen, der durch meine Frau nahe mit mir verwandt, und einer der edelsten Menschen ist. Er hat in * * r bei Personen von allen Ständen sehr großen Einfluß, und kann sich sogar furchtbar machen, wenn er es nöthig findet. „Der Aufenthalt des Mechanikus Lemme," schreibt er mir, „ist schlechterdings nicht herauszubringen. Wahrscheinlich hat man ihn durch

Drohungen der härtesten Strafe so in Schrekken gesetzt, daß er wohl nicht mehr in Deutschland seyn wird. — Aber," sagt er weiter, „die ganze Sache ist eine Schelmerei, der ich auf den Grund zu kommen hoffe; und ich stehe Ihnen dafür, daß die bürgerliche Ehre sowohl des Vaters als der Tochter wieder hergestellt werden soll, sobald ich nur die Fäden der Betriegerei erst ganz in Händen habe." Du kannst nun deinem heftigen Alexander sagen, daß er ganz ruhig seyn darf; der Banquier hat noch nie etwas unternommen, das er nicht durchgesetzt hätte. Nach sechs oder acht Wochen hoffe ich dir die boshafte Intrigue ganz hell und klar vorlegen zu können.

Was macht die Armand? Ich höre nichts von ihr; und um so mehr muß ich fürchten. — Meine Julie grüßt dich. Es würde mir nur ein Wort kosten; und wir wären bei dir, da sie so großes Verlangen hat, deine Margarethe kennen zu lernen. Aber darf ich sie in die Nähe der Armand bringen? Ich wünschte, daß ich bald etwas Bedeutendes hörte, lieber Eduard.

Mein neuer Schwager, ein sehr braver junger Mann, geht über Weimerssen nach Hamburg. Er führt jetzt einen Theil meiner Geschäfte mit großer Klugheit, ob er gleich nicht zum Handel erzogen ist. Es wäre mir lieb, wenn du ihm durch deinen Oheim, den Kapitain, einige Empfehlungen nach Hamburg und nach London verschaffen könntest, wohin er noch reisen will. So finster sein Aeußres auch ist, so edel wirst du sein Inneres finden. Er liebte meine Schwester schon lange; doch, weil er arm war, sagte er ihr kein Wort, ob sie gleich nur von sich selbst abhing, und ihm hinlänglich zeigte, daß er keine abschlägige Antwort zu befürchten hätte. Nun erbte er von einer weitläuftigen Verwandtin; und auf einmal war er der glühendste Liebhaber meiner Schwester. Beide sind glücklich. Er war ein feuriger Bräutigam, ist aber ein Ehemann geworden, der sich als Muster aufstellen läßt. Meine Schwester scheuet ihn wie ein höheres Wesen, und alle ihre Fehler sind durch ihn verschwunden. Du würdest das leicht-

sinnige, nach allen Vergnügungen rennende Mädchen nicht wieder kennen: so hat er sie verwandelt! Ich machte ihn Anfangs aufmerksam auf die Fehler meiner Schwester, und besonders auf ihren Umgang. Er legte mir mit einem bittenden Lächeln die Hand auf den Mund, und ich schwieg. Nach vier Wochen waren die Spiel=, die Tanzgesellschaften, die Dejeuners zu Ende, und meine Schwester die liebenswürdigste Hausfrau.

Aber, Philippine, fragte ich, wie hat dein Mann das Wunder zu Stande gebracht? Die Liebe ist doch fürwahr allmächtig!

Sie sah mich muthwillig an. „Die Liebe? Wäre es die gewesen, das hätte ich mir gefallen lassen; dann würde er mir das edelmüthige Opfer doch verdanken müssen. Aber daß ich ihm noch obendrein danken muß, weil er mir alle meine Freundinnen und Freunde zum Hause hinaus getrieben hat: das ist arg! Ich schäme mich, so oft ich daran denke. — Du kennst seinen Blick, mit dem er einen durch und durch bohrt; seine Fra=

gen, mit denen er einem auch das Verborgenste aus der Seele hervorlockt. So examinirte er mir denn auch alle meine Freunde, und er verstand sich darauf, jeden etwas höchst Albernes sagen oder thun zu lassen. Nun blickte er mich lächelnd an. Er brachte ein Paar von seinen Freunden in meine Gesellschaften, und die persifflirten mir meine allerwitzigsten Köpfe so unbarmherzig, daß ich erröthete. Als die Gäste weg waren, fragte er: „und das sind wirklich deine Freunde?" Ich würde dem Himmel gedankt haben, wenn ich ihrer los gewesen wäre; und das sagte ich ihm. „Du darfst nur zweimal nicht spielen," erwiederte er, „so hast du alle deine Freunde verloren." — Das war zu arg! Ich antwortete: er irre sich gewiß. — Wir spielten zweimal nicht, und ich hatte meine Wette, mit meinen Freunden, verloren. Nun erst hielt er mir eine Predigt über meinen Umgang, daß mir die Augen überliefen. Er zeigte mir die Verächtlichkeit der meisten von diesen sogenannten Freunden so deutlich, daß ich dem Himmel

dankte, von ihnen befreiet zu seyn." — — Eduard, diesen Mann schicke ich dir. Du wirst ihn sehen lassen, daß du mein Freund bist.

---

11.

Eduard an Runden.

Weimerssen.

Dein edler Schwager, lieber Runden, hat mich aufs neue an Leisern irre gemacht, und Zweifel bei mir erregt, die mir fast unauflöslich scheinen. Ich war Leisers Freund geworden, so vorsichtig ich auch seit deinen Nachrichten seyn zu müssen glaubte; denn er ist, wenn er will, unwiderstehlich. Als ich einige Male bei des frommen Predigers Familie zum Besuche gewesen war, sagte er zu mir mit einem sehr liebenswürdigen Wesen: „es stößt Sie irgend etwas von mir zurück. Mich dünkt, der Mensch sollte die Hand der Vorsehung ehren, wenn sie ihm einen Freund entgegen bringt; und das ist der Fall mit mir und Ihnen."

Das Aufdringen, auch wenn es mit einer guten Art geschieht, ist mir nicht angenehm; daher sagte ich ihm: ich überlasse die Freundschaft gern der Zeit, oder vielmehr dem Herzen, und nicht dem Zufalle.

„Nur sollte das Herz dem glücklichen Zufalle nicht Mißtrauen entgegensetzen. Der Mensch ist zu stolz, wenn er nichts dem Zufalle verdanken will."

Es wäre noch sonst etwas möglich.

„Ja, ein Mißtrauen, das sich auf Nachrichten von meinem Charakter gründete; und das, glaub' ich, ist Ihr Fall: denn Sie beobachten mich."

Ich konnte nicht Nein sagen, und gestand ihm also, daß ich Nachrichten hätte, die . . .

„Die schwerlich," fiel er mir in's Wort, „so schlimm seyn werden, als ich selbst sie Ihnen von mir geben kann. Ich habe mich nie einem Menschen verborgen, selten aber mein Innerstes Jemanden entdeckt, und am wenigsten meine Fehler; man ist, wenn man das thut, meistens der unbescheidenste Prah-

ler. Doch mehr als Einmal habe ich mich mit einem Herzen voll Liebe an einen Menschen gedrängt, dessen Freundschaft ich mir wünschte. Und so thue ich es auch bei Ihnen. Die Freundschaft ist das einzige Göttliche auf der Erde. Ohne sie wäre das Leben sonst nichts, als eine verächtliche Regung von thierischen Instinkten."

Und die Liebe? und die Tugend?

„Ist nicht das Edelste an der Liebe die Freundschaft? und ist die Tugend etwas anders als Freundschaft gegen das ganze Menschengeschlecht?"

Nun stand er mit funkelnden Augen, voll hoher Begeisterung, da, und riß mein Herz unwiderstehlich an sich. Jetzt erst öffnete er seine flammende Seele der meinigen. Er erzählte mir einen Theil seiner Lebensgeschichte: wie er, von feurigem Eifer für die Wahrheit getrieben, von Irrthum zu Irrthum geschwankt, und jeden als Wahrheit ergriffen, jeden festgehalten, bis ein kalter Schauer ihn aus dem leeren Traume geweckt habe; wie sein Inneres, mitten un-

ter dem Tumulte der Zweifel an Gott, Unsterblichkeit und Tugend, die Ahnung, die Hoffnung, und den Keim des Glaubens an das alles bewahrt; wie die mächtigen Leidenschaften, Ehrgeitz und Wollust, seine Irrthümer mit einem triegerischen Glanze umgeben; wie er in diesem Tumulte der Leidenschaften, des Genusses, des Durstes nach Wahrheit, und des Irrthumes, an dem Leben selbst verzweifelt, in eine dunkle Leere versunken, mit erloschenem Herzen und mit dem allein noch übrig gebliebenen Verlangen nach Ruhe, an das Grab getreten sey, weil er nur in der Vernichtung Ruhe zu finden gehofft; und wie er nun, was er in der Befriedigung ungestümer Begierden des Körpers und des Geistes vergebens gesucht, in der stillen Liebe zu Christianen, in dem einfachen Genusse der Natur, und dem Vertrauen zu der frommen Familie des Predigers, gefunden habe.

Das bestätigte freilich deine Nachrichten von ihm; aber dennoch fiel ich mit inniger Liebe an sein Herz. Sag, woran liegt es,

daß wir nicht denselben Gang nahmen, wie er? Uns fehlte nur die heiße Flamme, die seinen Kopf und sein Herz beseelt. —

Seit dieser Unterredung liebe ich ihn mit schwärmerischer Leidenschaft. Er paßt nicht für das gewöhnliche Leben, und ich begreife nicht, wie er für Christianens engen Kreis taugen, wie sie ihn in dem kleinen Cirkel ihrer Liebe, ihrer zweifellosen, stillen Frömmigkeit, festbannen will: diesen Geist, dessen Blicke immer auf die Gränzen aller Dinge geheftet sind; der weiter keine Frage thut, als die: was ist jenseits? dem dieses Leben nur ein langer Wunsch nach einem andern ist! Wie wird sie ihn bändigen! — Ich sagte ihm etwas Aehnliches. — „Dieser enge Kreis," erwiederte er lächelnd, „ist es eben, was ich suchte: die Heimath der Ruhe, wohin ich aus den Stürmen des Lebens zurückkehre."

Nunden, so stellte ich mir meinen Oheim Heinrich in seiner Jugend vor, eben so. Ich sagte das Leisern, und er wurde begierig, einen so ausgezeichneten Mann kennen

zu

zu lernen. Zu meiner Verwunderung gefiel er dem Oheim immer weniger, je öfter er zu uns kam.

Ich weiß nicht, sagte ich einmal lächelnd, als er wieder weg gegangen war, wie es zugeht, daß Sie Herrn Leiser nicht lieben. Die Aehnlichkeit, die er mit Ihnen hat, ist doch gar nicht zu verkennen. Sie sehen das Leben gerade aus einem so selt . . . so ungewöhnlichen Gesichtspunkt an, wie er.

„Hm! thue ich das?" fragte Oheim Heinrich ernst. „Kurios! Sieh, ich suche von dem Leben so einfach zu denken, als möglich; und du findest das seltsam, Eduard! Das eben ist seltsam! — Dein Freund gefällt mir nicht. Ich liebe keine Bäume voll Früchte in Blumentöpfen, und traue keinem Menschen, der im zwanzigsten Jahre das Leben verachtet, wenn ihn nicht kurz vorher seine Geliebte kalt behandelte; er ist entweder ein armseliger Prahler, oder ein Taugenichts, der vierzig Jahre in zwölf Monaten verschwendet hat. — Das ist mein Glaubensbekenntniß über deinen Freund."

Wie kann mein gütiger Oheim Heinrich so hart seyn! sagte ich lächelnd.

„Hart? Die Natur will, daß wir im zwanzigsten Jahre den Himmel im Leben finden sollen; und zu dem Gegentheile von dem, was die Natur so bestimmt gewollt hat, kann man auf keinem guten Wege gelangen. Denn — magst du mich doch wieder für seltsam halten! — ist der Mensch zur Tugend bestimmt, wie ich glaube, so mußte alles in der Natur, selbst der thierische Instinkt, ein Wegweiser zu ihr seyn, wenn nicht gar ihr Hofmarschall, der uns bei ihr einführt. — Ihr möchtet gern aus der Tugend ein Privilegium der schönen Geister, der Genies machen, und sie ertheilen, wie Doktordiplome, nach einem Examen. Kurz und gut, Ihr höbet gern die Tugend aus den Gränzen der Natur hinaus; und das will ich nicht zugeben. Was gegen den Willen der Natur ist, ist auch gegen die Tugend, weil beide Eins sind. — Der Jüngling muß im zwanzigsten Jahre für Vaterland, Freundschaft, Tugend, und sein Mäd-

chen dem Tode entgegen gehen können; findet er aber das Leben eine ganze Woche lang verächtlich, so sitzt ein Teufel in ihm, und kein guter Geist."

Ich erzählte ihm nun, was ich von Lelsern selbst gehört hatte. — Mein Oheim lächelte ungläubig, und sagte: „Ihr jungen Leute habt der Vorsehung die Wunder entrissen, wogegen ich auch nichts habe. Doch sollt Ihr mich nicht überreden (wie Ihr gern möchtet), daß Ihr selbst Wunder seyd. Ich kenne die großen Männer, welche die Geschichte aufstellt, so ziemlich. Nehme ich ein Paar dringende Zufälle weg, so verschwindet ihre Größe. Ich glaube an keine andre Genies, als an poetische; und die eben sind es, welche uns gern bereden wollen, ein Genie sey alles. Für Meinungen thut der Mensch sehr viel, auch das Widersprechendste; und das ist eben nicht die glänzendste Seite an ihm. Der edle Las Casas machte die Negern zu Sklaven, um die trägen Amerikaner von der Arbeit in den Bergwerken zu befreien. Da hast du den Menschen! —

Ich will so billig seyn, deinen Freund für einen eitlen Geck zu halten; denn ist er das nicht, so kann er nur ein Taugenichts seyn."

Bald nach dieser Unterredung kam dein Schwager. Er wurde von mir freundlich, und von meinem Oheim mit ungewöhnlicher Wärme, aufgenommen. Als ich mit ihm im Garten war, trat auf einmal Leiser aus dem Bosket hervor. Er verfärbte sich, sobald er einen Blick auf deinen Schwager geworfen hatte; doch bald trat er auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und bat ihn, einen Augenblick mit ihm bei Seite zu gehen. Leiser sprach in der Ferne sehr heftig; dein Schwager, den ich beobachten konnte, stand ganz ruhig da, mit den Händen in den Taschen.

Als sie wieder zu mir kamen, war Leiser erhitzt, dein Schwager aber nicht bloß kalt, sondern frostig, beinahe spöttisch. Jener kündigte sich mir nun als den vertrauten Freund deines Schwagers an; dieser aber sagte nicht ein Wort zur Bestätigung, und blieb während der ganzen Unterredung wort-

arm, fast verdrießlich. Als Leiser uns verlassen hatte, ging dein Schwager nachdenkend neben mir her; auf einmal sagte er: „dieser Leiser sucht Ihre Freundschaft eifriger, als vielleicht je die Freundschaft irgend eines Menschen. Ich war sein Freund, bin es aber nicht mehr, ob ich ihn gleich nicht hasse. Er ist kein verächtlicher Mensch; sein Charakter ist im Grunde edel und gut. Aber, Herr Winter — ich fürchte diesen Leiser, obschon sonst keinen Menschen; und also taugt er nicht zu meinem Freunde."

Mehr war von ihm nicht heraus zu bringen, so viel ich auch in ihn drang. „Ich bin," sagte er, „über diesen Menschen nicht mit mir selbst einig. Einige Vorfälle mit ihm, die mir begegnet sind, können mich leicht ungerecht gegen ihn gemacht haben. Es ist möglich, daß er Recht hat, wenn er immer sagt, daß ich ihn nicht fasse, nicht begreife; aber — ich fürchte den Menschen, der mir nach einem so vertrauten Umgange noch unbegreiflich seyn kann."

Trotz dem allen zieht mich mein Herz zu

diesem Leiser; denn er spricht meine innersten Gedanken aus: es ist, als ob ihn und mich derselbe Geist beseelte. Wenn ich sehe, wie er mit seinen Verwandten und seiner Geliebten ihre einfachen Freuden theilt; wie bei den frommen Blicken des Mädchens sein stolzes Herz so kindlich, so zufrieden wird; wie sein Riesengeist sich in die Blumenfesseln schmiegt, welche ihm die schöne Menschlichkeit anlegt; wie dieser Geist, der einen Thron und das Leben verachtet, in den leisen Ergießungen eines schönen Herzens volle Befriedigung findet: so — Ja, sie begreifen nicht, wie eben die Hand, welche diamantene Fesseln zerriß und Kronen zerschlug, mit zitternder Freude ein Veilchen abpflücken kann; wie dieser Geist, der überall frei bleibt, sich durch nichts, gar nichts beschränken will, als durch sich selbst und durch die anspruchloseste Demuth einer Liebenden.

Ich glaube ihn zu verstehen, und begreife (worauf dein Schwager wohl zielen mochte), warum er die Bande einer stol-

zen, herrschsüchtigen Geliebten, des schönsten Mädchens, auf einmal zerriß. Sie wollte ihn in die Fesseln ihres Willens, nicht ihrer Liebe, schlagen. — Aber bin ich nicht vielleicht partheiisch für ihn, eben weil ich ihn liebe? —

Dein Schwager ist abgereist, und die Liebe, die Achtung aller meiner Verwandten, sogar der Base, begleitet ihn. Er hat von dem Kapitain sehr dringende Empfehlungsschreiben bekommen. Auch Heinrich gab ihm einen Brief mit, dessen Aufschrift dein Schwager lange betrachtete. „Nehmen Sie," sagte mein Oheim, „obgleich die Adresse nicht heißt an Paul oder Kaspar N. N. et Compagnie. Geschäfte, bei denen Procente zu gewinnen sind, werden Sie freilich auf diesen Brief nicht machen; dafür sollen Sie aber etwas sehen, was Diogenes mit einer Laterne vergebens suchte, und zwar ein ganzes Haus voll Menschen." —

Mit Margarethen lebe ich, wie vorher. Jeder Tag vermehrt den Kranz des zärtlichsten Vertrauens mit einer neuen, schöne-

ren Blume. Ich komme auf einem seltenen, aber lieblichen Wege in den heiligen Tempel der himmlischen Liebe, und danke meinem Oheim dafür, daß er mich veranlaßt hat, diesen Weg zu gehen. Ich mußte doch seine ewigen Spöttereien über das närrische Benehmen junger Leute bei der Liebe und im Brautstande zu Schanden machen!

„Sieh, Ludwig," sagte er einmal, „auch der beste unter ihnen scheint aus einem Irrenhause entsprungen zu seyn, wenn er auf Freiers-Füßen geht — er müßte denn einen Geldsack, einen Stammbaum, oder den Einfluß einer Familie erheirathen wollen; doch auch ein solcher Afterliebhaber stellt sich närrisch, damit man nicht merken soll, wie falsch er ist. Du wirst noch deine Freude an dem Eduard erleben!" fuhr er dann fort, weil mich Ludwig ansah, um das närrische Wesen an mir zu entdecken.

Wenn es wahr ist, sagte Ludwig, als wir Beide allein waren, so wollte ich, du fingest je eher je lieber an. — Ich lächelte, und versprach, daß Oheim Heinrich mich für eine Ausnahme erklären sollte.

Vor einigen Tagen hatte ich nun mit Heinrich ein Gespräch unter vier Augen. Er sah mich mehrere Male finster an. Seine beiden Brüder, die so eben weggegangen waren, hatten sehr eifrig mit ihm gesprochen, wahrscheinlich von ihrem Wunsche, daß ich Gretchen heirathen möchte.

„Ich soll dich," sagte er endlich, „ein wenig ausholen, Eduard: das fodert mein ganzes Haus von mir. — Es ist dir doch wohl nicht entgangen, daß es uns Allen lieb wäre, wenn Gretchen Madame Winter würde?" — Ich lächelte. — „Auch wohl nicht, daß Gretchen gegen unsren Wunsch nichts Erhebliches einzuwenden hat? — Uns ist es keinesweges entgangen, daß du zuweilen aussiehst und pfeifst, wie eine Nachtigall im Frühjahr. Wir begreifen nur nicht, warum du dein Liedchen nicht Gretchen, und dann mir und deinen Oheimen vorsingst. Die Base giebt die ersten Töne eines Liedes an, das uns nicht gefallen will. Es fängt an: er ist schon — versagt! sollen wir hinzu denken. Darüber muß ich dich nun ausholen."

Ich bin nicht versagt, erwiederte ich lächelnd; und wenn Sie mich nicht verrathen wollen, lieber Oheim, so gestehe ich Ihnen, daß Sie ganz recht gehört haben: ich pfeife, wie die Nachtigall im Frühjahr.

„Nach Gretchen?"

Nach Gretchen!

„Weiß sie darum?" (Ich schüttelte den Kopf.) Er sah mich mit einem starren Blicke an. „Warum nicht?"

Nun — aber Sie müssen mich nicht verrathen! — Ich möchte gern, daß sich alles so von selbst machte, damit Sie nicht sagen können, ich sey aus einem Irrenhause entsprungen.

„Topp! ich verrathe dich nicht!" sagte er lachend; „ob mir gleich das Ding ein wenig zu gekünstelt vorkommt."

Gekünstelt? Nein, lieber Vater, nein. Ich künstle nicht an meiner Empfindung. Aber ist das sanfte Verschmelzen zweier Herzen, das leise, unbemerkte Zusammenfließen zweier Seelen, nicht eben so viel werth, als eine stürmische Leidenschaft, welche ein Herz

gewaltsam zu dem andern hintreibt? Muß denn die Liebe wie der Schwarzdorn seyn, dem ein Orkan die Blüthe entlockt? Kann nicht auch stilles Vertrauen einmal zwei Herzen verbinden?

„Der Teufel, Eduard! wie ich merke, bist auch du ein Narr, aber mit Methode. Ich dachte Wunder, welch einen Schwan du aushecken würdest; und am Ende ist es die alte Gans, nur mit andern Federn. Viel Glück! Aber — was wettest du? — am Ende bricht dein Schwarzdorn doch im Sturme aus."

Ich lächelte, und werde dann erst recht lächeln, wenn ich mit Margarethen vor ihn hintrete und um seinen Segen bitte.

So steht es, Runden. Sie ist mein, längst mein; und daß ich der Ihrige bin, weiß sie. Was bedarf es jetzt noch? Ich brauche nur ihre Lippen zu berühren, und der ewige Bund ist geschlossen. Sieh, diese jungfräuliche Zurückhaltung, diese zarten Dornen an der Rose — warum soll ich die gewaltsam abstreifen? Nein, sie müssen von

selbst fallen, unter dem leisen Berühren der zartesten Freundschaft. Ich will das ganze Glück, das die Natur sonst immer in mehrere Herzen vertheilt, in dem einzigen meiner Margarethe finden. Sie soll meine Freundin, meine Schwester, und meine Geliebte, kurz alles seyn, was dem Menschen das Theuerste in der Welt ist.

---

12.

## Siegmund an Runden.

Meine Geschäfte gehen hier glücklich. Du weißt, ich liebe den Handel, obgleich nicht den Handelsmann. Jeder Stand hat seine eigenthümliche Bürde und Schwäche, die aus seiner Beschäftigung entsteht. Bei dem Kaufmann fällt diese Schwäche vielleicht weniger auf, als bei andern Ständen, z. B. dem Gelehrten, dem Militär, dem Hofmann; aber er hat sie, und wehe ihm, wenn er sie nicht merkt! Die ewigen Geldgeschäfte verengen die Seele, und es gehört in der That eine große Kraft des Charakters dazu, sich des Geld-

stolzes zu erwehren, eine größere, als sich vom Rangstolze frei zu erhalten.

Aber dennoch finde ich vortreffliche Menschen in diesem Stande, wenn auch nur einzeln. Ich habe hier Umgang mit einem Hause, das mich leicht bestimmen könnte, Hamburg zu meinem Wohnorte zu wählen. Und diesen Umgang verdanke ich dem Oheim deines Freundes Eduard: nicht dem Kapitain, sondern dem Vater von Eduards Braut. Bruder, du hast mir viel gegeben durch die Bekanntschaft mit der Familie in Weimerssen, sehr viel! Ich habe nicht leicht so viele gute Menschen beisammen gefunden, als die drei Herren von Mörs, mit Allen, die zu ihnen gehören.

Margarethens Vater habe ich verkannt: er ist gewiß einer der edelsten Menschen, ob ich das gleich weniger weiß, als aus Winken, einzelnen Worten und Anekdoten, die sein hiesiger Freund mir giebt, sagt und erzählt, errathe. — Freund! hier hat das Wort Bedeutung, oder es hat sie nie. Breymann, mit dem er in der Jugend zehn-

Jahre auf beiden Halbkugeln der Erde umhergereis't ist, kann nicht aufhören, von seinen Tugenden zu reden. „Bei ihm," sagt er, „findet man die Menschlichkeit gediegen, nicht durch weitläuftige chemische Prozesse, auf dem trocknen oder nassen Wege, gewonnen. Er ist ganz ein Mensch."

Ich wette, lieber Schwager, man kennt in Oheim Heinrichs eigenem Hause von seiner Lebensgeschichte so gut wie gar nichts. Die Base glaubt, er sey wie ein Taugenichts die Welt durchzogen; und auch die Andern denken von ihm nicht viel besser. Sein Zug über die Erde ist aber vielleicht mehr werth, als die meisten Reisen, die jemals gemacht worden sind. Ich werde dir schreiben, sobald ich diesen Mann noch näher kenne.

Mit einer Art von Unruhe erwähne ich eines Menschen, der sich an deinen Freund Eduard und dessen Familie drängt: Leisers. Wir sind mit einander aufgewachsen. Damals opferte er alles seiner Eitelkeit auf, mich selbst mehrere Male; dann aber zog er den Beleidigten mit einer unwiderstehlich

rührenden Reue wieder an sich. Im achtzehnten Jahre brachte uns der Zufall wieder zusammen. Er stand nun ausgebildet da, und war ein Mann. Ich, nur ein Jüngling, bewunderte seine Größe (wie ein junger Mensch ja alles Glänzende bewundert), sah aber auch, wie er in dem üppigsten Schwelgen seiner Phantasie und seiner Sinne (welches er hohe Freiheit nannte) nach und nach sein Herz ausleerte. Liebe und Freundschaft, Tugend und Charakter-Stärke, waren ihm Aufgaben, mit denen seine Eitelkeit und sein zu sichrer Geist nur spielten. Durch eine unbegreifliche Anstrengung siegte er allenthalben über die Leidenschaft; und besonders darum schloß ich mich immer fester und inniger an ihn. Jetzt öffnete er mir, nur mir, sein Herz, und ich schauderte zurück vor der tiefen Leere darin. In den Momenten seiner geistigen Abspannung war ihm jede Größe des Menschen ein Spott, jede edlere Hoffnung ein Unding. Nur zu einem üppigern Genusse fühlte er sich bestimmt, weil er sich für besser organi-

sirt hielt, als Andere. Er hatte alles in Uebermaß genossen, und kein Genuß hatte ihn angezogen. Jedes ausgezeichnete Weib wurde das Ziel seines Verlangens, die Beute seiner alle Herzen unterjochenden Kunst, und das Opfer seiner kalten Veränderlichkeit. Seine Entschuldigung war immer: ich habe keine Liebe gefunden, nur Koketterie, Gefallsucht und Eitelkeit.

Ich sagte ihm oft, er bekomme eben das, was er gebe; denn er sey keiner Liebe fähig. Er bereuete, und dennoch blieb er, wie vorhin. Wir waren fünf und zwanzig Jahre alt geworden. Ich liebte, und stand auf dem Punkte, mit meiner Geliebten verbunden zu werden, als Leiser mich besuchte. Ich schilderte ihm mein Glück, und nannte meine Geliebte treu; er lächelte zweideutig. Ich stritt, ich kam in Hitze; er schwieg. Ich foderte in dieser Wallung ihn auf, mir durch seine Künste das Herz des Mädchens zu entreißen; er lächelte wieder, und schwieg. Nach sechs Monaten legt er mir ganz kalt ein Billet von meiner Geliebten vor, aus

dem

dem ganz offenbar erhellt, daß sie ihn liebt. Teufel! ruf' ich, und ergreife den Degen. — „Thor!" sagt er kaltblütig, und entwaffnet mich. — Schurke! Elender! Niederträchtiger! ruf' ich, um ihn aufzubringen. „So seyd Ihr!" sagt er kalt. „Du foderst mich auf, etwas zu thun, das du für unmöglich hältst. Ich thue es, und nun möchtest du mich lieber ermorden. Ihr selbstsüchtigen Thoren, denen die Wahrheit nicht so viel werth ist, als euer Genuß! — Ich verlasse das Mädchen, ob ich es gleich sehr schön und reitzend finde. Du stellst dich, als wüßtest du nichts, und sie wird deine Frau, sobald du willst. Meine Freundschaft kann dir die Geliebte aufopfern. Fodre es nur, Siegmund, fodre es!"

Seine Kaltblütigkeit bei meinen Beleidigungen, und seine freundschaftliche Wärme brachten mich um alle Besonnenheit. Ich schämte mich nun, ungerecht gegen ihn gewesen zu seyn. Mein ganzer Zorn fiel auf die Treulose, die mich so hintergangen hatte. Ich blieb von ihr weg, und auch Leiser that

das, ohne von mir dazu beredet zu seyn. Das gefiel mir; denn er that es, um mich zu rächen, ob er gleich das Mädchen mit heftiger Leidenschaft liebte.

Als ich kälter wurde, und überlegen konnte, schien mir die Gewalt, welche Leiser über seine Empfindungen hatte, fürchterlich. Es überfiel mich ein Schauder, wenn ich ihn reden hörte von der Armseligkeit des Lebens, von dem Einzigen, wodurch man es sich noch erträglich machen könne: daß man sich frei erhalte von den Ketten jeder Leidenschaft, jedes Gefühls, jeder Verbindung; daß der Rausch der Sinne nur eine poetische Welt beleben müsse, worin alles ewig, alles unbegränzt, alles erlaubt sey, wenn es nur das Verdienst der Schönheit und eines Kunstwerkes habe; daß man alle Banden des bürgerlichen Lebens nur als Fesseln ansehen müsse, mit denen der Mensch auf der Galeere des Staates angeschmiedet werde.

Ich beobachtete ihn genauer, und glaubte zu bemerken, daß er sein Leben in sinnlichem Genusse verschwende, und daß er

das Feuer seines Geistes schon mit Wein oder mit Opium anzünde. Auch sah ich mit Schrecken, wie er ein Paradoxon nach dem andern, und eins immer seltsamer als das andre, ergriff, wie fein er spekulirte, um sich eine Welt zu ersinnen, die nur er selbst war, worin alles, außer ihm, verschwand, und alles aus ihm allein hervorging. Er bekam Ekel am Leben, an den Menschen: so wurde er herrschsüchtig, und hielt nur sich für etwas. Verletzungen der gemeinen Höflichkeit, wenn er sie beging, nannte er Wahrheitsliebe. Er sonderte sich von den Menschen aus, und stellte sich über sie. Das Leben war ihm eine Masse von Gemeinheit, und die Menschen, glaubte er, wären eine Heerde von Thieren, die der Schalmei ihres Hirten folgten, und keinen Sinn hätten für die ewige Harmonie der Natur.

Das sah ich, oder glaubte es wenigstens zu sehen. Und nun lies einen seiner letzten Briefe an mich.

„Ich bitte dich, Siegmund, bleib mit deinem Geschwätze weg. Wir Beiden sehen

das Leben verschieden an. Dir ist der Mond nur die Laterne eines Nachtwächters, und die Sonne nur ein armseliges Küchenfeuer; ich finde in der Natur den Abglanz meiner innersten Poesie. „Was kann er dafür? Ich liebe ihn dennoch!" sage ich. Solltest du nicht eben so von mir sagen müssen? — Ich habe für immer genug an dem ewigen Hin- und Hergehen auf der Bühne des Lebens, nach dem Zuruf des Tanzmeisters; ich bin dieses schalen, flachen Spieles überdrüßig, dieses Werkeltags-Lebens, worin jeder Tag dreihundert und fünf und sechzig Mal im Jahre wiederholt wird. Liebe sucht' ich, und fand nicht einmal Wollust, nur Buhlerei, nur Mode. Wo ist denn das Mädchen, das Sinn hätte für das innere Vereinigen mit dem Manne, und für das Vollenden ihres Geschlechtes durch die Liebe? Mitten in einer höchst poetischen Minute der Liebe sehen die Weiber nur den Traualtar, oder doch den Schlüssel zu dem Geldschranke des Mannes. Die Natur liegt todt und verwaiset unter dem, was man Leben nennt. Doch weg davon!"

„Hier, Siegmund, habe ich die Natur gefunden, und das heiße, verlangende Herz mit ihren Freuden erfüllt: in diesem Kranze lieblicher Bäume, in dieser ärmlichen Hütte. Hier in diesem Heiligthum ist mein Asyl, oder es giebt keins für mich. Hier habe ich mich wiedergefunden: hier in diesem Prediger, meinem Oheim, seiner Frau, und seiner Tochter, die das Gesicht und den Sinn einer Heiligen, einer Madonna hat."

„Mich wiedergefunden! Glaube nicht etwa, der alte Prediger sey ein denkender, spekulativer Kopf. Nichts weniger als das! Aber er ist ganz, was er ist: eine hohe poetische Natur. Er lebt in einer Welt voll Wunder, in einer Welt, die aus seinem Innern mit hohem Sonnenglanze hervorgeht. Unter seinen Bäumen wandelt Gott; über seiner Hütte schweben Engel. Seine Gottheit ist nicht eine inhaltsleere Idee eurer Philosophen: sie ist lebendig, kraftvoll, und er bewahrt sie mit kindlichem Glauben, mit poetischer Lebendigkeit. Hier ist die Tugend, nach deren Anblick ich so oft vergebens

schmachtete; hier sind die Geschlechter getrennt, und doch verbunden, Eins und mannichfaltig. Die Frau lebt nur in ihrem Mann: er ist ihre Welt, in der ihr Herz sich ausspricht. Ich betrachte diese beiden wahren Menschen mit Ehrfurcht. Und neben ihnen steht in dem reinen Glanze einer überirdischen Schönheit die Tochter, diese göttliche Jungfrau, das vollkommenste Bild der Liebe."

„Wenn ich bei ihr bin, so ist mein voriges Leben verschwunden. Alle Ideen, die ich ehemals so scharf secirte, schlagen wieder lebendig zusammen, und bilden eine Wunderwelt, worin die schönen Träume der Kindheit, des Glaubens, der Poesie in Erfüllung gehen. Schlägt sie die blauen frommen Augen andächtig auf, so bekleidet sie den Himmel mit lieblichem Lichte, und füllt ihn mit Heiligen und Engeln; senkt sie den Blick in Thränen, so zieht sie den Himmel herab auf die Erde: die Menschen werden zu Engeln, die Tugend ist wahr, der Tod ist besiegt, das Leben ewig."

„O, denke ich, wie muß sie aussehen, wenn sie betet! oder wenn sie zitternd das klopfende Herz an die Brust des Geliebten legt! wie, wenn sie Mutter geworden ist, und das seligere Gefühl der Vollendung sich nun zu dem Gefühle der Liebe, der Frömmigkeit mischt: sie, die schon jetzt mit trunkenem Auge daher tritt, als käme sie aus den Armen eines Gottes, und ahndete das künftige Glück der Mutterfreuden!"

„Hier, Siegmund, vor diesen trunkenen Augen, habe ich meine Welt wiedergefunden: das Leben, den Genuß, den Sinn, die Kunst! Hier habe und halte ich alles, was das Leben beseligt. Nehme ich ihre Hand, so ist es, als strömte daraus Entzücken durch mein ganzes Wesen; umfasse ich die edle, und dennoch zarte Gestalt, so verwirrt die Wonne, die ich fühle, meine Sinne; höre ich die einfachen, frommen Worte aus ihrem lieblichen Munde, so ist es die Weisheit, die Poesie selbst, welche spricht. Lebenslang möchte ich vor ihr sitzen und ihre herzvollen Worte übersinnen."

„Nein, Siegmund, bei ihr gebrauche ich keine von meinen Künsten. Ich folge dem schönen Irrgange, den mein Herz mich führt, drücke ihre Hand, hefte mein funkelndes Auge auf das ihrige, sitze Abends mit ihr unter den blühenden Apfelbäumen, und höre den Gesang der Nachtigall, der für meine Liebe beredter ist, als meine Lippe. Sie lehnt erst die Schulter sanft an die meinige, dann sinkt das blonde Köpfchen an meine Wange; ihre Hand wird wärmer, ihr Puls klopft schneller. Ja, sie liebt mich!" — —

Nun erfuhr ich also, wo er war. Ich hatte Briefe an ihn, die schon lange bei mir lagen, und zwar, wie ich an der Handschrift in der Adresse sah, von einem Mädchen, welches ich mit fester Ueberzeugung für seine Braut hielt. Diese Briefe schickte ich ihm, und machte ihm dabei Vorstellungen. Er schickte sie unerbrochen zurück, und schrieb mir dabei: „Du kennst mich ja! Soll ich mich zum Sklaven eines herrschsüchtigen Weibes machen? Ich verlangte Liebe, und sie wollte mir einen Trauring geben."

Jetzt kannte ich den elenden Egoisten. Ich schrieb ihm, was ich von ihm dachte. Er antwortete mir kalt, und sogar in seinem gewöhnlichen spöttischen Tone: „du hast mich gar nicht verstanden; du kannst oder willst den Geist nicht fassen, der mich belebt. Du beschränkst alles unter die Gesetze einer kalten, verhaßten Convenienz; ich muß alles in den Zauberkreis der unermeßlichen Natur, und in die Gesetze der Kunst einschließen. So ist es denn gut für dich, wenn du mit mir brichst. Ich brauchte nicht zu brechen, wie ich sehe; denn ich hatte dich niemals, so wenig wie du mich."

Dies, lieber Runden, mußte ich dir, wie ich glaube, sagen. Wie viel davon dein Freund Eduard erfahren soll, um die Tochter des Predigers warnen zu können, kommt auf dich an. Ich fürchte für das fromme Mädchen, und zittre vor diesem Leiser, dem nur sein Gefühl wahr, und jeder fremde Schmerz eine Aeußerung der kalten Convenienz ist.

Ob ich nach London gehe, weiß ich noch nicht. Ich habe hier sehr viel zu thun.

13.

## Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Also muß eine Unschuldige sich begnügen, wenn man sie nur nicht weiter verfolgt? Ich verstehe in der That das nicht recht, was man dir geantwortet hat, liebe Friederike. „Es könne durchaus nicht vortheilhaft für mich seyn, meine Sache aufzuklären; denn es sey jetzt eine Hand im Spiele, vor der man zittre. Von dem Gange des Prozesses lasse sich nichts sagen. Ich sey betrogen, und mein Vater dazu. Man habe ganz andere Absichten gehabt, als uns aus ** r wegzuschaffen.“

Verstandest du, was du mir schriebst, Friederike? Das letzte kann ich dir erklären. Ein Bösewicht liebte mich, und ich sollte im Gefängniß das Opfer seiner Schändlichkeit werden. Durch einen Engel wurde ich gerettet. — Du willst nun ** r ganz verlassen. Dein Schutzgeist begleite dich auf der weiten Reise! Meine Gebete werden dir folgen, geliebte Friedrike.

Ich lebe hier noch in einer genußreichen Ruhe; nur zittre ich, daß ich dem grausamen Menschen, der mich so betriegen konnte, wieder vor die Augen kommen werde: denn da er Herrn Winter kennt, so . . . Und doch, Friederike, will mir zuweilen eine Stimme in meinem Herzen sagen, er könne unschuldig seyn. Ach, ich weiß, woher das kommt! Ich habe noch immer nicht aufgehört ihn zu lieben. O, wenn ich mir ihn vorstelle mit dem edlen Gesicht, dem redlichen Auge, dem Ausdruck einfacher Güte in seinem ganzen Wesen, in dem Tone seiner Stimme: so wird es mir schwer, ihm eine so tiefe listige Bosheit zuzutrauen! —

Ich bin nicht die Einzige, welche leidet, Friedrike! Auch Margarethe, das edelste Mädchen, die reinste Seele, weint Thränen der unglücklichen Liebe. Sind denn alle Männer Betrieger? Eduard geht mit ihr um, daß ich darauf schwören wollte, er liebe sie; und dennoch sagt er ihr kein Wort, ob er gleich sehen muß, daß ihr ganzes Herz von ihm erfüllt ist.

Sie ertrug das Anfangs mit himmlischer Geduld, und hatte am Ende jeder Woche eine Entschuldigung. „Liebe Lotte,“ sagte sie, „wie zart! Er will mich nicht meinen Verwandten verdanken, sondern mir selbst, um mir das doch immer unangenehme Gefühl zu ersparen, daß mein Vater mich ihm angetragen hat.“ Das sagte sie während der beiden ersten Monate. Dann: „Sie glauben nicht, Lotte, wie viel Verstand er bei dem wärmsten Herzen hat! Ich stehe Ihnen dafür, er weiß, daß die Liebe allein ein zu unsicherer Grund ist, um das Glück seines ganzen Lebens darauf zu bauen. Ehe ich ihm meine Hand gebe, soll ich ihn erst ganz kennen lernen und seine Freundin werden. Er will erst meine Fehler kennen lernen, und sich daran gewöhnen: das kostet Zeit, gute Lotte! Sie sollten ihn nur sehen und hören, wenn er mit mir allein ist; dann würden Sie dem bösen Geschwätze der Base nicht glauben.“

Ich widersprach ihr nicht, wie du leicht denken kannst. Die Base aber prophezeiete

so oft und so bedeutend, daß wir Alle — erst ich, dann Ludwig und der Kapitain, und endlich sogar der Vater — ein wenig ängstlich wurden. Ich sprach mit dem letztern; und er hörte mich, wie fast immer, lächelnd an. Endlich sagte er: „ist es nicht ein großes Unglück, daß der junge Mensch sich ein wenig Zeit nimmt, ehe er niederknieet und anbetet! Ich werde ihm übrigens meine Tochter nicht aufdringen, wenn er sie nicht haben will."

Was ließ sich sagen! — Am Ende versprach er indeß, den jungen Mann auszuholen. Ob er das gethan, und was Eduard gesagt hat, weiß Niemand. „Lassen Sie mir die Leutchen gehen, Lotte!" antwortet er, so oft ich davon anfange.

Wenn aber Gretchen unglücklich würde! und das ist sehr leicht möglich! sag ich pathetisch und bedeutend, um ihn ängstlich zu machen. Er lächelt, und beruft sich auf ihren guten Appetit. Fahre ich dann fort, so sagt er: „wenn er nicht will, wer kann ihn zwingen?"

zwingen nicht; aber Gretchens Erwartungen endigen, ihn zu einer Erklärung nöthigen.

„Nun, wenn er sich nicht erklärt: ist denn das nicht Erklärung genug? Erwartungen! Wer hat denn Greten die gegeben? Eduard?"

Dabei blieb es. Die Base stimmte unterdessen immer ihr ewiges Lied an: es geht nicht gut! Er möchte wohl, aber er kann nicht! — Hätte sie Recht, so wäre Eduards Heiterkeit unbegreiflich: er müßte doch eine gewisse Unruhe äußern. Eher will ich glauben, daß er Gretchen gar nicht liebt; denn, was wir von seinem Herzen wissen, haben wir doch beinahe nur aus ihrem Munde.

Er geht mit ihr spazieren; mit mir auch. Er reitet zuweilen mit ihr; könnte ich reiten, er ritte auch mit mir. Er liest mit ihr; nun, mit mir macht er Musik, weil ich besser spiele, als Gretchen. Die brennenden Blicke, die er auf sie heftet? Er ist ihr Jugendgespiele gewesen. Und sind denn die Blicke, die sie auf ihn wirft, nicht eben so brennend? —

Das liebe Mädchen schien nichts zu befürchten; sie war ganz heiter und ruhig. Aber nun sprach ich einmal mit ihr über die Schicksale der Menschen, und sagte bedeutungslos, oder doch nur in Beziehung auf mich: getäuschte Liebe ist das schrecklichste von allen Schicksalen! — Jetzt wurde sie bleich, fiel mir schluchzend um den Hals, und jammerte in Tönen, die mein Herz durchschnitten: „ach, ich fürchte, dies Schicksal trifft auch mich!"

Nein, Kind, sagte ich erstaunt, und ebenfalls erblassend: davor wird Gott Sie behüten!

Sie legte den Kopf auf meine Schulter, ohne ein Wort zu sprechen; und nun sah ich denn freilich, daß der Schmerz schon lange in ihrer Brust genagt hatte. Endlich gestand sie mir, daß die Aeußerungen der Base nach und nach tiefen Eindruck auf sie gemacht hätten. Sie war dadurch aufmerksam geworden, und hatte bemerkt, daß Eduard in den Unterredungen mit ihr absichtlich die Wörter Liebe und Geliebte vermeidet,

daß er sie immer Schwester oder Freundin nennt, und, so oft sie sich ihm zärtlicher nähert, das Wort Freundschaft sehr merklich betont.

„Ach,“ sagte sie mit einem geduldigen Seufzer, „heißt das nicht, mich abweisen? Ich wollte seinen Haß ertragen; doch — seine Verachtung! Aber muß er mich nicht verachten? mußte er mich nicht abweisen, da ich mich ihm angeboten habe?“

Sie Sich angeboten, liebes Gretchen? er Sie abgewiesen? Hätte er das gethan, so würde er in Verzweiflung darüber seyn, daß er es hätte thun müssen. Aber, sehen Sie denn nicht, wie ruhig, wie freundlich, wie heiter er ist?

„Das eben! das eben! So heiter, sagt die Base, könnte er nicht seyn, wenn er mich liebte!“

So saß sie, und sann nach über ihr Unglück. Kam dann jemand, so waren ihre Thränen schnell verschwunden, und mitten aus dem Schmerze zwang sie ein heiteres Lächeln hervor, wenn Eduard sie ansah.

Sie

Sie ging eben so freundlich, wie sonst, an seiner Seite, so oft er sie zu einem Spaziergange einlud; nur die tiefe Einsamkeit, die Nacht, oder ich, sah ihre Thränen.

Wenn die Base jetzt anfängt, auf Eduard zu schmählen, daß er sich nicht erklärt, so vertheidigt ihn Gretchen. „Was hat er denn jemals gesagt, oder gethan, Base, woraus wir hätten schließen können, daß er mich heirathen wollte? Ist er versprochen, wie Sie zu verstehen geben, so segne Gott ihn und seine Braut! Ich darf mich nicht über ihn beklagen.“

Es kostet dem armen Mädchen große Anstrengung, so etwas freundlich hervorzubringen, damit die Base nichts merken soll. Wenn ich nichts wüßte, so würde ich selbst nicht merken, was sie dabei leidet.

Von mir selbst muß ich dir noch sagen, liebe Friedrike, daß mich alle drei Herren von Mörs wie eine Tochter lieben, besonders aber Oheim Ludwig. Kennte ich diesen Mann nicht als höchst ehrwürdig, so würde ich in der That beinahe denken, er

liebe in mir das Mädchen, und nicht bloß die Tochter. Darauf spielt sogar der Zollschreiber zuweilen an. Auch die Base hat schon einige Male von Menschen gesprochen, die sich in Familien eindrängen; und daß sie mich meinte, sah ich an ihrem Niederschlagen der Augen. Neulich hörte das sogar der Zollschreiber, vor dem sie sich sonst in Acht nimmt. „Eindrängen?" sagte er in einem ungewöhnlich scharfen Tone: „wenn Sie vom Eindrängen der verschiedenen Stände in höhere reden, so ist das von jeher geschehen. Sollten die höchsten Häuser in Europa ihre wahre Abstammung belegen, es würde um manchen Stammbaum übel aussehen; aber um den Stamm selbst oft desto besser, und zwar eben um derentwillen, die sich hinein gedrängt haben. Ich kenne nur Ein Hineindrängen, das mir verhaßt ist: wenn sich ein Teufel zwischen Engel drängt. Aber, Base, Gott Lob! so ist es hier nicht. Ich bin so stolz, mir einzubilden, daß wir Alle hier im Hause zusammen gehören; und käme Dorchen mit dem

Gärtner zurück: er sollte sich nicht eindrängen; Herz und Hand würden ihm entgegen kommen." — Das sagte er gewiß in Beziehung auf mich. Aber, Friederike, die Base darf nicht befürchten, daß ich mich eindrängen werde.

„O, wenn das wäre!" sagte Gretchen, als wir Beide allein waren, und fiel mir um den Hals: „o, wenn das wäre, was die Base fürchtet, und was wir Andern wünschen!"

Es ist nicht, sagte ich kalt; aber wäre es auch, so darf die Base doch vor mir nicht bange seyn.

„So stolz ist doch meine Lotte nicht, daß der Hochmuth einer von unsern Verwandten sie beleidigen könnte?"

Ich erröthete, liebe Friederike; denn ich fühlte mich getroffen. Das Wort „eindrängen" hatte mich wirklich beleidigt. — Würden Sie Ihren Oheim heirathen? fragte ich.

„Ja, und die glücklichste Frau auf der Erde seyn!" antwortete sie mit einer Art von Begeisterung.

Still, still, daß es Eduard nicht hört! sagte ich lachend. Aber Gretchen blieb dabei, daß sie den Oheim, wenn er sie liebte, heirathen würde, um ihn für sein schönes Leben zu belohnen. Du siehst, Friederike, ich habe auf allen Fall meinen Liebhaber! Leb wohl.

## 14.

## Eduard an Runden.

Weimerssen.

Margarethe ist mein! O Runden, welch ein Thor war ich, diese seligen Stunden des höchsten Glückes aufzuschieben! um einer Eitelkeit, einer armseligen Eitelkeit willen, mir selbst den Himmel zu verschließen, den die volle Gewißheit, geliebt zu werden, dem Manne giebt! Ich sank in ihre umfassenden Arme, an ihre laut schlagende Brust; und es ergoß sich ein hohes Gefühl der Unsterblichkeit, als umarmte ich eine Göttin, durch mein ganzes Wesen. Die Erde wurde mir ein Elisium: alle Wunden des Herzens waren geheilt, alle Uebel vergessen.

Anstatt dürftiger Hoffnung trat die beseligende Gewißheit eines ewigen Glückes lebendig, stärkend, ewig voll, in meine Seele. Ich kämpfte nicht mehr mit Furcht, mit Hoffnung, mit dem Tode; ein unsterblicher Sieger, stand ich frohlockend da! Die Thränen der Liebe, welche still über die glühende Wange rollten, erfüllten jede Ahnung, jede Sehnsucht der unbegränzten Wünsche. Ihre zitternde Hand, die sich zum Zeichen des ewigen Bundes in die meinige legte, entriß mit einem einzigen Drucke meinem Schicksal die dunkle Gewalt über Glück und Unglück, nahm den Faden meines Lebens aus den Händen der Parzen, und tauchte ihn in die Farben der Freude. Ihre Lippen brannten an meinem Munde, an meiner Wange; und ich hatte die Früchte der Hesperiden von dem Baume des Lebens gekostet.

Ich umfaßte die Geliebte schnell und mit Innigkeit; und nun stand ich, als hätte ein mächtiger Zauber mich versetzt, mitten in einer neuen Erde, mitten in dem Paradiese, um das die Ströme des Lebens

flossen, und über dem ein junger schöner Himmel hing.

O, daß die Sprache keine Worte, nur Bilder, matte Schattenbilder, für die höchsten und heiligsten Gefühle der Menschen hat! Aber wie könnte es auch Worte für Gefühle geben, welche selbst die Seele zu fassen und zu tragen, nicht stark genug ist! — Ich taumelte wie ein Trunkener, war in meinen Bewegungen heftig, fing an zu singen, und würde getanzt haben, wenn ich allein gewesen wäre. Warum konnte ich nicht mein Gefühl, wie sie, in fromme, erleichternde Thränen ausgießen? — So sah ich meine Geliebte, mit den Thautropfen heiliger Liebe auf den Wangen, mit entzückten, betenden Augen, mit gefaltenen Händen. Alle ihre Wünsche waren erfüllt: die Liebe hatte ihre Seele zu einem stillen Tempel der Ruhe gemacht. Ich war muthiger, lauter, verlangender geworden; sie aber demüthiger, stiller, zufriedener. — —

Sie warf mir nur einen — ich möchte sagen, gezwungen lächelnden — Blick zu,

als ich in ihr Zimmer trat. Ich nahm sie in meine Arme, an mein Herz, und drückte glühende Küsse auf ihre Lippen. Ihre Thränen hörten nicht auf zu fließen, ihre Hände blieben gefalten, ihre Augen betend. „O ewig so!" sagte sie, mehr zu dem Himmel, als zu mir. „O, könnte ich so sterben!" setzte sie hinzu, und lehnte den Kopf an meine Brust. „Jetzt! sterben mit Eduard! Ich bin glücklich gewesen!"

Wir werden es noch mehr seyn, mit jedem Tage mehr, wenn erst der Altar . . .

Sie schüttelte sanft den Kopf. „Ich kann nicht glücklicher werden."

Jetzt zu deinem Vater, Margarethe! sagte ich.

Sie erröthete, und suchte mich sanft zurückzuhalten. „O, muß denn dieser reine Strahl so bald in irdische Farben gebrochen werden? Eduard, wird nicht jede Veränderung mein Glück vermindern?"

Dein Vater soll die Ewigkeit unsers Glückes besiegeln. Folge mir! Du sollst ganz mein werden.

„Kann ich es je mehr seyn, als in diesem Augenblicke, da nur unsre Herzen unsre Liebe kennen?" —

Sie zögerte auf jeder Stufe; doch endlich brachte ich sie hinunter in den Saal, wo alle meine Verwandten beisammen waren. Margarethens Vater zeigte mit einem Finger auf mich, und sagte: „ich glaube, unser Streit ist geendigt. Seht nur Eduards funkelndes Auge, und Gretchens von Schamröthe heiße Wangen! Nun, Eduard? ist es richtig?"

Ja, mein Vater! rief ich lebhaft, und wollte ihm zu Füßen fallen. „Halt!" sagte er; „rede stehend, wenn ich bitten darf: denn ich sehe schon eine Menge Figuren voraus, bei denen du das, was dir am nächsten ist, ein wenig hart angreifen wirst; und meine Beine sind podagrisch! . . . Nun gebt Acht, wie er mit jedem Seufzer ein Paradies, und mit jedem O, ein Meer von Wonne aussprudeln wird! In ein Ach wird er die ganze Seligkeit des Himmels wickeln, wie einen Bonbon in ein Stückchen Papier.

Grab und Leben, Zeit und Ewigkeit, werden von seinen Lippen fallen, wie Schneeflocken an einem Decembertage. — Nun, fang an, Eduard!"

Diese seltsame Prophezeiung, die er in einem feierlichen Tone vortrug, brachte mich um mein Feuer. Ich sagte ganz kalt: so eben habe ich Gretchen meine Liebe erklärt, und bitte Sie, ihr zu erlauben, daß Sie meine Frau werden darf.

„Hm!" sagte auch er ganz kalt; „nun ja, und, wenn es sich thun läßt, in Kurzem. Sind denn deine Betten und dein Linnen in Stande, Gretchen? Noch Eins, Eduard. Vor der Hand gebe ich meiner Tochter nicht mehr mit, als das Erbtheil von ihrer Mutter, ungefähr vier tausend Thaler. Nun, so gebt Euch die Hände, und Ihr Andern gratulirt. Wir sind um eine schöne Rede gekommen!" — Der alte Spötter hatte seinen Zweck erreicht: wir gaben jetzt einander so kalt die Hände, daß nach und nach ein Gelächter entstand, in welches wir selbst mit einstimmen mußten.

„So brühsiedend heiß," sagte jetzt Heinrich, „muß die Liebe nicht seyn, wie eure Gesichter sie ankündigten. Und nun kommt; laßt uns essen!" —

Nach Tische nahm er mich allein. „Jetzt aufrichtig, Eduard! Hat es sich so von selbst gemacht, oder . . . Du versprachest große Dinge!"

Ich erröthete; doch sagte ich so kalt als möglich: Sie wissen, was ich mir vorgenommen hatte; aber eine Kleinigkeit brachte mich aus meiner Rolle. Wahrhaftig weiter nichts als die Bewegung von zehn weißen Fingern nahe vor meinen Augen. Gretchen wollte mir das Halstuch, das mir aufgegangen war, vorn in eine Schleife binden. Dabei berührten ihre Finger mein Gesicht. Die Bewegung der Hand vor meinen Augen, die weißen Arme, die Gestalt — der Himmel mag wissen, was alles mein Blut empörte, und mein Innerstes bewegte. Ich umfaßte sie, sank ihr zu Füßen, erklärte ihr meine Liebe, und . . . Sie lächeln. Ja, Sie hatten Recht. Es gab eine Scene mit Donner und Blitz.

„Zehn weiße Finger! Guter Freund, das geht noch an. Ein weißer Finger, mit der Spitze in Morgenröthe getaucht, wäre schon mehr als genug gewesen. Aber du warst ja verzweifelt kalt, als du uns deine Braut vorstelltest. Ich glaube, das wird sie dir anrechnen; denn die Weiber wollen geliebt seyn. Was machte dich so kalt?"

Sie hätten mit Ihren Spöttereien einen Vesuv auslöschen können.

„Hm, Eduard! zehn weiße Finger zünden das Feuer des Vesuvs an, und ein Paar Worte löschen es wieder aus? Denn du wirst mir doch wohl gestehen, daß du dich nicht kalt stelltest, sondern es warst. So könnte ich denn wohl sagen, die Liebe sey ein gutes warmes Küchenfeuer, aber keine Sonne, die immer flammt, und immer wärmt, immer segnet."

Was liegt daran, sagte ich, empfindlich über seinen Ton — ob ich sie für eine Sonne, oder für ein verächtliches Küchenfeuer halte!

„Verächtlich? Dem Küchenfeuer sind wir

die ganze Kultur des Menschengeschlechtes schuldig, so wie dem Hunger die Vernunft. Was daran liegt? Wer die Liebe für eine ewige Lampe hält, läßt sie sorglos brennen, bis sie erlischt; wem sie ein gutes behagliches Küchenfeuer ist, der sorgt bei Zeiten für Holz, um es zu erhalten."

Ich umfaßte ihn. — Das will ich. Meine Liebe soll am letzten Tage meines Lebens seyn, wie heute!

„Hasse sie nur nach Jahr und Tag darum nicht, weil du kälter geworden bist. Verzeihe es ihr, daß dann ihre Thränen dir nicht mehr unschätzbare, vom Himmel fallende, Perlen sind, sondern Kinder der Laune, und daß ihre Händedrücke nicht mehr dein Herz in Wallung bringen. Wenn sie deiner Begierde alles gegeben hat, und sie nun eben darum arm ist; wenn ihre Wangen nicht mehr liebliche Rosen sind, und ihr Busen nicht mehr der geheimnißvolle, beglückende Thron der Liebe, sondern nur ein Busen: dann liebe sie aus Dankbarkeit, mein Sohn! . . . O, der Himmel gieße

aus seiner reinsten Schale Frieden auf Eure Herzen, Eintracht und Geduld für des andern Fehler! — Glaube mir, wir lieben die Weiber erst zu viel, und dann zu wenig. Anfangs machen wir sie zu Göttinnen; muß es ihnen nicht wehe thun, wenn wir sie dann am Ende nicht einmal wollen Menschen seyn lassen?

Jetzt, Runden, sah ich meinen Oheim zum ersten Male ernsthaft. Er wendete sich ab, um mir, wie ich glaube, sein nasses Auge zu verbergen. — Ich ging von ihm zu Margarethen, und nahm mir vor, die Lehren ihres und meines Vaters zu befolgen. Denn hat er nicht Recht? Beten wir nicht an, um nach Jahr und Tag Tyrannen zu werden? Heben wir nicht die Geliebte in den Himmel, um sie dann desto tiefer zu stürzen? Es war mein fester Entschluß, Gretchen ewig zu lieben, und darum wollte ich ihr die Empfindungen verbergen, über die ich freilich kaum Herr war.

Sie streckte mir, als ich — so ruhig, wie sonst — in ihr Zimmer trat, beide Ar-

me entgegen. Ich faßte ihre Hand, ohne sie zu umarmen, und setzte mich an ihre Seite. Nun bist du mein, geliebte Margarethe, hob ich an; und ich hoffe, wir werden Beide glücklich leben. Dazu gehört aber Vertrauen und gegenseitige Geduld. — Ich habe Fehler, an die du dich gewöhnen mußt.

„Fehler?" sagte sie lebhaft. „O, diese allzu große Bescheidenheit, mein Eduard, ist dein einziger Fehler; und daß du ein Mädchen, wie deine Margarethe liebst, deine einzige Thorheit."

Auch du, mein geliebtes Mädchen, (ich stockte ein wenig) hast Fehler, die ich aber ertragen werde.

Es flossen sanfte Thränen über ihre Wangen. „O, Eduard! als ich noch zweifelte, ob du mich liebtest, da dacht' ich tausendmal: wie könnte dieser edle Mann dich lieben! Du mußt zufrieden seyn, wenn er dich nur nicht verachtet! Ach, Eduard, daß du meine Fehler kennst, ist ein Glück für mich. Ich bitte dich, nenne sie mir, daß ich sie ablegen kann."

Ich wollte ihr Fehler nennen; und, beim Himmel! ich wußte nicht Einen. Sie ist die Tugend selbst! — Ich sank ihr, tief gerührt, zu Füßen, und sagte: o, du Heilige, verzeihe mir meine grausame Eitelkeit!

Sie lag an meiner Brust, und die Thür ging auf. Ihr Vater, der hereintrat, sah mich lächelnd an. Ich fühlte den Spott in seiner Miene, und fing an zu überlegen. Daß auch Gretchen Fehler haben müsse, war freilich ganz natürlich; aber zu meinem Verdrusse konnte ich mit allem Nachsinnen nicht Einen entdecken. Ich darf ja nur zur Base gehen, dachte ich endlich. — Sie wünschte mir Glück. Ich erwiederte: das bedarf ich, Base. Doch hoffe ich, es wird mir nicht fehlen. Gretchen und ich, wir sind Beide tolerant.

„Tolerant?" (Sie legte eine Hand auf den Tisch.) „Die Liebe, Vetter, ist wohl blind, habe ich immer gehört; doch tolerant mag sie wohl eben nicht seyn. Sie vergiebt keine Fehler, sondern bemerkt sie nur nicht. Ich wette, Sie finden an Gretchen auch nicht den kleinsten Flecken."

Und ich wette, auch Sie finden keinen an ihr.

„Das Kind ist gut, und Sie wissen, daß ich es lieb habe.“ (So ist es wirklich, Kunden.) „Aber meine Liebe ist nicht die Ihrige, Vetter. Es kann nicht schaden, wenn Sie voraus erfahren, was Sie an ihrer künftigen Frau werden ertragen müssen. Erstlich, ist sie sehr eifersüchtig.“

Ich hoffe, diesen Fehler, wenn Gretchen ihn hat, haben Sie erst bemerkt, seitdem sie mich liebt.

„Zweitens ist sie eigensinnig: sie besteht auf ihren Kopf, wie Eine!“

Das ist, denke ich, eine weibliche Eigenschaft, und kein Fehler. Zum Glück ist Gretchens Kopf so gut, daß sie immer darauf bestehen mag.

„Drittens ist sie herrschsüchtig. Für diesen Fehler kann sie aber nicht: ihr Vater hat sie zu sehr als nichts behandelt; darum wird sie nun alles seyn wollen. Sie ist argwöhnisch und mißtrauisch, auch heftig, was ebenfalls von der Behandlung ihres Vaters herrührt.“

Base,

Base, sagte ich, und sprang auf; Sie wären im Stande, einen Engel zu verläumden! Was kann man Böseres von irgend einem Menschen sagen!

„Sie ist," fuhr die Base ruhig fort, „empfindlich, und vergiebt nicht leicht." (Ich wendete mich ab, mehr über mich selbst unmuthig, als über die boshafte Splitterrichterin.) „Mir glauben Sie nicht; aber fragen Sie nur den Vater, oder auch Lotten: wir Frauenzimmer haben schärfere Augen als ein Liebhaber. Ich will damit nichts Böses sagen. Es sind kleine Dornen an einer schönen Rose; aber, Vetter Eduard, wenn nun Ihre Hand die Rose entblätterte, und nichts übrig bliebe, als die Dornen? — Gretchen hat große Tugenden. Es kommt nur darauf an, wie Sie die Rose halten; dann werden Sie die Dornen vielleicht gar nicht fühlen."

Ich verließ sie, ohne noch ein Wort zu erwiedern. Verläumderin! sagte ich bei jedem zehnten Schritte, und da traf ich auf Lotten, die im Garten spazierte. Ich fing

ein Gespräch mit ihr an, leitete es auf Gretchen, und erwähnte aller der Fehler, welche mir die Base genannt hatte. Lotte suchte dem Gespräche auszuweichen; das reitzte mich aber nur noch mehr. Ich drang in sie, und nun gestand sie in sehr milden Ausdrücken, daß Gretchen wirklich etwas von diesen Fehlern habe, doch nur in einem fast unmerklichen Grade, daß aber diese Fehler von ihren Tugenden weit überwogen würden.

Ich ging nicht ohne Sorgen in den hintersten Theil des Gartens; doch Gretchen, die mir entgegen flog, vertrieb durch ihren Blick, ihren Händedruck, alle Unruhe aus meinem Herzen. Lotte ist neidisch, dachte ich; und die Base kennt ja ein jeder! Indeß nahm ich mir doch vor, auch den Vater zu befragen. Er bestätigte mir Gretchens Fehler, bis auf die Herrschsucht, die er nicht kannte; und nun mußte ich ja wohl aufmerksam werden.

So scharf ich Gretchen auch beobachtete, so bemerkte ich doch nicht die kleinste Spur eines Fehlers. Ja, Runden, ich liebe sie

mit heißer Leidenschaft. Aber dennoch habe ich meine Sinne nicht verloren. Ich sehe ja sehr wohl zwei kleine Leberflecken in ihrem Gesichte. Sie hat weniger schönes Haar als Lotte (die sich aber auch auf das ihrige etwas einbildet); sie ist nicht so schön gewachsen, wie Lotte, (die aber dafür auch den Gang einer Juno hat.) Lotte spielt und singt besser, oder vielmehr künstlicher; doch Gretchen mit mehr Herzlichkeit, mit mehr wahrer Empfindung. Du siehst, Runden, daß mir nichts entgeht; doch von Gretchens Fehlern kann ich gar nichts, auch nicht die mindeste Spur, entdecken. Herrschsüchtig? dieser demüthige Engel! Eigensinnig? dieses weiche Herz voll himmlischer Sanftmuth! Argwöhnisch? Guter Gott! ihre Seele liegt ja ausgebreitet, offen, wie ein Buch, vor mir da. Gewiß, die Weiber sind alle neidisch. Und der Vater? Nun, der behauptet aus einem Geiste des Widerspruchs das Gegentheil von allem, was er selbst für wahr hält.

Und dennoch macht das Geschwätz mich

unruhig. Ich laure, ich horche, wenn ich bei Margarethen sitze; und darüber entfliehen mir die Minuten, auf denen die Seligkeit des Himmels ruhen könnte, ungenossen. —

Die Armand hat wieder neue Einfälle, Kunden. Du bist von ihr vergessen; sie spricht entweder gar nicht, oder mit Gleichgültigkeit, von dir. „Ich liebte ihn," sagt sie kalt; „aber er war meiner Liebe nicht werth. Er zittert vor mir; und einen Mann, der vor mir zittert, kann ich nicht lieben." — Daß sie irgend etwas will, seh' ich; was aber, weiß ich noch nicht. Es geht ein junger Mann bei ihr aus und ein, der Lehrer ihrer Tochter; den behandelt sie mit einem Ernst, und zugleich mit einer so artigen Anmuth, daß ich glaube, sie hat ihr Netz nach ihm ausgeworfen. In der That, das Weib ist höchst liebenswürdig, sobald sie es seyn will: ihr Lächeln, ihre Anmuth sind unwiderstehlich.

Ich kann sie jetzt leiten, wie ich will; aber zu trauen ist ihrer Laune nicht, und eben darum besuche ich sie jetzt oft. Wenn der

Lehrer ihrer Tochter sie liebte, und sie ihn! Vielleicht, vielleicht! Dann würde sie die Witwe des Officiers seyn, und du wärest gewiß von deiner Plage befreiet.

Sie ist ganz Mutter; und diese Rolle kleidet sie, wie jede andre, vortrefflich. O, wenn sie ihre Tochter an die schöne Brust drückt; wenn sie mit lächelnden Augen voll Liebe an dem Kinde hängt: — Runden, wie schön ist eine Mutter! Der Strahl einer noch heiligern Liebe macht auch das Auge noch schöner. — Wenn ich von der Armand komme, und in Gretchens Arme sinke, und mir vorstelle, mit welchem Auge diese Heilige als Mutter an ihrem Kinde hangen wird — O, wie selig ist das Leben!

Der Lehrer des Kindes wirft, wenn er unbemerkt zu seyn glaubt, glühende Blicke — mehr auf die Mutter, als auf seine Schülerin. Mitten im Unterrichten stockt er, weil er die liebliche Stimme der Mutter hörte.

Beinahe glaube ich, Runden, daß dieses unbegreifliche Weib Vertrauen und Freund-

schaft für mich fühlt. So darf ich denn hoffen, daß ich die Nemesis, vor der du zitterst, endlich verbannen werde. Leb wohl.

16.

## Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Noch immer hör' ich nichts aus **r! Meine Vergangenheit hängt hinter mir wie eine finstre Wolke, und die Zukunft vor mir ist sogar noch finsterer. Ich fürchte, mein böses Schicksal wird mich wieder mit neuer Härte verfolgen. Der Oheim Ludwig liebt mich: daran kann ich nicht mehr zweifeln. Und ich? Auch wenn nicht mißtrauische Blicke habsüchtiger Verwandten mich lauernd beobachteten — ich würde dennoch seine Hand ausschlagen. Ach, ich sagte, meine Vergangenheit hange wie eine finstre Wolke hinter mir? Nein, liebe Freundin, das ist nur halb wahr. Noch immer blicke ich rückwärts; noch immer sehe ich Ihn in den finstern Wolken, und oft mit ausgebreiteten Armen, die mich umfangen wollen, mit Thränen der Liebe

in den redlichen Augen; ich höre den locken-den Ton der Zärtlichkeit, und bittende Seuf-zer, die mir meine Härte vorwerfen. Aber dann sehe ich ihn auch wieder, wie er hohn-lachend mein Herz verwundet; ich höre, wie er triumphirend über mein Unglück spottet.

Ach, ich werde den Bösewicht nie verges-sen! Ja, Friederike, den Bösewicht! So nannte ihn auch mein Vater. Als ich zit-ternd mit ihm in den Wagen gestiegen war, um aus **r zu fliehen, umfaßte ich ihn, und fragte: o, lieber Vater, was haben wir verbrochen? Er antwortete stockend, er-grimmt: „ein schändlicher Mensch hat uns in dieses unglückliche Spiel verwickelt! Dei-ne Schönheit und die Begierden eines vor-nehmen Wollüstlings — das sind die Quel-len unseres Unglücks. Gott verdamme den Bösewicht!" — Ach, Friederike, ich konnte nicht einstimmen in diese harte Verwün-schung, und weinte stille Thränen. In den folgenden Tagen hatte ich nicht das Herz, mich weiter nach der Betriegerei zu rkundigen; denn mein Vater brach, sobald

ich nur darauf anspielte, in Flüche gegen den Mann aus, den ich doch nicht hassen konnte. Darüber starb er; und so weiß ich noch immer nicht ganz, wie ich betrogen wurde. Einen Brief, der mich warnte und rettete, konnte ich vor Schrecken nur flüchtig, nur halb lesen, und ich habe ihn, leider, in der Angst vergessen.

Ach, einen Geliebten so zu verlieren! Weinte ich an seinem Grabe, dann wären meine Thränen süß! — —

Und nun steht ein edler Mann vor diesem trostlosen Herzen, und fodert Liebe von mir, die ich ihm nicht geben kann. Jeder seiner stummen und doch so beredten Blicke rechnet mir vor, wie gütig er gegen mich gewesen ist, und wie viele Tugenden er hat. Aber mancher von seinen Verwandten blickt mich unruhig an, und ich sehe schon deutlich, wie man mich hassen würde, wenn ich meine Hand dem edlen Ludwig gäbe.

O, Friederike! das Unglück dringt in Palläste, wie in Hütten, und verschont selbst Herzen nicht, deren Tugenden ewiger Friede

belohnen sollte! Ich glaubte, das Haus, worin ich lebe, wäre mehr als jedes andre vor Anfällen des Schicksals gesichert; und nun tobt darin mehr als Eine heftige Leidenschaft.

Dieser Eduard! Sind denn alle Männer so? Welch eine Anwandlung von unbegreiflicher Bosheit mußte diesen Menschen überfallen, daß er die Ruhe der gütigen, sanften Margarethe vernichten konnte! — Wenn ich ihn ansehe, wenn ich seine Stimme höre, scheint es mir unmöglich, daß er ein Bösewicht seyn könne; aber — wie wurde ich betrogen!

Ich glaubte nicht mehr, daß Eduard Margarethen liebte; denn er war in seinem Betragen gegen sie so ruhig, so kalt. Das gute Mädchen hoffte noch immer, obgleich gewiß nur schwach. „Zuweilen, Lotte," sagte sie, „sehe ich doch die Liebe in seinen Augen!" Aber dabei flossen ihr stille Thränen über die Wangen. Ich glaubte, ihr alle Hoffnung nehmen zu müssen. Liebe, Gretchen? Er ist ein Mann, und Sie sind schön: das ist alles!

Auf einmal, ja Friederike, ohne allen Uebergang, ohne alle Veranlassung, faßt er sie in seine Arme, drückt sie an seine Brust, und schwört ihr ewige Liebe, und, wie Gretchen mir erzählt hat, mit einer so begeisterten Leidenschaft, daß sie davon hingerissen wird, und ihm die Liebe gesteht, die ihr Herz schon so lange erfüllte. Du hättest sehen sollen, Friederike, wie glücklich sie war! Sie lag auf meiner Schulter, sie segnete ihn, und betheuerte mit rührenden Worten, daß, so lange sie lebte, sein Glück ihr einziger Gedanke seyn sollte; kurz, sie war außer sich. Ich dachte: armes Mädchen, du wirst nur allzufrüh aus deinem Entzücken erwachen! denn ich hatte mit Erstaunen gesehen, wie kalt Eduard sie seinen Verwandten als seine erklärte Geliebte vorstellte.

Nach einigen Tagen, in welchen das Feuer der Leidenschaft bei Eduard mit der äußersten Kälte wechselte, traf er mich im Garten, und fing an von den Fehlern seiner Braut zu sprechen. Glaub nicht etwa, daß wir von ungefähr darauf kamen; nein! er

zog das Gespräch ganz offenbar herbei, und sprach von den Fehlern, die Gretchen zwar hat, die aber nur kleine, nicht entstellende Züge ihres Charakters sind, mit der äußersten Härte. So nannte er ihr feines Gefühl: Empfindlichkeit; ihre Festigkeit: Eigensinn, Herrschsucht.

Wenn sie auch, sagte ich zuletzt, alle diese Fehler hätte, so wäre es doch immer seltsam, daß Sie drei Tage nach Ihrer Verlobung daran denken können!

Er lächelte so zweideutig, daß ich empfindlich wurde. In unruhigen Gedanken über die Wahrscheinlichkeit einer unglücklichen Ehe ging ich zu der Base, die ganz allein in ihrem Zimmer war. Sie sprach von Gretchen; und in der Zerstreuung sagte ich unbesonnen: das arme Mädchen!

„Ja wohl!" sagte die Base. „Die Herren von Mörs haben nun ihren Wunsch erreicht. Aber, nicht wahr, Lotte? man sollte nichts weniger übereilen, als eine Verbindung auf das ganze Leben. Und, was das Schlimmste ist, Gretchens Vater, und auch

die Oheime, wenigstens der Kapitain, wußten eben so viel, wie ich, und trieben dennoch!"

Ich erschrak. — Sie reden so fürchterlich räthselhaft, Base! Gretchen aber wußte nichts; und so, glaube ich, . . .

„Ich hätte ihr, meinen Sie, sagen sollen, was ich wußte? Das ging nicht an. Erstlich: wer läßt sich denn die Liebe abrathen? Zweitens, was ich weiß, ist nicht hin und nicht her: ich konnte weder Nahmen, noch Zeit und Ort angeben; und so hätte man meinen guten Rath gewiß nur eine Verläumdung genannt. Drittens: haben sie doch Mosen und die Propheten! Hat nicht Gretchen gesehen, wie kalt er war? Und dennoch zog sie sich nicht von ihm zurück. Da sie ihm nicht glaubte: konnte ich erwarten, daß sie mir glauben würde? zumal, da sie weiß, daß ich eben keine Freundin von Eduards Mutter gewesen bin. Und viertens: wenn es dem Vater und dem Oheim recht ist, nun, so kann es auch mir wohl recht seyn."

Jetzt stieß ich, noch unbesonnener, die Worte heraus: nein, er liebt sie nicht; seine Liebe ist Verstellung!

„Lieber Gott, Lotte!" sagte sie nun in einem gutmüthigen Tone: „lassen Sie uns das ja verschweigen! Freilich, das ist es! Auch Sie wissen also, was ich weiß."

Ich erzählte ihr nun die Unterredung, die ich so eben mit ihm gehabt hatte. Sie lächelte hämisch, und ich brach ab, sobald ich das bemerkte. Jetzt sah ich auch ein, daß ich mich gar nicht hätte auf eine solche Unterredung mit ihr einlassen sollen, da sie nicht Eduards Freundin ist; indeß, es war nun einmal geschehen.

Einige Stunden nachher begegnete mir Margarethe, und blickte mich unruhig, ängstlich, an. Ich winkte ihr, und wir gingen allein. Was ist Ihnen wieder, liebes Gretchen? fragte ich, ahnend.

„Die böse Base!" sagte sie seufzend. „Sie hört nicht auf, mein armes Herz zu quälen. Sonst blieb ich dabei fast immer ruhig; doch heute kann ich es nicht. Die Base hat sich auf Sie berufen, liebe Lotte!"

Auf mich? erwiederte ich lächelnd; wirklich auf mich? Nicht wahr, die Rede war von Ihren Fehlern, liebes Gretchen?

„Ja.“

Und die Base hat Ihnen erzählt, daß Ihr Eduard diese Fehler kennt, und mich, Gretchens Freundin, darum befragt hat?

„Ach ja!“ (Ich lächelte und küßte sie.) „Aber,“ sagte sie ängstlich, „also ist es doch wahr, Lotte? Und wenn ich alles zusammen nehme, seine Kälte, dann seine Unruhe, und sein Erkundigen nach meinen Fehlern, bei Ihnen, bei der Base, und . . . und . . .“ — das sagte sie mit gebrochner Stimme — „bei mir selbst! O Gott! wenn die Base Recht hätte; wenn er mich nur heirathete, um den Wunsch der Oheime und meines Vaters zu erfüllen! wenn seine Liebe Verstellung wäre!“

Bei den letzten Worten sah sie mich sehr ängstlich und erwartend an. Welche Gespenster sehen Sie, liebes Gretchen? sagte ich lachend.

„Haben Sie selbst das der Base nicht gesagt?“

Ich habe gesagt . . ., antwortete ich langsam, mich besinnend.

„Seine Liebe," fiel sie schnell ein, „wäre Verstellung! Liebe Lotte, ich sehe, Sie haben es gesagt. O, soll ich denn verloren seyn? soll ich denn nicht gewarnt werden, wenn er mir nur Liebe heuchelt? Wir können ihn ja beobachten; und wenn er mich nicht liebt, so kann ich ja mein Herz vielleicht noch beruhigen, oder mir seine Liebe erwerben."

Ja, liebes Gretchen, hob ich vorsichtig an; in der That, ich glaube nicht, daß er Sie so heiß liebt, wie Sie ihn. Aber . . .

„Sie halten mich für ein Kind; auch bin ich eins. Aber doch weiß ich, daß nichts gefährlicher ist, als nur halb zu wissen, was man zu fürchten hat."

Ja, Liebe, ich glaube, Sie haben Ursache, Eduarden nicht ganz zu trauen. — Kaum hatte ich das gesagt, so sank sie mir, bleich, ohne Bewußtseyn, in die Arme. Ich war in einer schrecklichen Angst, als Eduard sich näherte, und ängstlich fragte: was ist

dir, Gretchen? Sie öffnete die Augen, und sagte freundlich, beinahe heiter — (woher nahm das weiche Mädchen diese Kraft?) —: „nichts, Eduard, als eine kurze Verwirrung meiner Sinne, die wahrscheinlich von dem schnellen Wechsel der Wärme und Kälte entstanden ist. Es wird nicht wiederkommen. Geben Sie mir Ihren Arm, Eduard. Kommen Sie, Lotte."

Ich zeigte der Base mein Mißvergnügen darüber, daß sie Gretchen etwas gesagt hatte. „Sollen wir denn," hob sie mit langgezogenen Tönen an, „das gute Kind in der Gefahr lassen, ein Raub der Treulosigkeit zu werden? Ist es nicht besser, daß sie alles erfährt, so lange es noch Zeit ist?"

Alles? Was nennen Sie alles? Was ich sagte, war nur wenig. Wissen Sie weiter nichts, Fräulein, so muß ich es als ein Unglück ansehen, Ihnen etwas gesagt zu haben.

„Was ich Alles nenne? Nun, ich will Ihnen sagen, was ich weiß; setzen Sie dann zusammen. Vor sechs Jahren ging Eduard

nach

nach Frankreich. Der junge Herr von Brau-
feld ließ damals ein Paar Worte von einer
Liebe fliegen, in die Eduard verstrickt wäre.
Das bemerkte sonst niemand als ich, und ich
pflege denn so zusammen zu rechnen. Nun
kehrt er zurück, und anstatt, wie wir Alle
hofften, sogleich hieher zu kommen, schreibt
er dem Oheim: er müsse nach Dresden, wo
er ein Geschäft habe, dessen Besorgung ihm
Ehre und Freundschaft zur Pflicht machten.
Ehre und Freundschaft! merken Sie das
wohl, Lotte! — Der Kapitain geht nach
Dresden, und findet ihn, aber auch noch
sonst jemand. Hier verlassen mich meine
Nachrichten; doch habe ich von einer jun-
gen hübschen Französin, und von einer sechs-
jährigen Tochter reden hören. Reden hö-
ren, weiter nichts! Die Frau ist schön, sagt
man mir, und witzig, und buhlerisch, und
das Kind ein Engel, und dem Vater ähn-
lich. Ja, wer nur den Vater wüßte! . . .
Der Kapitain erzählt ihm von Gretchen.
Eduard hat für ein Haus in Lyon an die
Französin zu zahlen, und tausend Dinge mit

ihr abzumachen. Endlich kommt er zu uns. Wie er sich seitdem gegen Gretchen betragen hat, wissen Sie; vermuthlich aber nicht, daß er einige Male nach Dresden gewesen ist, daß er den ganzen Tag bei der Französin gesteckt, und das Kind bald auf dem Schooße gehalten, bald auf den Armen getragen hat. Was sagen Sie denn nun?"

Daß alles sehr wohl ein Zufall seyn kann, daß Eduard dabei vielleicht sehr unschuldig ist, daß es mich gar nicht wundert, wenn ein Lyoner Haus zahlen läßt . . .

„Durch einen jungen Herrn? Kaufleute, das wissen Sie doch wohl, machen eben nicht gern junge Reisende zu ihren Faktoren. Doch, wie Sie wollen! Aber nun ist die Französin aus Dresden verschwunden, und das Kind dazu; Niemand weiß, wohin sie gestoben und geflogen sind."

Desto besser! Ich wollte, sie wären schon wieder in Lyon, oder wo sie sonst zu Hause gehören. Das beweist, denk' ich, für Eduard.

„Recht! ganz recht! Aber Eduard hat die Pferde bestellt, und ist mit der Franzö-

sin abgereist. Unschuldig? ja, ja! Man begleitet eine gute Freundin, die ohnehin fremd ist, und mit der man Geldgeschäfte gehabt hat, ein Paar Meilen. Natürlich! recht natürlich! Aber seitdem verreist Eduard fast jede Woche einmal auf einen Tag, oder auch wohl auf zwei, auf drei. In Soren läßt er den Bedienten; von da reitet er allein, und niemand erfährt, wohin. Das ist alles, was ich weiß."

Das ist alles? fragte ich ein wenig spöttisch, um sie irre zu machen; denn diese Nachrichten beunruhigten mich eben nicht, da der Kapitain schon einige Mal der Französin erwähnt hatte.

„Alles!" antwortete sie kalt. „Lächeln Sie, so spöttisch Sie wollen! Es ist für Sie und für mich genug, für das arme Gretchen aber schon mehr als zu viel. Ihr Lachen soll mich irre machen, weil Sie glauben, ich habe meine Freude an der Entdeckung dieser Spitzbüberei. Nein, das gar nicht, ob ich gleich den Eduard nicht gut leiden kann, weil er mir allzu spitzig, allzu klug ist. Aber an den

Falten auf Ihrer Stirn, und an der Unruhe in Ihren Augen sehe ich, Lotte, daß Sie eben so besorgt sind, wie ich. Daß er eine Geliebte hatte, ist eben nicht viel; denn welcher junge Mensch hätte die nicht! Daß er sie aus Frankreich nach Deutschland schickt, und ihr ein Haus und prächtige Kleider giebt, will schon mehr sagen. Aber daß er sie in unsere Nähe bringt, daß er sich mit Gretchen verlobt, und drei Tage nachher die Französin besucht: — das, Sie mögen ihn nun in Schutz nehmen, so viel Sie wollen — das ist eine große Unverschämtheit!"

Und woher wissen Sie denn, daß er die Französin besucht?

„Ich habe Ihnen gesagt, was Sie zu wissen brauchen, um mit mir zu überlegen, ob wir es Gretchen verschweigen sollen, oder nicht. Woher ich die Nachrichten habe, das ist mein Geheimniß."

Nein, Gretchen darf nichts erfahren! nimmermehr! Aber dem Vater werde ich es sagen.

„Der weiß es längst! Glauben Sie denn, daß die Männer einander abfallen?" —

Ich ließ mich in meinem Vorsatze nicht irre machen. Noch an demselben Tage fing ich bei Gretchens Vater von Eduards Kälte an.

„Kalt? der?" — Er lachte laut.

Ja, Sie merken nur auf solche Kleinigkeiten nicht; sonst würden Sie damals, als er uns seine Braut vorstellte, wohl gesehen haben, wie kalt . . .

„Und diese Kälte, glauben Sie, rühre von seiner Untreue gegen Gretchen her. Haben Sie ihr schon etwas davon gesagt? Thun Sie es ja nicht!"

Ich fing nun von der Französin an. „Hm! das weiß ich," sagte er, zwar lachend, aber doch mit einiger Verlegenheit. „Geldsachen; weiter nichts. Die Base braucht Sie, die Bolzen abzuschießen. Dazu sind Sie zu gut, Püppchen."

Wenn er nun aber die Französin in unsre Nähe gebracht hätte? wenn die Reisen, die er wöchentlich macht, Besuche bei ihr wären? Wissen Sie das Gegentheil so bestimmt? . . . Gretchen ist doch Ihre Tochter!

Er schob seine Mütze von schwarzem Atlas rings auf dem Kopfe umher. Endlich sagte er: „entweder ist Eduard ein noch ärgerer Spitzbube, als Sie glauben; oder er ist gar keiner. Da er nun kein ärgerer seyn kann, so muß er gar keiner seyn. Verstehen Sie das, Püppchen?"

Nein. Aber gesetzt nun, er wäre ein ärgerer, als ich dächte? — Noch einmal: Gretchen ist doch Ihre Tochter!

„Ja; und er der Sohn meiner Schwester! — Ich bin fast in jedem Winkel der Erde umher gekrochen, und habe Spitzbuben aus Noth, Spitzbuben durch Gewohnheit, durch Erziehung, durch Ehr- oder Geldgeitz genug gesehen; aber nirgends einen Spitzbuben aus reiner Spitzbuben-Natur. Wäre Ihnen so einer vorgekommen, Lottchen? . . . Kurz und gut, Sie haben sich da etwas aufheften lassen. Meinen Sie, so ein junger Mensch wie Eduard, könnte hier allen den ehrlichen Leuten, z. B. meinem Bruder Ludwig, in die Augen blicken, wenn er ein so übermäßig großer Schelm wäre? Ein

Mensch wie Eduard kann zehn dumme Streiche begehen, doch nimmermehr einen so ausgemachten Schurkenstreich. Er könnte eine Französin von seiner Reise mitbringen; aber sich daneben mit einer Andern zu verloben, ohne daß er von jemand dazu gezwungen wird, das ist ihm nicht möglich."

Wer könnte den bittenden Augen Ihres Bruders etwas abschlagen! Eduard liebt ihn so zärtlich!

„Meinen Sie?" fragte er jetzt heiter, und legte seine Hand unter mein Kinn, „daß man den bittenden Blicken meines Bruders nichts abschlagen könne?"

Eduard, glaub' ich, nicht. Er liebt den Oheim Ludwig von Jugend auf.

„Auch Gretchen, auch uns Alle; und nun sollte er uns betriegen können?" — Er winkte mir, daß ich schweigen sollte; denn so eben kam Ludwig. Ich ging zu der Base, um sie zu bitten, daß sie Gretchen von ihrem Verdachte nicht eher etwas sagen möchte, als bis wir unserer Sache gewisser wären. Gretchens Vater, setzte ich hinzu,

hätte mich ausgelacht, und mir versichert, daß er sehr wohl wüßte, in welcher Verbindung Eduard mit der Französin stände.

„So?“ fragte sie neugierig, und stützte den Elbogen auf. Ich sah an ihrer Miene deutlich, daß sie nichts Bestimmtes wußte. Nun glaubte ich, noch einen Schritt weiter gehen zu können; ich sagte ihr beinahe mit klaren Worten: der Oheim habe mir den Zusammenhang erklärt; Eduard sey vollkommen unschuldig. Sie wollte mich ausholen. Ich hielt mit dem Geheimnisse, das ich nicht wußte, zurück; doch, wer kann diese Sibylle betriegen! Sie sagte ganz kalt: „wie leicht man doch einem Menschen Unrecht thun kann! Nun, der liebe Gott wird es mir vergeben. Ich werde Gretchen alles sagen, was ich gefürchtet, was ich geargwohnt habe, und daß Eduard unschuldig ist. Das gute Kind soll wieder ganz zufrieden werden.“

Um Gottes willen nicht, Base! sagte ich ängstlich: Gretchen darf kein Wort davon erfahren!

„Warum denn nicht, wenn ihr Vater

den Zusammenhang weiß? Wir haben das arme Kind in Angst gesetzt, und müssen es nun auch wieder beruhigen."

Ich mochte sagen, was ich wollte: es half nichts. Endlich mußte ich gestehen, daß ich und der Vater nichts wüßten. Sie lächelte wieder hämisch, und versprach mir, Gretchen nichts zu sagen. Aber wird sie auch Wort halten?

Gretchen stellt sich unbefangen, heiter und fröhlich; ich sehe aber an ihren Augen, daß sie die Nächte durchweint. Auch verräth mir etwas Gedehntes, Weiches in ihrer Stimme, den Gram, den sie vor jedermann zu verbergen sucht. Und Eduard? Der ist völlig heiter, so daß ich beinahe darauf schwören wollte, er sey unschuldig. Gestern ließ er sein Pferd wieder satteln. Wohin reiten Sie denn immer? fragte ich. „Auf Abenteuer," antwortete er scherzend. — In der That, hob ich wieder an: wäre ich an Gretchens Stelle, ich würde Ihnen solche geheime Besuche nicht erlauben; denn wenn die Herren dergleichen machen, so ist gewiß

ein Frauenzimmer im Spiele. — Er sah mich freundlich an, ohne daß sich die mindeste Verlegenheit in seinem Gesichte zeigte. „Hätte ich doch nicht geglaubt," sagte er, „daß Sie so eitel auf Ihr Geschlecht seyn könnten, Lottchen!" Ich drohete ihm mit einem Finger. Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Ihre Reisen Gretchen immer einige Thränen kosten, wenn nicht noch mehr? Die Liebe schmerzt jedes Geheimniß.

„Eben darum habe ich keins," sagte er mit einer Verbeugung, und schwang sich auf das Pferd. — O die Männer! die Männer! Weil sie keine Thränen haben, so glauben sie, daß die unsrigen nicht schmerzen. — Leb wohl, Friederike. Ich fürchte, mein böser Genius wird mich bald von hier vertreiben.

17.

## Oheim Heinrich an Breymann.

Weimerssen.

Welch eine Schutzwehr, lieber Breymann, giebt es gegen das Elend? — Den Muth, sich nicht darum zu kümmern! sagten wir

vor Zeiten. Und wenn ich bedenke, mit wie vielen tausend Skorpionstacheln das Schicksal über dem Leben schwebt, und sie blind auf die armen Menschen fallen läßt; wie es mit den ehernen, zermalmenden Füßen daher schreitet, und auf seinem Wege die kleinen unsichtbaren Menschen, wie Insekten, zertritt; wie Eine Generation nach der andern, mit ihrem Jauchzen und ihrem Wehklagen eines Augenblicks, versinkt, vergeht, und vergessen wird: so darf ich mir ja nur die jetzige Sekunde hundert Jahre später denken, um darüber lächeln zu können. Wäre ich es selbst, guter Breymann, über dessen Luftgebäude das Schicksal den zerstörenden Fuß erhöbe — ich glaube, dann könnte ich sagen: tritt nur, blinder Zufall! Du nimmst mir nichts; eine Hütte finde ich wieder, auch einen Rock, einen Quell, und so viel Brot, daß ich dabei leben und lachen kann. Und greifst du mich selbst an? Nun, ich habe gesehen, daß Krüppel, Blinde und Stumme lächelten; daß Menschen, welche die Gicht vierzig Jahre auf der Folter hielt, dennoch

gern lebten! — Ja, Breymann, ich glaube, das könnte ich. Denn überrechne ich alle Sekunden des Lebens, auch des ärmlichsten: wie viele gehören dem Schmerze? wenige! Der Freude? mehr. Der nothwendigen Arbeit und dem Schlafe? die meisten. Und ist es auf einem Throne anders? Man opfert das Leben der Bemühung, es hinzubringen; Schmerz und Freude haschen nur einige Augenblicke davon.

Wenn ich das alles bedenke, und noch außerdem, daß von zehn Thränen der Schmerz nur Eine auspreßt, und daß man die neun andren weint, um mit dem Schmerze zu prahlen; daß der Mensch, der in allem Nahrung für seine Eitelkeit findet, zuletzt den Schmerz, wie einen Orden, mit Hochmuth zur Schau trägt; daß auch der stärkste Schmerz — und das ist, dünkt mich, für den Menschen eben nicht das Ehrenvollste — nicht zwei Quatember überlebt, und nicht vier und zwanzig Stunden anhält, ohne durch einen Wunsch, eine frohe Hoffnung, ein Lächeln, ein Geschäft, ein Vergessen,

oder

oder den Schlaf überwunden zu werden: so komme ich mir vor, als wäre ich über und über gegen alles Leiden gepanzert. Aber sehe ich dann wieder die Thränen in den Augen Andrer, werfe ich einen Blick auf das trübe Gesicht meines Bruders Ludwig: dann stehe ich ohne Panzer da, und der Schmerz wühlt auch in meiner Brust.

Die Spartaner wünschten ihrem ärgsten Feinde den Bau-, den Putz-, den Pferde-Teufel, und ein ungetreues Weib. Nichts von dem allen ist in meinem Hause; und dennoch sind wir nicht glücklich. Die Liebe hat uns große Unruhe und vieles Leiden gebracht.

Meine Tochter Margarethe weint die bittersten Thränen, wenigstens, wenn es niemand bemerkt; denn ihr Bräutigam, den sie liebt, hat sie betrogen. Er hält sich einige Meilen von hier eine Maitresse, eine schöne und reitzende Französin. Das arme Mädchen hat nicht Kraft genug, entweder die Verbindung mit dem Geliebten abzubrechen, oder an ihm zu ertragen, was nicht zu än-

dern ist. Sie hält ihn für einen Gott, und ihre Nebenbuhlerin bald für eine Göttin, bald für den lebendigen Teufel. Mein Bruder Erich schimpft und flucht; denn er hat das Mädchen lieb, und unsern Neffen, den Bräutigam, dazu. Er schwört, daß er die Metze, die seinen unschuldigen Neffen durch bloße Zauberei gefangen halte, in Stücken hauen will. — Die Base, die du kennst, hält lange, mit Seufzern vermischte, Reden über die Treulosigkeit der Männer, und vermehrt dadurch den Schmerz meiner armen Tochter. Ich frage dazwischen: wißt Ihr es denn so gewiß? ist es denn auch wahr? — Man tobt, anstatt zu antworten.

Der Sohn meiner zweiten Schwester, Alexander, ein guter, wackerer Junge, ist in die Welt gegangen, weil man eine Teufelei gemacht hat, von der ich nichts Rechtes weiß. Die Eltern geben uns die Schuld davon, daß der Bursche aus der Art geschlagen ist, nehmlich aus ihrer Art. Und da steht nun Erich wieder, und speiet Flammen aus mit lauten Donnern. Er nennt unsre

Schwester eine Kanibalin, und schwört, daß er sein Vermögen auf Leibrenten geben will, damit sie sich vor Verdruß todtärgern solle. — Die Base seufzet über die Eltern und den Sohn zugleich, und nennt diesen einen wahren Alexander; worüber Erich jedes Mal in den heftigsten Zorn geräth, ob er gleich weiß, daß sie gar nichts dabei denkt.

Und nun unter denen allen mein sanfter, gütiger Ludwig! Er setzt den Stürmen der Leidenschaften nur einen bittenden Seufzer entgegen, und dem Hasse nur eine liebevolle Thräne. Doch — guter Breymann, ich weiß nicht, soll ich ihn mitleidig, oder mit höherer Ehrfurcht betrachten? Sein Herz ist jetzt noch sanfter, noch milder, als ehemals. Auch ihn hat die Liebe entflammt; — doch in dem Herzen dieses gütigen Wesens wurde sie nur eine Tugend mehr. Er liebt ein Mädchen, das in meinem Hause lebt, und das er aus wirklicher Noth gerettet hat. Mitten in dem heftigen Treiben der Andern wendet er die Augen voll Sehnsucht auf dieses Mädchen, und trifft in den ihrigen nur auf kalte Blicke.

Sie liebt ihn nicht. Sehr natürlich. Und also ist es consequent, daß sie ihn mit Gleichgültigkeit behandelt. Aber dennoch habe ich eine Art von Widerwillen gegen sie, seitdem ich sehe, daß sie so kalt gegen ihn ist. Er selbst weiß nicht, daß er sie liebt; denn fast eben so innig liebt er jeden Menschen, und er hält es für Wohlwollen, oder Freundschaft, wenn er fast immer von Lotten spricht, wenn er bei jeder edlen Handlung, die man erzählt, beinahe unwillkührlich sagt: so würde auch Lotte handeln! Jeder im Hause weiß, wie es in Ludwigs Herzen steht; und fast jeder ist, möchte ich sagen, mit ihm in Lotten verliebt. Wenn er schweigend die lächelnden, zärtlichen Blicke auf sie heftet, so thun das auch wir Andren, als wollten wir sie bitten, seine Liebe nicht abzuweisen. Ich weiß fast nicht, ob ich wünschen soll, daß sie ihn heirathen möchte; denn er ist funfzig Jahre alt, und sie kaum zwanzig. Und doch sehe ich schon den Schmerz in seiner Brust, die Thränen in seinen Augen, das Verwelken aller seiner Freuden, wenn

er endlich erfährt, daß er liebt, und zwar hoffnungslos. „Du glaubst nicht, Heinrich,“ sagte er vor einigen Tagen, „wie seltsam mir jetzt ist! Wäre ich abergläubisch, so würde ich denken, ich müsse bald sterben. In meiner Brust ist eine Sehnsucht, ein Verlangen, eine Unruhe, die ich sonst gar nicht kannte. Ich wünsche, und weiß doch nicht, was; aber so stark, so sehnend, wie niemals in meinem ganzen Leben.“

Hypochondrie, Bruder; weiter nichts! Reise ein Jahr lang umher; das wird dir helfen.

„Nein, Bruder; nicht Hypochondrie. Denn, wenn ich bei dir bin — hast du je einen glücklichern Menschen gesehen? Freilich, zu Hause ist es mir, als könnte ich gar nicht ausdauern; ich muß zu dir hinüber. Bin ich dann hier — ich kann ja vor Vergnügen sogar vergessen, wie übel es jetzt mit unsrer Familie steht. Sag mir aber nur, wie kann Erich so toben, wenn er das freundliche Lottchen vor sich sieht? Nicht wahr, Bruder? das liebe Kind beträgt sich doch

bei der Unruhe in unsrer Familie ganz vortrefflich!" — Nun hielt er ihr eine Lobrede, welche die heißeste Liebe ihm eingab.

Sag, Breymann, wie ist ihm zu helfen? Ich dringe auf eine Reise, ich verwickle ihn in Geschäfte, und habe ihm sogar einen Prozeß zugespielt, so sehr ich auch sonst das Prozessiren hasse. Aber er verglich sich, und sagte nachher: „Bruder, wenn jemand mein ganzes Vermögen von mir foderte, ich gäbe es ihm, damit er mich nur nicht aufhielte." — Wirklich hatte er seinem Gegner, der zu ihm gekommen war, allzu viel nachgegeben, um nur eher zu uns herüber gehen zu können.

Wenn er nun endlich merkt, daß er liebt, und nicht wieder geliebt wird, daß er nie Befriedigung seiner Sehnsucht hoffen darf — Sieh, Breymann, wie das Schicksal diesen ehrwürdigen Menschen, der einen Lorberkranz der Ehre, der Tugend verdiente, eine Schellenkappe aufsetzt, daß er sein edles Leben mit einer Thorheit, die lieblichste Harmonie mit einem lächerlichen

Mißton endigen muß! — O könnte das Mädchen ihn lieben! — Aber — soll ich es wünschen?

So ist die Ruhe aller Menschen in meinem Hause zerstört. Ueberall sehe ich Thränen, oder sorgenvolle Blicke; überall höre ich Seufzer, oder das Toben der Leidenschaft. O, wer doch helfen könnte! Wie schwach ist doch der Mensch! — Leb wohl!

---

Ende des ersten Theils.

---

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

| | |
|---|---|
| 1 | 21 |
| 2 | 42 |
| 6 | 45 |
| 2 | 42 |
| 12 fl. | 30 x |
| 4 | 30 x |
| 17 | — x |

| | |
|---|---|
| i | 21 |
| 2 | 42 |
| 6 | 45 |
| 2 | 42 |
| 12 fl. | 30 x |
| 4 | 30 x |
| 17 | — x |

| | |
|---|---|
| i | 2r |
| 2 | 42 |
| 6 | 45 |
| 2 | 42 |
| 13 fl. | 30 x |
| 4 | 30 x |
| 17 | — x |

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

So geht es in der Welt

Bd.: 2

Berlin 1803

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149i(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090226-9